Johann Baptiſt von Alxinger

Inaugural-Diſſertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philoſophiſchen Fakultät
der Univerſität Leipzig vorgelegt

von

Karl Bulling
aus Ilmenau

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig, 1914

2121

Angenommen von der philologischen
Sektion auf Grund der Gutachten
der Herren Köster und Sievers
Leipzig, den 10. Juni 1913
Der Procancellar: Le Blanc

Diese Arbeit erscheint zugleich als Band 24 der von Prof. Dr. Albert Köster herausgegebenen Sammlung „Probefahrten" und hat in dieser Ausgabe einen Anhang, der ein Verzeichnis über Alxingers Briefwechsel, 36 unveröffentlichte Briefe (Alxinger, Adelung, H. L. v. Nicolay) und einen ungedruckten Aufsatz Alxingers enthält.

Meinen Eltern

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung. Das geistige Leben in Österreich zur Zeit Maria Theresias 1

Hauptteil.

Das Leben und die Werke des Dichters Johann Baptist von Alxinger (1755—1797).

Erster Abschnitt.

a) Das Leben bis zur Mitte der achtziger Jahre 5
b) Die Gedichte und Übersetzungen 20

Zweiter Abschnitt.

a) Das Leben bis zum Jahre 1790 55
b) Die Epopöen 70

Dritter Abschnitt.

a) Die letzten Lebensjahre 109
b) Die prosaischen Schriften 137

Exkurs 158
Bibliographie 159
Verzeichnis der Abkürzungen 169

Einleitung.

Unter der glorreichen Regierung Maria Theresias[1]) erwachte Österreich aus dem tiefen Schlummer, in dem es seit den Tagen der Gegenreformation gelegen hatte. Die Kräfte des Landes waren durch die unaufhörlichen erbitterten Fehden jener trüben Zeit noch lange erschöpft gewesen, fast auf allen Gebieten war für viele Jahrzehnte Stillstand und Rückschritt eingetreten. Ein großer Teil des österreichischen Adels hatte dem neuen Bekenntnis zuliebe der Heimat den Rücken gekehrt, und die italienischen und spanischen Katholiken, die man dafür ins Land rief, waren durchaus nicht imstande gewesen, diesen Verlust an Intelligenz und bodenständiger Kultur in vollem Maße zu ersetzen. In den breiten Schichten des Volkes nahmen Verrohung und Verdummung erschreckend überhand, selbst in den Kreisen des Adels und der Begüterten war es um das geistige Leben meist traurig bestellt; denn in Schulen und Universitäten herrschten unumschränkt die Jesuiten mit ihrer mittelalterlichen Lehrmethode. Die Verwaltung und das Heerwesen zeigten ebenfalls unhaltbare, veraltete Zustände; überall machten sich tiefgreifende Reformen nötig, da eine neue Zeit gebieterisch an die Pforten klopfte. Nicht zum wenigsten ließ die Gegnerschaft zu dem aufblühenden jungen Staate Friedrichs II. die Schäden des morschen österreichischen Staatsgebäudes in grellstem Lichte erscheinen; und so setzte man jetzt, unter der Regierung Maria Theresias, alle Kräfte ein, um das Versäumte nachzuholen und dem Lande die nötigen Reformen zu geben. Unter Feldmarschall Dauns[2]) bewährter Leitung wurde das Heer einer so gründlichen Neuorganisation unterzogen, daß der Staat gegen jeden Angriff von außen gesichert erschien. Gleichzeitig sorgte

[1]) Vgl. die Literaturangaben auf S. 167.

[2]) Daun, Leopold Joseph Maria, Graf (1705—1766), Wurzbach 3, 168.

der 1760 gegründete „Staatsrath“ [1]) für die Reformen im Innern. Er führte eine vollständige Änderung des gesamten Verwaltungs- und Finanzsystems und eine Neugestaltung des Schul- und Kirchenwesens herbei, welche die Zentralisation aller im Lande wirkenden Mächte und Kräfte bezweckten. Dem besonnenen und doch tatkräftigen Vorgehen der Herrscherin und ihrer Räte gelang es auch wirklich, in allen Teilen des Reiches den Staatsgedanken zu kräftigen und in verhältnismäßig kurzer Zeit Österreich in ein leidlich modernes Staatsgebilde zu verwandeln. In dem Fürsten Kaunitz-Rietberg [2]) hatte die Kaiserin dabei einen ergebenen, außerordentlich befähigten Mitarbeiter, der nicht nur auf dem Gebiete der äußeren Politik und der Kriegsführung die entscheidende Stimme hatte und die Zügel der Regierung lange Jahre mit geschickter Hand führte, sondern auch auf die innere Politik den segensreichsten Einfluß ausübte. Der hochgebildete Mann förderte Kunst und Wissenschaft und allen geistigen Fortschritt, wo immer nur es anging, und begünstigte also auch die Verbreitung der Aufklärungsideen und die Bemühungen für Volksbildung und Volkserziehung, die sich eine Schar reichbegabter, tüchtiger Beamter zur Lebensaufgabe gemacht hatte. An ihrer Spitze stand der Leibarzt der Kaiserin, Graf Gerhard van Swieten [3]), der, aus Leyden an den Wiener Hof berufen, Maria Theresia von schwerer Krankheit errettet hatte und nun seinen großen Einfluß zu einer Neuregelung des Universitäts- und Schulwesens benutzte. Er war die Seele der 1760 gegründeten Studienhofkommission und der Hofzensur und ein Freund und Förderer aller Aufklärung und Bildung. „... Man kann sagen, daß von der Zeit an, da Swieten und Gebler anfiengen Einfluß zu haben, die neue Epoche für die Aufklärung Oestreichs eigentlich angeht. Jener konnte mächtiger durch Anstalten und Beförderungen wirken, ... dieser wirkte weniger bemerkt, indem er bey allen Gelegenheiten nützliche Grundsätze im Stillen ausbreitete“ [4]). Auch Gebler [5]) stammte

[1]) Vgl. Hock, Der österreichische Staatsrath (1760—1848), Wien 1879. [2]) Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton, Fürst (1711—1794), war seit 1753 Hof- und Staatskanzler, s. Wurzb. 11, 70; vgl. auch Beer, Adolf: Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel. Wien 1873; Einleitung. [3]) Gerhard van Swieten (1700—1772), vgl. Wurzbach 41, 37. [4]) Werner, R. M., Aus dem Josephinischen Wien, Berlin 1888, S. 6. Zitat aus der „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“, von Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1784, III., S. 337. [5]) Tobias Philipp Freiherr von Gebler war 1726 zu Zeulenroda in Reuß geboren († 1786 zu Wien), trat nach aus-

nicht aus Österreich, sondern war erst 1753 als Konvertit in österreichische Dienste getreten und schnell zu den höchsten Staatsämtern und Ehrenstellen emporgestiegen. Er hatte sein Augenmerk besonders auf die Verbesserung und Verfeinerung des Theaters gerichtet, das er auch durch eigene Stücke in seinem Sinne zu beeinflussen suchte, und traf in diesem Streben zusammen mit dem bekanntesten von allen Wiener Aufklärern, dem auf vielen Gebieten erfolgreich tätigen, verdienstvollen Sonnenfels[1]), der mit Stock, Koch[2]), Martini[3]), Rautenstrauch[4]) u. a. m. zu Swietens „alter Garde" gehörte. Der größte Teil all der Bestrebungen und der Erfolge, die sich an diese Namen knüpfen, steht in engstem Zusammenhang mit der damals überall angelegentlich erörterten Frage nach dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Es lag klar zutage, daß der Nachteil, in den die katholischen Staaten gegenüber den protestantischen geraten waren, mit ihrer geistlichen Verfassung zusammenhing[5]). Notwendig mußten also die Neuerungs- und Besserungsbestrebungen an diesem Punkte einsetzen. Auch in Österreich suchte man nun den Einfluß der Kirche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zurückzudämmen, dem Staat gegenüber der kirchlichen Macht die Oberhand zu verschaffen und womöglich eine nationale, von Rom unabhängige Landeskirche ins Leben zu rufen. Als die Hauptgegner solcher Bestrebungen erwiesen sich überall die Jesuiten und erregten und nährten nicht zuletzt gerade hierdurch den allgemeinen Widerspruch und Unwillen, dem der Orden 1773 zum Opfer fiel. Doch waren die heftigen Anschuldigungen nicht immer gerechtfertigt, wenigstens hatten in Wien die Jesuiten auch sehr viel Gutes gewirkt und bis zuletzt auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft manchen hervorragenden Vertreter gestellt[6]). Einige berührten sich in ihrem Bemühen um die Hebung der deutschen Sprache und deutschen Literatur in Österreich sogar recht nahe mit den Aufklärern, nur daß diese dem

gedehnten Reisen in holländische, dann in österreichische Dienste und wurde Vizekanzler der Wiener Hofkanzlei; er gehörte zeitweise auch dem „Staatsrath" an; s. Wurzbach 5, 118, und Z.Ö.G. 1787, S. 169.

[1]) Joseph von Sonnenfels (1733—1817), vgl. Wurzbach 35, 317, auch W. Müller, Joseph von Sonnenfels, Wien 1882. [2]) Christoph (?) Koch (1736 bis 1783) s. Wurzbach 12, 197. [3]) Karl Anton Freiherr von Martini (1726—1800) hat als Lehrer des römischen Rechts in Wien erfolgreich gewirkt; er wurde auch Alxingers Lehrer, s. Wurzbach 17, 33. [4]) Rautenstrauch, Franz Stephan (1734 bis 1785), s. Wurzbach 25, 67. [5]) Vgl. L. v. Ranke, Die römischen Päpste, Leipzig 1874, 3. Bd., S. 129. [6]) Vgl. 1784, S. 56.

Theater und der deutschen Prosa als den wirksamsten Mitteln zur Verbreitung der neuen Lehren ihr Augenmerk zuwandten[1]), während die Jesuiten sich vor allem der Pflege der schönen Literatur widmeten. Den gemeinsamen, eifrigen Bemühungen gelang es allmählich, den italienischen und französischen, ja spanischen Einfluß, der sich auf dem Theater, in der Literatur, Sprache und Sitte noch überall geltend machte, zugunsten deutschen Wesens zurückzudrängen und neues geistiges Leben zu wecken. Da auch die Musik und die bildenden Künste in Wien Sitz und Pflege fanden und die Nachrichten über den künftigen Herrscher zu den größten Hoffnungen berechtigten, erschien die alte Kaiserstadt bald in einem neuen Glanze, der auch manchen deutschen Geisteshelden damals die Blicke sehnsuchtsvoll nach dem Südosten richten ließ.

---

[1]) Literarische Tätigkeit war auch der Zweck der 1760 von Riegger gegründeten „Deutschen Gesellschaft", welcher Sonnenfels, Bob, Kauz, Martini, Sperges, Spielmann, Thugut u. a. m. angehörten.

Hauptteil.

Das Leben und die Werke des Dichters Johann Baptist von Alxinger

(1755—1797).

Erster Abschnitt.

a) Das Leben bis zur Mitte der achtziger Jahre.

Zu den jungen Wienern, die unter diesen Eindrücken und Einflüssen heranwuchsen, gehört Johann Baptist von Alxinger, der am 24. Januar 1755 zu Wien als Sohn wohlhabender Eltern zur Welt kam. Ehe er noch das erste Kindesalter überschritten hatte, starb ihm am 24. Mai 1759 sein Vater, der fürstlich Passauische Konsistorialrat Dr. Joseph Franz Alxinger, und auch die Mutter, die dem Knaben eine treffliche Erziehung zuteil werden ließ, wird 1777 in einem jugendlichen Dankgedicht [1]) als allzufrüh verstorben beklagt.

Alxinger besuchte die Schule der Jesuiten und erwarb sich schon dort eine gründliche philologische Bildung und eine umfangreiche Kenntnis der antiken, vornehmlich der lateinischen Literatur. Seine Lehrer Mastalier, Regelsperger und der berühmte Numismatiker Eckhel [2]) fanden Gefallen an dem begabten Jüngling, der sich durch sein Verständnis und Gefühl für die Dichtungen Homers, Virgils und Tibulls schon auf der Schule hervortat; sie unterstützten und förderten seine frühen dichterischen Versuche in lateinischer und deutscher Sprache und blieben ihm in dieser Hinsicht auch während

[1]) „An meine Aeltern", in den Litterarischen Monaten 1777, S. 37.
[2]) Die Jesuiten Karl Mastalier (1731—1795), Johann Christoph Regelsperger (1734—1797) und Joseph Hilarius Eckhel (1737—1798) sind auch als Dichter hervorgetreten; s. Wurzbach 17, 90; 25, 129; 3, 423.

seiner Universitätszeit treue Helfer und Berater[1]). Nach dem Vorbild des Vaters hatte Alxinger das Studium der Philosophie und der Rechte gewählt; er erwarb als ein eifriger Schüler des Freiherrn v. Martini im Jahre 1780 mit einer Dissertation: De iure patronatus den Doktorgrad und erhielt bald danach auch das Diplom eines k. k. Hofagenten. Doch machte er von diesem Amte nur selten Gebrauch[2]) und dann auch nur, um unentgeltlich für unbemittelte Klienten einzutreten. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen gestattete ihm, seiner Neigung zu folgen und sich ganz der Pflege der schönen Wissenschaften zu widmen. Während seiner Studienzeit trat er, wohl durch Vermittlung seiner früheren Lehrer, jenem Dichterkreis des theresianischen Wiens nahe, der sich aus den Lehrern der Jesuitenschulen und ihren gleichstrebenden Schülern zusammensetzte und in dem ehrwürdigen Barden Sined[3]) Haupt und Vorbild verehrte. Neben Sineds Schüler Freiherrn Josef v. Retzer[4]) und Alxingers Jugendfreund Karl Reinhold[5]), dem einstigen Jesuitenzögling und späteren Professor der Philosophie, gehörte zu den jüngeren Mitgliedern dieses Kreises auch der Exjesuit Lorenz Leopold Haschka[6]). Er hatte durch einige aufsehenerregende Oden seinen Dichterruhm gegründet und erschien dem jungen Alxinger, dem er Unterricht in der Prosodie und Metrik erteilte, als der Hauptförderer deutscher Literatur in seinem Vaterlande. Bald umschloß die beiden ein inniges Freundschaftsbündnis, ja Haschka wußte die Achtung und Zuneigung des nur um zwei Jahre jüngeren „Bardensohnes" in dem Maße zu gewinnen, daß Alxinger, sobald er volljährig wurde, von den siebzig- bis achtzigtausend Gulden, die er im Vermögen hatte, zehntausend dem weniger bemittelten Freunde vermachte[7]).

---

[1]) Vgl. 1788 II, 133, 414. [2]) Vgl. Wilhelm S. 41: „... ein Metier, das ich ganz hasse und aufgegeben habe ..." [3]) Sined = Johann Michael Denis (1729—1800) hat sich große Verdienste um das Geistesleben Österreichs erworben; vgl. P. v. Hofmann-Wellenhof, Michael Denis ..., Innsbruck 1881; Wurzbach 3, 238; vgl. auch 1780, 28. [4]) Joseph Friedrich Freiherr von Retzer (1754 bis 1824), s. Wurzbach 25, 343. Über Alxingers Stellung zu Retzer im Anfang der achtziger Jahre berichtet Wiesner, „Eine literarhistorische Anekdote in Briefen". In Frankls Sonntagsblättern 1847, Nr. 27. [5]) Karl Leonhard Reinhold (1758 bis 1823), s. Wurzbach 25, 222, und Robert Keil, Wiener Freunde, Wien 1883. [6]) Lorenz Leopold Haschka (1749—1827), s. Wurzbach 8, 20, und Gustav Gugitz, Jb.Grillp.Ges. 17, S. 32: „Lorenz Leopold Haschka". [7]) Diese Nachricht mag unglaubwürdig erscheinen (s. Wilhelm S. 8), beruht aber auf Wahrheit; vgl. dazu: Österreichische Rundschau, Bd. 12, S. 199; Teutscher Merkur 1787 I, 63;

Vor der Auflösung seines Ordens war Haschka Lehrer in Krems gewesen, dann aber in seine Vaterstadt Wien zurückgekommen, um sich dem Studium der Jurisprudenz[1]), in erster Linie jedoch der Schriftstellerei zu widmen; er hatte als früherer Jesuit bald Anschluß an die Denisianer gefunden und redigierte nun zusammen mit dem in seinen Hoffnungen enttäuschten ehemaligen Erfurter Professor Friedrich Just Riedel[2]) das Organ der Wiener Barden: Die „Litterarischen Monate“[3]). Somit stand diese periodische Zeitschrift, die im Oktober 1776 ins Leben getreten war, auch dem jungen Alxinger offen; sie brachte in den ersten Monaten des folgenden Jahres eine ganze Anzahl seiner Gedichte, stellte jedoch schon mit dem Märzheft ihr Erscheinen wieder ein. Eine größere Sammlung solcher Jugendwerke, von denen einige vorher im Einzeldruck veröffentlicht waren oder in den Spalten der „Wiener Realzeitung“[4]) Aufnahme gefunden hatten, erschien erst im Jahre 1780 als „Gedichte des Herrn Johann von Alxinger. Herausgegeben von Friedrich Just Riedel“ bei Gebauer in Halle und wurde beifällig aufgenommen[5]). Die Beziehungen zu diesen Literaten wurden für Alxinger auch nach einer anderen Seite hin wichtig. Riedel war nämlich in jenen Jahren eifrig bestrebt, in Wien Freunde für die Musik des Ritters von Gluck und Verständnis für die Bedeutung des Meisters zu wecken[6]). Die „Litterarischen Monate“ geben vielfach Zeugnis von seinem und seiner Freunde Bemühen. Offenbar stand Gluck[7]) dieser ganzen Dichterschar recht nahe, und so wandte er sich denn auch an einen aus ihrer Mitte, an den jungen Alxinger, als er für die

---

Alxingers Brief an Goeckingk vom 29. Jan. 1794 (AFG.); J. J. Gerning, Reise durch Östreich und Italien, I, Frankfurt a. M., S. 83, und Frankls Sonntagsblätter, II. Jahrgang, S. 266 (K. Pichler).

[1]) Als Privatus iuris erscheint er in den Logenverzeichnissen, vgl. Gustav Brabée, Sub Rosa, Wien 1879, S. 15. [2]) Friedrich Justus Riedel hatte voreilig einem Rufe nach Wien Gehör geschenkt, entsprach jedoch den in ihn gesetzten Erwartungen nicht, sank immer tiefer und fand ein unrühmliches Ende (1742—1785), s. Wurzbach 26, 86; vgl. Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, III, 245. [3]) Vgl. Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, 1778, Juli, S. 36; vgl. Euphorion VII, S. 233: Erich Schmidt: Aus den „Litterarischen Monaten“ 1776 bis 1777; vgl. auch Wiener Realzeitung, 1779, S. 209. [4]) Über die Wiener Realzeitung spricht Richter, Geistesstr., S. 280. [5]) Vgl. Deutsches Museum, 1782, S. 403. [6]) 1775 erschien bei Trattnern „Über die Musik des Ritters Christoph von Gluck“, verschiedene Schriften, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Just Riedel. [7]) Christoph Willibald Gluck (1714—1787), Wurzbach 5, 221.

Wiener Aufführung seiner „Iphigenie in Tauris“ den Guillardschen Text ins Deutsche übertragen haben wollte[1]). In Gemeinschaft mit dem Komponisten verfertigte Alxinger die gewünschte Übersetzung, die lobende Anerkennung[2]) fand und — mit einigen Veränderungen — der Aufführung dieser Oper auch in Berlin und Weimar zugrunde gelegt wurde[3]).

Weniger Erfolg hatte er mit einem anderen Versuch auf dramatischem Gebiete. Durch den vielversprechenden Aufschwung des Nationaltheaters gelockt und durch Ratschkys[4]) und Blumauers[5]) Erfolge angespornt, gedachte auch er sein Scherflein zum heimischen Bühnenwesen beizutragen. Selbständige eigene Werke hatte er freilich nicht zu bieten, doch reichte er mit Hinweis darauf, daß der Kaiser den Wunsch nach gereimten Übersetzungen französischer Trauerspiele ausgesprochen hatte, dem Ausschuß des Nationaltheaters eine Alexandrinerübersetzung von Gressets Tragödie „Eduard III.“ ein. Aber der erwünschte Erfolg blieb aus; denn der Ausschuß verwarf das Stück, weil es „keinen innerlichen Wert habe“ und „die Verse höchst mittelmäßig“ seien. Dadurch war der ehrgeizige Dichter aufs tiefste verletzt; er glaubte sich ungerecht behandelt, brachte sein Werk zum Druck und warf in der Vorrede dem Ausschuß, der auch sonst manchen Widerspruch herausforderte[6]), Parteilichkeit und Eigennutz vor. Die Antwort auf diese Beschuldigungen blieb natürlich nicht aus[7]) und war der Anlaß zu dem Pamphlet: „Neueste Fakta des Ausschusses des k. k. Hoftheaters, beschrieben von Alxinger“[8]). Nun wurden diese Zwistigkeiten auch von anderen als willkommene Gelegenheit aufgegriffen, für oder wider Partei zu nehmen, und wie das Pasquill: „Auf die Fehde des Herrn von Alxinger mit dem Ausschuß des k. k. Nationalhoftheaters von Veit Rosenbaum“

---

[1]) Vgl. Werner, „Aus dem Joseph. Wien“, S. 103, und Deutsches Museum, 1781, 12. Stck., S. 528. [2]) Siehe Deutsches Museum, 1782, S. 403. [3]) Vgl. 1812, IX, 142. [4]) Joseph Franz Ratschky (1757—1810) s. Wurzbach 25, S. 22; Gugitz, Wiener Zeitung, 1907, Nr. 189; vgl. auch Rommel S. 203; Ratschkys Singspiel „Weiß und Rosenfarb“ fand damals viel Anklang. [5]) Blumauers Ritterdrama „Erwine von Steinheim“ hat zahlreiche Aufführungen erlebt; vgl. auch Wiener Theater-Taschenbuch für das Jahr 1795, S. XVII. [6]) Vgl. Richard Bitterling, J. Fr. Schink, 1911, S. 26 Anmerkung, und Jb.Grillp.Ges. 20, S. 271: Ein Pamphlet gegen das Burgtheater. Aus dem Manuskript veröffentlicht von Gustav Gugitz. [7]) Vgl. Goeckings Journal von und für Deutschland, 1784, I, S. 189. [8]) Vgl. Gugitz, „Neues über J. B. von Alxinger“ (Wiener Zeitung vom 24. Februar 1907).

zeigt, wurde dem Dichter damals so übel mitgespielt, daß er die Lust zu fernerer Betätigung auf dramatischem Gebiete auf viele Jahre hinaus verlor.

Schon lange vor dieser Zeit — im Jahre 1777 bereits — hatte Alxinger durch Vermittlung seines Freundes Haschka eine neue Bekanntschaft angeknüpft, die für sein ganzes Leben dauern und für ihn recht wertvoll bleiben sollte. Haschka hatte nämlich in dem Hause des Hofrates Greiner[1]) eine Stelle als Sekretär und Hauslehrer gefunden und hatte sich dort vom ersten Tage an festzusetzen verstanden[2]).

> Mit ihm zogen die Musen in unser Haus, erzählt Karoline Pichler, geborene Greiner[3]). Er führte nach und nach die damaligen Schöngeister von Wien bei uns ein. Alxinger, sein treuester Freund, wurde bald eben dieß für meine Ältern, und war täglich bei uns; Leon[4]) ... ward durch Haschka als Hofmeister meines Bruders ins Haus gebracht. Durch diese Beiden lernten wir Ratschky, Denis, Mastalier, Blumauer[5]) usw. kennen, und durch die Professoren Wall[6]) ..., Jacquin[7]), Abbé Eckhel, Sonnenfels, Sperges[8]), Maffei[9]) wurden auch die ernsteren Wissenschaften in unseren Kreis gezogen ... Die schönen Künste lebten und herrschten in unserem Hause, Dichter umgaben uns beständig, Musiker, Maler von einiger Bedeutung, welche nach Wien kamen, ließen so wie Gelehrte anderer Art, sich bei meinen Ältern einführen, deren Haus vor vielen der Hauptstadt sich auszeichnete. Alles, was von neuen Dichterwerken im In- und Auslande erschien, wurde sogleich bei uns bekannt, gelesen, besprochen.

Einen günstigeren Umgangskreis hätte sich Alxinger also gar nicht wünschen können; kein Wunder, daß ihm das Greinersche Haus gar bald zur zweiten Heimstätte wurde. Als täglicher, gern gesehener Gast nahm er an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen[10])

---

[1]) Ritter Franz Sales v. Greiner (1732—98) s. Wurzbach 5, 326. [2]) Vgl. Jb.Grillp.Ges. 17, S. 51 ff. [3]) Vgl. Karoline Pichler, „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", Wien 1844, I, S. 48, 53, 54, 92, 93, 94, 127; vgl. ferner Heinrich J. v. Collins Sämtliche Werke, Wien 1812, Bd. 4, S. 47, und Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, III, 207. [4]) Gottlieb Leon (1757—1832) war an der k. k. Hofbibliothek zu Wien angestellt. Wurzbach 15, 1; Rommel S. 189; Nagl und Zeidler II, S. 318. [5]) Johann Aloys Blumauer (1755—1798) s. Wurzbach 1, S. 43; vgl. P. v. Hofmann-Wellenhof, Alois Blumauer, Wien 1885, und Gustav Gugitz, Alois Blumauer, Jb.Grillp.Ges. 18, S. 27; Schöchtner (Zeit 1898, H. 181, S. 181) und Pasig (Allgem. Ztg. 1898, Nr. 67, S. 5). [6]) J. J. v. Well (Wurzb. 54, S. 225) ist wohl gemeint. [7]) S. Wurzb. 10, S. 23 ff. [8]) Sperges, Joseph Freiherr v. (1725—1791), vgl. Wurzb. 36, 138. [9]) Maffei (Wurzb. 16, S. 256), vgl. Abate Andres Sendschreiben S. 147, 150. [10]) Vgl. Pichler, Denkwürdigkeiten, I, S. 126, s. auch Wiener Theateralmanach, 1794, S. 60 f.

teil und konnte sich besonders bei dem literarischen Zirkel mit seinen eigenen poetischen Erzeugnissen rühmlichst hervortun[1]). Mit dem Ehepaar Greiner war er eng befreundet, auch in den beiden Kindern, zumal in seiner gelehrigen Schülerin Karoline, wuchsen ihm Freunde heran; zahlreiche Gedichte an Eltern und Tochter und die Widmung seines ersten größeren Werkes, des „Doolin von Maynz", zeugen für seine treue Anhänglichkeit an das Haus, dem er so viel zu danken hatte[2]).

Die Beziehungen zur Familie Greiner mußten für ihn auch deshalb von ganz außerordentlichem Werte sein, weil sein eigenes Eheleben sich recht unerquicklich gestaltete und bald einen vorzeitigen Abschluß fand[3]). Er hatte sich mit Maria Anna Freiin v. Wetzlar, deren Vater Karl Abraham[4]) unter Maria Theresia vom Judentum zum Katholizismus übergetreten war, verheiratet, „doch diese führte ein so ungebundenes Leben und bekümmerte sich so wenig um den Mann, daß er sie oft in flagranti antraf und endlich in ein Kloster schickte, wo sie von den Zinsen ihres eigenen Vermögens lebte"[5]). Da die Ehe kinderlos geblieben war, fühlte sich Alxinger in seiner Häuslichkeit sehr vereinsamt und nahm deshalb seinen Freund Haschka, als dieser das Greinersche Haus verlassen mußte, gern bei sich auf, um für lange Zeit Kost und Wohnung mit ihm zu teilen. Er wohnte bis zum Jahre 1785 im Gundelhofe, zog dann in den Neustädterhof und ist dort bis zu seinem Tode geblieben; denn seinen allzu späten Entschluß, diese unfreundliche, enge Wohnung gegen eine größere in der Singerstraße zu vertauschen, hat er nicht mehr verwirklichen können[6]).

An geselligen Freuden fehlte es dem Dichter auch abgesehen von der innigen Gemeinschaft mit Freund Haschka damals nicht, da ihm sein Verkehr in der Familie Greiner und der Beitritt zu einer Freimaurerloge einen ausgedehnten Bekanntenkreis verschafft hatten. Dazu kam, daß er gerade in jenen Jahren immer mehr

[1]) S. Biographie der Glaubensfeger in Oesterreiche S. 27. [2]) Vgl. 1780, 16 (die Niederschrift Alxingers befindet sich im Besitz des Herrn Dr. Baedeker, Leipzig), vgl. Pichler, Denkw., S. 94 = 1788, II, 73 u. a. m.; s. auch Frankls Sonntagsblätter, 1843, 12, S. 266. [3]) Vgl. Alxinger an Goecking, Okt. 1785 (AFG.). [4]) Über den Freiherrn Karl Abraham Wetzlar von Plankenstern gibt Wurzbach (Bd. 55, 189) eingehend Nachricht. [5]) Vgl. dazu Ö. R. 12, Heft 1, S. 192 u. S. 267: „Tagebuchstellen eines Schweizers [J. H. Landolt]. Aus dem josefinischen Wien." S. 199. [6]) Vgl. dazu Wilh. S. 54; Ö. R. 12, S. 200, Jb.Grillp.Ges. 17, S. 57, und Frankls Sonntagsblätter, 1847, S. 91 (Pfundheller).

Fühlung mit der jungen Dichtergeneration gewann, die sich in Maria Theresias letzter Zeit trotz den Barden kräftig und vielversprechend zur Geltung zu bringen wußte.

Das Jahr 1780 brachte mit dem Tode der Kaiserin und dem Regierungsantritt Josephs II.[1]) den Beginn jener einzigartigen Reformtätigkeit, die den edlen Absichten des neuen Herrschers zu raschem Siege verhelfen sollte und in ganz Österreich eine vollständige Umbildung alles bisher Bestehenden und Geltenden zur Folge hatte.

In seinem Kampfe gegen die tiefeingewurzelten Machtansprüche der Kurie, in seinem Eintreten für Aufklärung, Denk- und Preßfreiheit fand der Kaiser besonders im Anfang seiner Regierungszeit an den jungen Dichtern und Literaten begeisterte Anhänger. Bald aber zeigte es sich — und auf wenigen Gebieten früher und deutlicher als auf dem der Literatur —, daß die wohlgemeinten Verordnungen nicht immer erfreuliche Wirkungen nach sich zogen. Infolge der vom Kaiser in reichstem Maße gewährten Preßfreiheit hatte nämlich auch eine große Anzahl Unberufener zur Feder gegriffen, um alle möglichen Dinge, die ihnen am Herzen lagen, vor die breite Öffentlichkeit zu bringen. „Man schrieb itzt von allem und über alles," heißt es in Blumauers[2]) Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Literatur „man nahm den nächsten besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem damals noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher; für zehn Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein seyn, durchgebeutelt lesen . . ." So wurde Wien und das ganze Reich von einer Flut von Broschüren überschwemmt, die nicht geeignet waren, einen günstigen Begriff von dem Bildungsstand Österreichs zu erwecken. Die besseren Köpfe sahen sich daher gezwungen, von diesen kläglichen Skribenten abzurücken und sich untereinander fester zusammenzuschließen. Auch die Barden, die in Wien niemals recht beliebt gewesen waren und bei der neuen Entwicklung erst recht fürchten mußten, ganz ins Hintertreffen zu geraten, ließen die alte Gegnerschaft vergessen sein und schlossen mit den jungen Dichtern

[1]) Joseph II. (1741—1790) war zwar schon seit vielen Jahren „Mitregent" gewesen, hatte aber seinen Tätigkeitsdrang und seine Neuerungsgelüste zu Lebzeiten seiner Mutter beständig zügeln müssen; vgl. die Literaturangaben auf S. 167. [2]) Vgl. Blumauers sämmtl. Werke (Kistenfeger), Bd. 8, S. 48.

einen Bund, von dem beide Teile nur Nutzen haben konnten: Seit dem Jahre 1781 beteiligten sie sich an dem von jenen begründeten Musenalmanache[1]). Schon 1777 hatte der damals zwanzigjährige Ratschky zusammen mit dem gleichaltrigen Gottlieb Leon und mit Thaddäus Schlosser[2]) einen „Wienerischen Musenalmanach" herausgegeben, doch nur mit vieler Mühe war es ihm und später seinem Nachfolger Joseph Martin Prandstetter[3]) gelungen, jährlich ein Bändchen voll Gedichte zusammenzubringen. Erst mit dem Jahre 1781 kam regeres Leben in das Unternehmen. „Ein Freund des Gesanges," ein Mann von Genie — offenbar ist Denis gemeint —, hatte sich eifrig für den Almanach verwendet, und mit ihm strömte eine ganze Schar neuer Mitarbeiter herbei, unter ihnen auch Alxinger. Als Herausgeber trat nun Ratschky wieder auf, und neben ihm zeichnete Aloys Blumauer, der in den nächsten Jahren mehr und mehr die Seele des Unternehmens und der Mittelpunkt der Gemeinschaft werden sollte, zu der sich Alxinger, Haschka, Leon, Blumauer, Ratschky, von Retzer, Prandstetter, Grolzhammer[4]) und einige andere damals zusammenschlossen. Sie blieben fast alle trotz mancher Veränderung lange Zeit hindurch eifrige Mitarbeiter, auch Alxinger steuerte bis zum Jahre 1796 regelmäßig zahlreiche Gaben bei[5]).

Schon frühe hatten auch andere Almanache und Zeitschriften Gedichte Alxingers aufgenommen, so Armbrusters „Poetisches Portefeuille", der Vossische Musenalmanach und die „Wiener Realzeitung"; vor allem aber hatten die juvenalisch eifernden Oden im „Deutschen Museum" dafür gesorgt, daß der Name des Dichters auch außerhalb Österreichs schon weithin bekannt war, als er 1784 daran ging, seine verstreuten Gedichte zu sammeln und zum Besten des Wiener Armeninstituts zu veröffentlichen[6]).

Während diese Sammlung, die zu Ende des Jahres mit dem Titel „Poetische Schriften" herauskam, noch im Drucke war, reiste Alxinger im September 1784[7]) im Auftrage seiner Loge — er war

[1]) Vgl. Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach. Euphorion, 6. Ergänzungsheft, 1906; s. auch Deutsche Nationalliteratur Bd. 135, II, 55; Dr. Anton Schlossar, Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder, Wien 1879, S. 1—64. [2]) Vgl. Schlossar, S. 145. [3]) Martin Joseph Prandstetter (1750—?) vgl. Wurzb. 23, 192; Rommel S. 156. [4]) Anton Grolzhammer (1768—1786) vgl. Schlossar S. 57; Rommel S. 155. [5]) Nur in den Jahrgängen 1789 und 1795 findet sich kein Beitrag von Alxinger, vgl. dazu Gothaische gel. Zeitungen 1789 S. 538. [6]) Vgl. J. f. Fr., I, 2. Viertelj., S. 256, und I, 3. Viertelj., S. 250. [7]) Vgl. Abafi, IV, S. 259 ff.

damals Bruder Redner der Loge „zum heiligen Joseph" — nach Berlin und fand, von Gebler und Denis empfohlen, in Friedrich Nicolais[1]) Hause gastliche Aufnahme. Während Nicolais Aufenthalt in Wien hatten sich die beiden wohl nicht persönlich kennen gelernt, sie traten sich aber in den zwei Wochen, die Alxinger in Berlin zubrachte, recht nahe, da ihr Wesen und ihre Anschauungen in vielem übereinstimmten. Aus dem regen Briefwechsel, der sich infolgedessen zwischen ihnen entspann, geht hervor, daß Alxinger in Nicolai einen verständnisvollen, treuen Freund gewann, dem er während seines ganzen folgenden Lebens von allem, was ihn bewegte, mit rückhaltloser Offenheit getreulich Kunde gab. Durch Nicolai wurde der junge Wiener Gast damals auch in den Mittwochsklub der Berliner Gelehrten eingeführt, von denen ihm neben Ramler[2]) und Biester besonders der vortreffliche Mendelssohn[3]) unbegrenzte Verehrung und Liebe einflößte.

Soweit es der Zweck und die Ausdehnung seiner Reise gestatteten, benutzte Alxinger die Gelegenheit, auch andere deutsche Dichter und Gelehrte an den Stätten ihres Wirkens aufzusuchen. Ob ihn damals sein Weg über Leipzig und Weimar auch bis nach Göttingen[4]) hin führte, ist recht fraglich; eher schon darf man annehmen, daß er in Gotha im Hause Gotters Einkehr hielt und dort durch einen Zufall auch den Dichter Georg Schatz[5]), seinen nachmaligen Gegner, kennen lernte.

In Leipzig sprach er bei dem Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", dem Lustspieldichter Christian Felix Weiße[6]) vor, wurde sodann von dem gelehrten Sprachforscher Adelung[7]) freundlich aufgenommen und verbrachte wohl auch einige Stunden in Oesers[8]) Gesellschaft.

Den Höhepunkt der Reise aber bildete der Aufenthalt in Weimar,

---

[1]) Vgl. Wilh. S. 5. [2]) Vgl. 1788, II, 191. [3]) Vgl. Wilh. S. 12, 51; vgl. auch „Moses Mendelssohns gesamm. Schriften", Leipzig 1844, 5. Bd., S. 682 f. Dort heißt es: „Alxinger hat mir gefallen. Er ist ein junger Mann von guter Gesinnung, der mehr gesunden Verstand hat, als er in seiner überspannten Sprache der Empfindung zu haben scheint. Wenn Zeit und Umgang seinen Enthusiasmus herunterstimmen werden, so verspricht er viel Gutes." S. 683 f.: offenbar ist v. Gemmingen gemeint. [4]) Die „Lateinischen Gedichte", 1788, II, S. 413, sind Heyne gewidmet. [5]) Vgl. Alxinger: „Über eine elende Recension . . ." S. 84 u. 96. Vielleicht ist nicht an Gotter, sondern an Manso gedacht. [6]) Vgl. 1788, II, 229. [7]) 1788, II, 217; Wilhelm S. 26. [8]) Doolin 1787, III, 8, Anmkg. S. 370; vielleicht in Weißes Hause; vgl. Minor, Ch. F. Weiße, S. 351.

im Hause des verehrten Wieland[1]). Dort hatte vor einigen Monaten der Barnabitenmönch Karl Reinhold, der mit Unterstützung seiner Logenbrüder aus Wien entflohen war, eine sichere Zufluchtsstätte vor den Nachstellungen seines Ordens gefunden und sich bald aller Herz gewonnen[2]). So konnte auch sein Freund Alxinger einer gütigen Aufnahme im Familien- und Bekanntenkreise Wielands sicher sein. Sein heiteres, angenehmes Wesen kam ihm dabei trefflich zustatten und gewann ihm schnell die Zuneigung des verehrten Dichters, der von nun an mehr und mehr das Vorbild seines eigenen poetischen Schaffens wurde, nach dessen Lob er sich vor allem sehnte, mit dessen Anerkennung und Freundschaft er allerorten prunkte[3]); und neben dem Bund mit Nicolai dürfte das der köstlichste Gewinn gewesen sein, den Alxinger von seiner Reise zurückbrachte; denn die Bemühungen in Sachen seiner Loge waren nicht von Erfolg gekrönt und brachten ihm eine Enttäuschung, die für seine Stellung zum Freimaurertum von einschneidender Bedeutung wurde.

Er hatte sich, wie alle geistig regsamen und vorwärtsstrebenden Männer Wiens, schon vor geraumer Zeit dieser Gemeinschaft angeschlossen; im Jahre 1779 war er nämlich Mitglied der Loge „zum heiligen Joseph" geworden, der bald darauf auch Haschka und noch ein anderer naher Freund Alxingers, der Arzt Maximilian Stoll, beitraten[4]). Von Anfang an scheint der befähigte, wohlhabende Mann eine gewisse Rolle in seiner Loge gespielt zu haben[5]) und mag in jenen Jahren auch ein begeisterter Freimaurer gewesen sein; mit dem 1782 eintretenden Prandstetter wetteiferte er in Liedern und Kantaten zum Lob der „königlichen Kunst". Wenn die Loge 1784 ein „Taschenbuch für Brüder Freymaurer" zum Wohle der Armen herausgeben konnte, so kam diesen beiden wohl das Hauptverdienst daran zu. Aber wie bei allen Unternehmungen der Loge machte sich selbst hierbei ein Mißstand geltend, der auf die Dauer unerträglich war: nämlich die sklavische Unterwürfigkeit unter die Vorschriften der Berliner Landesloge. Während die anderen Wiener Bruderschaften, die in dem gleichen Abhängigkeitsverhältnis standen,

---

[1]) 1788, II, 125. [2]) Vgl. Gruber, Wielands Werke, 53, S. 102; vgl. Keil, Einleitung. [3]) Vgl. Keil, S. 38. [4]) Vgl. Abafi, III, 325; IV, 239. [5]) Vgl. Lewis, Geschichte der Freimaurerei in Österreich, Wien 1861, S. 48. Am 7. März. 1782 wurde Alxinger zum Aufseher, am 14. März 1784 zum Br. Redner gewählt; vgl. Brabée, Sub Rosa, 1879, S. 193.

diese lästigen Bande allmählich zu lockern wußten, blieb die Loge „zum heiligen Joseph" dem alten Standpunkt immer getreu und wehrte sich hartnäckig gegen die erfolgreichen Bestrebungen, alle in den achtziger Jahren kräftig aufblühenden österreichischen Logen zu einer Nationalgroßloge zusammenzuschließen[1]); und doch zeigten die Berliner den Wiener Brüdern trotz dieses treuen Beharrens in allen Dingen wenig Entgegenkommen. Da erbot sich Alxinger, die Wünsche seiner Loge persönlich in Berlin vorzubringen[2]) und unternahm die bereits besprochene Reise. Er vermochte jedoch auch nichts auszurichten; abweisend, ja kränkend behandelte man ihn, so daß er alsbald nach seiner Rückkehr nach Wien aus der Loge „zum heiligen Joseph" ausschied. Auch Prandstetter und mancher andere zog es vor, den nun innerhalb dieser Loge eintretenden Uneinigkeiten und Spaltungen[3]) aus dem Wege zu gehen: In der ersten Hälfte des Jahres 1785 schlossen sich deshalb die beiden Poeten und einige ihrer Brüder[4]) der Loge „zur wahren Eintracht" an.

Diese junge Vereinigung hatte sich, seit Ignaz Born[5]) an ihrer Spitze stand, zu einer Eliteloge mit ausgesprochen literarisch-wissenschaftlichen Zielen entwickelt und war in gewissem Sinne ein Ersatz für die oftmals geplante und doch nie zustande gekommene Akademie der Wissenschaften geworden. In erster Linie wurden zwar die Naturwissenschaften[6]) gepflegt, doch kamen auch die zahlreichen Dichter, die dieser Gemeinschaft angehörten, zu ihrem Recht: Das „Journal für Freymaurer"[7]), das die Loge seit 1784 herausgab, ist voll von Gedichten der Wiener Musenalmanach-Beiträger; neben Blumauer, Leon, Ratschky, v. Retzer, Fridrich[8]) und anderen lieferten nun seit dem Jahre 1785 auch Alxinger und Prandstetter manches Gedicht für dieses Journal und befanden sich also in gewohnter Umgebung. Trotzdem muß sich Alxinger in dem Kreise der neuen Brüder nicht allzu wohl gefühlt haben, da er schon 1785 an Reinhold[9]) schrieb:

---

[1]) Vgl. J. f. Fr., I, 2. Viertelj. [2]) Vgl. Abafi, IV, S. 259. [3]) Vgl. J. f. Fr., II, 1. Viertelj., S. 219, u. II, 3. Viertelj., S. 182. [4]) Vgl. Abafi, IV, S. 260, 301, 314 f.; IV, S. 275: wird Haschka als Mitglied der Loge „zum Palmbaum" genannt. [5]) Ignaz Edler von Born vgl. Wurzbach 2, 70. [6]) Eine Zeitschrift „Physikalische Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien" wurde von der Loge (1783—1788) herausgegeben. [7]) Vgl. Abafi IV, S. 294. [8]) K. Jul. Friedrich (oftmals „Fridrich") ist durch seine „Situationen" bekannt. [9]) Vgl. Keil S. 41.

Was du von unserer Loge sagst, sie sey ohne Born ein Körper ohne Seele, ist eine ewige Wahrheit, so wahr, als daß ich, wär Er nicht Meister vom Stuhl niemals zu dieser Loge getreten wäre[1]), so wahr, als daß ich wenn er es heute aufhört zu seyn, morgen decke ...

Das Ende desselben Jahres brachte eine neue unerfreuliche Wendung. Gemäß dem „Freimaurerpatent" Josephs II. vom 16. Dezember[2]) 1785, welches tiefgreifende Veränderungen nötig machte und die sogenannte „Maurerrevolution" mit all ihren unerquicklichen Folgeerscheinungen[3]) hervorrief, verschmolzen sich die acht Wiener Logen zu zwei größeren Vereinigungen unter einem gemeinschaftlichen Landesgroßmeister, dem Grafen von Dietrichstein[4]); die Loge „zur wahren Eintracht" nahm zusammen mit den „drei Adlern" und dem „Palmbaum" den gemeinsamen Namen „Zur Wahrheit" an[5]). Schon damals hatte Borns Loge den Rahmen der ursprünglichen Gemeinschaft längst überschritten und zählte fast alle hervorragenden Männer Wiens[6]) zu ihren Mitgliedern. Dafür sah es in den anderen Logen um so schlimmer aus; denn dort war man bei der Aufnahme neuer Mitglieder weniger wählerisch gewesen[7]). Zahlreichen unwürdigen Elementen hatten diese Logen Eingang gewährt, und während in den einen alles Freimaurertum zu einem schamlosen Protektionswesen ausartete, trieben in anderen schwärmerische Köpfe oder gar Betrüger ihr verderbliches, alchymistisches Unwesen. Daß Born und die Seinen gegen solche Auswüchse heftig ankämpften, geht aus dem „Journal für Freymaurer" deutlich hervor, und daß Alxinger, der stets jeglicher Art von mystischer Schwärmerei im höchsten Grade abhold war, diese Zustände mit richtigem Blick beurteilte, zeigt überdies sein Brief an Nicolai[8]) vom 22. Oktober 1785. Warnungen — heißt es da — seien bei ihm nicht nötig gewesen, da er seinen Geist zu fest vor allen diesen lächerlichen Superstitionen und seinen Beutel zu fest vor allen Maurerischen und Rosenkreuzerischen Kartuschen verschlossen habe. Es heißt dann weiter:

---

[1]) Sollte der Brief Alxingers an Udvarnoky (vgl. Aigner, im Zirkel 1882, S. 54) nicht aus d. J. 1784 stammen? [2]) Vgl. Gräffer, Jos. Kur., I, 42; Abafi IV, 145. [3]) Vgl. Gräffer, Jos. Kur., I, 42 ff.; III, 92 ff.; IV, S. 332 ff.; vgl. J. f. Fr., II, 4. Viertelj., S. 199. [4]) Vgl. 1788, I, S. 235. [5]) Dementsprechend änderte sich auch der Titel des Js. f. Fr.: „herausgegeben v. d. Brüdern d. □ z. Wahrheit". [6]) Vgl. Abafi IV, S. 314 ff. [7]) Vgl. Werner S. 132, Keil S. 66. [8]) Vgl. Wilh. S. 22.

Daß übrigens unsere Landesloge abergläubischen oder was immer für einen Unsinn verbreiten, daß sie sich eine monarchische Authorität anmaaßen, und necken oder tyranniſiren soll, ist, solange als Born Secretär und Souffleur des Landes Großmeister ist, nicht von weitem zu befürchten. Giebt sich aber der nicht mehr mit Maurerey ab, so fällt unsere Loge, die eigentlich der Sammelplatz unbenebelter Maurerköpfe ist, und ich hänge meine Kelle an die Wand ...

Das mag er auch wahr gemacht haben, als Born bald darauf seinen Austritt nahm[1]).

Indessen waren außer zahlreichen Freimaurerliedern zwei eigenartige Gedichte Alxingers ans Licht getreten, die der großen Verehrung für den Meister ihre Entstehung verdankten. Wie Born wegen der unwürdigen Behandlung der Freimaurer in Bayern in einigen vielbesprochenen Briefen[2]) seine Zugehörigkeit zur Münchner Akademie gelöst hatte, so wollte auch Alxinger sich bei der philosophischen Fakultät in Wien ausstreichen lassen, als diese den Pater Halt, einen durch stockorthodoxe Schriften berüchtigten Parteigänger der erzbischöflichen Clique zum Dekan erwählte. Das derbe, kunstlose Spottgedicht: „Auf eine gewisse Feyerlichkeit der hohen Schule zu Gablitz[3]). Durch Joannem Xilangerum AA.LL. et Phil. Doct. besagter hohen Schule" bezieht sich auf dies Ereignis. Bedeutsamer ist das andere, in Hexametern abgefaßte Gedicht: „Die Musen in Wien auf dem Salzgrieß im Hanswurstischen Hause", das sich gegen Sonnenfels richtete. Der suchte nämlich seine einflußreiche Stellung in der Loge „zur wahren Eintracht"[4]) und seine Führerrolle im österreichischen Illuminatentum[5]) für das Zustandekommen einer Akademie auszunutzen; es fanden auch einige Gründungssitzungen im alten Hanswurstischen Hause auf dem Salzgries statt, doch kam der Plan nicht zur Ausführung. Der ohnehin wenig beliebte Sonnenfels zog sich vielmehr durch die von ihm getroffene Auswahl der

[1]) Nach den Worten des „Anti Hoffmann", I, S. 52, darf man wohl nicht daran zweifeln, daß Alxinger niemals Mitglied des Illuminatenordens gewesen ist, alle dahingehenden Vermutungen (Abafi IV, S. 130) sind also als irrig zurückzuweisen; vgl. auch Keil S. 60. [2]) Vgl. J. f. Fr., 1785, 4. Viertelj.; Abafi, IV, S. 167; siehe auch Allgem. Bücherverzeichnis neuer Bücher 1780, S. 311 ff. [3]) „Gablitz ist ein Dorf ohnweit Wien. Man sagt hier, wenn man jemand nicht geradezu einen Esel heissen will, er sei zu Gablitz promovirt worden"; Full, S. 200. Vgl. Gräffer: Jos. Kur., III, S. 112; Gugitz, Wiener Zeitung 1907, Nr. 46. [4]) Er war am 6. VII. 1782 aufgenommen worden. [5]) Abafi, IV, S. 132; vgl. auch Mendelssohns Briefe, 5. Bd. der gesammelten Schriften, S. 620, 622, 683.

Gelehrten neue Feindschaften zu und muß sich damals auch mit Meister Born überworfen haben, wohl deshalb, weil seine Ansprüche das ihm zukommende Maß überstiegen. In jenen Tagen entstand nun das genannte Pamphlet, das in derber, doch nicht unwitziger Weise seinen bitteren Spott über den eitlen Sonnenfels [1]) und seine oft recht oberflächliche vielseitige Bildung ergoß und auch seinem „Schildknappen" Retzer und einem Professor der Philosophie namens Mayer [2]) einige bittere Pillen zu schlucken gab. „Es wurde in Bruder Borns Wohnung in einer gewissen Versammlung vorgelesen und gutgeheißen", drang dann bald in die Öffentlichkeit und führte zu einer Spaltung zwischen Sonnenfelsianern und Bornerianern. Mit Recht vermutete man schon damals in Alxinger den Verfasser des anonym herausgekommenen Gedichtes [3]).

Diese unerquickliche Uneinigkeit und Zerfahrenheit in den Wiener literarischen Kreisen trug wesentlich dazu bei, die Blicke Alxingers nach dem „Reiche" zu lenken. Dem Freunde Reinholds und Wielands öffnete nun auch der „Teutsche Merkur" seine Spalten und gewann an ihm einen eifrigen Mitarbeiter für die nächsten Jahre; „Meißners Quartalschrift", die „Berlinische Monatsschrift" und Archenholtzs „Neue Litteratur und Völkerkunde" brachten ebenfalls Beiträge von seiner Hand, auch lieferte er Gedichte in das „Deutsche Museum" und das „Journal für Freymaurer" und blieb während all dieser Jahre ein treuer Mitarbeiter am „Wiener Musenalmanach" [4]).

Im wesentlichen gehörte seine Zeit und Arbeit damals freilich einer Ritterepopöe, dem „Doolin von Maynz". Sobald jedoch dieses große Gedicht zum Abschluß gebracht war, begann ein Jahr eifrigster und ergiebigster Übersetzertätigkeit, dem zahlreiche Verdeutschungen antiker Werke entstammen. Die erste Stelle im Reigen nimmt die Übertragung der „Hekabe" des Euripides ein, die im Herbst 1786 endlich entstand, nachdem sie schon lange als Beitrag für den „Teutschen Merkur" versprochen war. Wieland hatte

[1]) Sonnenfels tritt als „Glanzberg" auf; vgl. Allgem. Deutsche Bibliothek Bd. 57, S. 609; Bd. 68, S. 584; Magazin d. Kunst u. Lit. 12, S. 107. [2]) Vgl. Wilhelm S. 64; ferner: Alxinger an Goeckingk d. 9. Aug. 1793 (A.F.G.). [3]) Vgl. ferner: „Anti Hoffmann", I, S. 88 f.; Gräffer, Jos. Kur., III, 125 ff.; Werner S. 133; Abafi IV, S. 174; Gugitz, Wiener Ztg. 1907, Nr. 46. An abfälligen Bemerkungen über Sonnenfels fehlt es in Alxingers Briefen aus jener Zeit natürlich nicht. Für Alxingers Verhältnis zu Retzer vgl. Wiesner in Frankls Sonntagsblättern 1847, Nr. 27, S. 342. [4]) Vgl. die Bibliographie.

mancherlei daran auszusetzen; besonders das Beibehalten der griechischen Namensformen und Alxingers spöttischer Hinweis auf Racine und Boileau verdrossen ihn so, daß er dem Stück bei der Veröffentlichung im Aprilhefte 1787 „Noch Ein paar Worte von dem Herausgeber" mit auf den Weg gab, die seine Mißbilligung offen erkennen ließen. Es ist begreiflich, daß Alxinger über Wielands Verfahren sehr ungehalten war, und wenn er auch den Meister selbst bescheiden um Besserungsvorschläge[1]) bat — die er sich für den späteren Druck wirklich zunutze machte[2]) —, so hatte er doch in der ersten Erregung, als er durch Blumauer von Wielands Ausstellungen gehört hatte und eine Korrektur seiner Arbeit befürchten mußte, an Reinhold[3]) geschrieben:

> Ich bin mißmuthig, wenn ich sehe daß meine Aufsätze nach fremden Grundsätzen abgemessen werden; ... Ich denke was nicht offenbare Fehler sind, soll man stehen lassen. Es ist ein so erniedrigender Gedanke sich sein Thema wie ein Schulknabe corrigieren zu lassen; lieber nehme man es gar nicht an.

Es ist also wohl kein Zufall, daß Alxingers Spenden für den „Teutschen Merkur" von dieser Zeit ab spärlicher flossen, freilich mag dabei auch die Berufung Reinholds nach Jena ein Wörtlein mitgesprochen haben.

Auf die „Hekabe" folgt eine lange Reihe von Übersetzungen, darunter der „Agamemnon" des Seneca und „Die Küsse nach dem Lateinischen des Joannes Secundus". Auch die dem Philologen Heyne gewidmeten Gedichte in lateinischer Sprache mögen zum Teil in jener Zeit entstanden sein. Daneben ließ Alxinger seinen früheren Übersetzungen die Feile zuteil werden und trug sich mit mancherlei Plänen. Am 30. März 1787 schrieb er an Reinhold[4]):

> ... Ich habe alle Hände voll Arbeit. Ich denke vielleicht schon nächste Messe (Michaelis versteht sich) eine classische Aernde herauszugeben. Diese soll nichts enthalten als Übersetzungen aus Griechen und Römern. — — — Ich habe Wielanden geschrieben, daß ich ganz in der lateinischen Poesie begraben bin ...

und bald danach schrieb er ebenfalls an Reinhold[5]):

> ... Seit ich meinen Doolin aus der Hand habe, das nun schon bey nahe drey viertel Jahr ist, arbeite ich an Übersetzungen. Ich habe die alten verbessert und neue gemacht. Sie werden samt den Gedichten ein Paar Bände abgeben, die vielleicht schon nächste Messe er-

[1]) Vgl. Wilhelm S. 40. [2]) Vgl. 1788, II, 278. [3]) Vgl. Keil S. 47. [4]) Vgl. Keil S. 47. [5]) Vgl. Keil S. 49 f.

scheinen — — — alsdann dürfte ich wohl ein Paar Jahre der lateinischen Muse schenken und einem Griechen vielleicht dem Apollonius Rhodius die Toga umhängen. Was sagst Du zu diesem Plan, den Stoll entworfen hat?

Daß mancher von Alxingers Plänen nicht zur Ausführung kam, daran trug der unerwartete, frühzeitige Tod Stolls[1]) wohl die Hauptschuld; tiefer Kummer über den Verlust des Freundes und eine lähmende Niedergeschlagenheit bemächtigten sich damals des Dichters. Die „classische Ärnde" ist nie erschienen, ebenso muß die Übersetzung der Fabeln des Phädrus[2]), die für den Sommer 1788 als leichtere Arbeit geplant war, recht bald ins Stocken geraten sein; auch die Absicht, die Heroiden des Ovid zu verdeutschen, ließ Alxinger bald wieder fallen und begnügte sich mit kleineren Nachahmungen aus den Fastis und Metamorphosen[3]). Einzelne dieser Übersetzungen hatte er mit poetischen Widmungen ausgestattet[4]) und seinen alten und neuen Freunden als Gaben der Freundschaft und Zeichen der Verehrung zugesandt, eine ganze Anzahl davon war auch bereits in Zeitschriften veröffentlicht worden, eine vollständige Sammlung und somit einen Ersatz für die „classische Ärnde" brachten aber erst die „Sämmtlichen Gedichte", die im Jahre 1788 in zwei Bänden herauskamen. Alxinger hatte nämlich in eben jener Zeit seine „Poetischen Schriften" einer eingehenden fleißigen Bearbeitung unterzogen und hatte sie samt den später entstandenen Gedichten für eine neue Ausgabe vorbereitet. Außer den polemischen und pamphletartigen Dichtungen fehlte in dieser Sammlung nur das Trauerspiel „Eduard III.", obwohl sich Alxinger dessen Umarbeitung recht sauer hatte werden lassen[5]); neu hinzugekommen waren vor allem die zahlreichen Übersetzungen.

b) Die Gedichte und Übersetzungen.

Da die geplante spätere Ausgabe der „Sämmtlichen Gedichte" nicht mehr zustande gekommen ist und diese beiden Bände also fast das gesamte poetische Gut Alxingers — natürlich mit Ausnahme der beiden Epopöen — enthalten, so sollen an dieser Stelle Alxingers Gedichte und Übersetzungen im Zusammenhang besprochen werden.

[1]) Vgl. Wilh. S. 38; s. auch Wilh. S. 30; Allgem. Deutsche Bibl. Bd. 78, II, S. 372; Bd. 89, S. 381. [2]) Vgl. Keil S. 51, Wilh. S. 42. Nur eine Fabel samt einem Prolog wurde 1794 in die „Neuesten Gedichte", S. 132, 133, eingereiht. [3]) Vgl. Wilhelm S. 42, 49. [4]) 1788, II, 125 ff. [5]) Vgl. Wilh. S. 43.

Die Nachlese, die im Jahre 1794 unter dem Titel „Neueste Gedichte" erschien, steht an Bedeutung hinter den früheren Ausgaben so weit zurück, daß sie unbedenklich sogleich im Anschluß an die vorhergehenden Sammlungen mitbesprochen werden kann. — Im folgenden sind die vier Ausgaben von Alxingers Gedichten (1780, 1784, 1788 I und II; 1794) zugrunde gelegt. —

Im Jahre 1780 erschien, von Fr. J. Riedel herausgegeben, ein schmales Büchlein[1]), das die ersten jugendlichen Versuche Alxingers enthält. Abgesehen von wenigen Liedern, die dem Preise Gottes, der Eltern oder hoher Herren und Gönner gewidmet sind, handelt das ganze Bändchen von Liebe, von Liebesglück und Liebesschmerz. Das könnte bei einem jungen Dichter, der in der liebesfrohen, leichtlebigen Donaustadt aufgewachsen ist, nicht weiter wundernehmen, wenn nicht die Töne der Liebesfreude und des Lebensgenusses erstickt würden von einer viel weniger echten, durch literarischen Einfluß erzeugten Sentimentalität; das Wertherfieber, die Sigwartstimmung, die in Wien nicht weniger als im übrigen Deutschland alle Jugend tiefgehend ergriffen, haben nämlich dem Büchlein das Gepräge gegeben. Mit Vorliebe sind die schmerzlichen Seiten aller Liebesbeziehungen hervorgekehrt; Liebessehnsucht, Liebeskummer, Gram um ungetreue oder verstorbene Geliebte, meist mit dem Wunsch, durch baldigen Tod von all dem Leid erlöst zu sein, tönen aus der Mehrzahl der Lieder heraus. Das Gedicht „An eine todte Geliebte" (1780, S. 57) ist eine Dublette des Sigwartliedes (S. 94), in welchem dem Mönch im Klostergarten das Bild der Toten erscheint. Ein Gegenstück dazu ist das „Lied einer Nonne" (1780, S. 83), die ihren „Selmar" nicht vergessen kann und zu Gott um Erlösung fleht. Während nur in einem Gedichte gezeigt wird, wie „Die Erinnerung" (S. 79) an ein treulos verlassenes Mädchen späte Reue in der Brust des Ungetreuen weckt, kehrt die Gestalt der armen Verlassenen mehrfach wieder. Neben die Unglückliche, die zu verbergen sucht, wie tief die erste Liebe in ihrem Herzen Wurzel geschlagen hat, tritt das zärtliche Mädchen, das seinem Schmerz und seiner Sehnsucht im stillen Haine freien Lauf läßt, tritt „Die Verlassene", die in ihrem wilden Grimme heftige Anklagen gegen Männertugend und Männerliebe schleudert (S. 37,

[1]) Außer der bereits angeführten Erwähnung im Deutschen Museum 1782, S. 403, vgl. Alxinger, „Über eine elende Recension . . .", 1788, S. 10; Frankls Sonntagsblätter 1847, S. 342.

44, 53). Dem letzten Gedichte steht das „Klagelied eines unglücklichen Weibes“ (S. 91) nahe; verzweifelt über das verschwenderische, liederliche Leben ihres ungetreuen Gatten sehnt die Arme für sich und ihr Kind den Tod herbei. Mag in den genannten Liedern neben manchem Selbstempfundenen recht viel Literarisch-Konventionelles stecken, so ist doch ein Grundton echt Alxingerisch: das Mitleid mit den Unglücklichen und der Grimm gegen die Treulosen; denn mit dem edelsten Herzen verband der junge Dichter damals noch einen äußerst sittenstrengen Sinn; von der sich später in immer höherem Grade geltend machenden Frivolität ist in diesen Jugendgedichten daher noch wenig zu merken.

„Prüfung, ob man liebt“ (S. 64) und „Mäßigung“ (S. 35) weisen des Jünglings Begehren in die vorgeschriebenen Schranken und vertrösten ihn auf die Zeit der kommenden Ehe. Die rohe Begierde darf niemals erweckt werden, vielmehr soll das Lob der keuschen Zärtlichkeit den Jüngling veredeln und alle niederen Wünsche ersticken. Das ist ein Gedanke, der immer wiederkehrt, in dem Gedichte „An mein Saitenspiel“ (S. 33) als Programm aufgestellt und in der Epistel „An Mastalier“ (S. 102) zur Rechtfertigung der Liebeslieder in breiter Darlegung ausgeführt wird. Der alte Freund darf dem jungen Dichter also keinen Vorwurf daraus machen, daß sein „Gedicht in Doris Ohr den Wunsch der Liebe flüstert“, daß eine treffliche Übersetzung des Catullischen Vivamus, mea Lesbia, atque amemus (S. 72) „An Doris“ gerichtet ist, und daß in einem Huldigungsgedicht „Auf Doris“ (S. 46) die alles besiegende Anmut des musizierenden und singenden Mädchens in Uzens Weise besungen wird, während „Die Brünette“ (S. 55) ihre Reize noch ganz nach altem Muster aufzählen lassen muß. Eigenes Erleben untermischt mit literarisch Überkommenem spricht aus dem Liebeslied: „Der Anstand“ (S. 47) und vor allem aus den beiden lebendigen Gedichtchen: „Doris auf dem Balle“ (S. 51) und „Der Morgen“ (S. 41), welche den Dichter in lebensfrohester Stimmung zeigen, einmal mitten im Redoutensaal, beglückt und beherrscht von der Liebe zur Königin des Festes, zum andern im trauten Schäferstündchen beim Morgenmahl in der Liebsten frühlingsprangendem Garten. Lebensgenuß und Liebesfreude predigt auch das anakreontische Liedchen: „An meine Freunde“ (S. 65), besingen nicht minder die Oden des Anakreon (S. 78, 79).

Daneben finden sich freilich einige Gedichte, die vor der

schmach- und schmerzenbringenden Liebe warnen, und zwar wird die „Warnung“ (S. 73) vor dem schönen Geschlecht mit dessen innerer, durch Schein verleugneter Kälte, Falschheit und Treulosigkeit begründet. So rät das „Lied eines Hagestolzen“ (S. 59) eindringlich, sich vor den Ehefesseln zu hüten, die langes Leid nach kurzer Freude mit sich bringen. Das ist aber nicht allzu ernst zu nehmen, folgt ihm doch unmittelbar als eine Art Entgegnung („An einen Hagestolzen“ S. 62), ein Lied, das den von Gott und der Natur gewollten Ehebund mit allen seinen Vorzügen zu empfehlen weiß und, wie die anderen Gedichte aus der Zeit seines Brautstandes bekräftigen, der innersten Überzeugung des Dichters entsprungen ist. So malt er sich vor allen anderen (z. B. S. 35) in den Versen „An Liebchen“ (S. 39) das künftige Eheleben seinem genügsamen, bescheidenen Lebensideal (siehe „Der zufriedene Dichter“ S. 111) entsprechend aus:

Dann laß uns klein und unbekannt
Nichts außer uns zum Glück bedürfen
Und so im heilgen Mittelstand
Den Wonnekelch der Liebe schlürfen.

Von solchen ehefreundlichen Gedichten findet sich in den „Poetischen Schriften“ (1784) freilich wenig mehr. Während die Antwort „An einen Hagestolzen“ in der Versenkung verschwunden ist, tritt neben das „Lied eines Hagestolzen“ die in noch schärferem Tone abgefaßte Epistel: „An Blumauer. Im Namen aller Ehemänner...“ (1784, S. 86). Denn inzwischen hat der Dichter, durch trübe Erfahrungen im eigenen Hause belehrt, eine andere Anschauung gewonnen. Naturgemäß fehlen in den „Poetischen Schriften“ alle Lieder, die auf die Braut und Gattin unmittelbar Bezug haben. An ihre Stelle treten leichte, lustige Gedichtchen („Der Fächer“ 1784, S. 37; „An den Unbestand“ S. 39, Horaz II, 4. Ode S. 50; „An Doris“ S. 70; „Das Geständnis“ S. 113), die in anakreontischer Weise zum Lebensgenuß auffordern:

Der weise Mann genießet,
Die kurze Henkersfrist,
Vom Tod verliehn, und küsset,
Wo was zu küssen ist.

Häufiger und echter als dieser leichtfertige Ton ist in der Mehrzahl der neu hinzugekommenen Gedichte die außerordentlich pessimistische Auffassung von Frauenliebe und Frauentreue. „Das Mädchenherz“ (S. 153) ist nicht der treuen Liebe stiller Ort, sondern „der Göttin Eitelkeit Magazin“. „Lillens Veilchen“ (S. 74), die

sie am Morgen für den Liebsten pflückte, werden noch nicht welken, so wird der Abend sie schon wieder im Arme eines anderen finden, und auch den wird die ewig Falsche gar bald betrügen. („An Lillen" S. 73.) Selbst die Betschwester „Cecilia" (S. 122) ist trotz kluger Auswahl ihres Gatten doch alles andere als treu.

Demgemäß ist Alxinger jetzt auf die Ehe schlecht zu sprechen, wendet sich bitter gegen Blumauers Mahnung zur Geduld im Ehestande und rät den Jünglingen, sich von den Mädchen nicht so leicht umgarnen zu lassen:

> Und denk trotz ihren Schmeicheleyn,
> Sich aufzuhenken, und zu freyn
> Sey's immer früh genug. (1784, S. 49.)

Daß er dabei nicht einseitig befangen ist und mit seinem Urteil über Männertreue nicht ängstlich zurückhält, zeigen die beiden Übersetzungen aus Pope: „An eine Freundin" (S. 109), „Auf den Tod eines unglücklichen Mädchens" (S. 163) und besonders (1788 II, 73) die Epistel „An ein junges Fräulein". Hand in Hand damit geht eine gröbere Auffassung der Liebe. Nicht nur in das „Lied eines Hagestolzen" sind derbere Wendungen eingeflochten, auch die harmlosen heiteren Gedichte „Der Morgenbesuch" (1784, S. 53; 1780, S. 41) und „Aufruf zur Freude" (1784, S. 77; 1780, S. 65) bekommen eine Wendung zum Sinnlich-Lüsternen, die 1780 noch fehlte, 1788 dagegen ins Widerliche gesteigert erscheint. Die Übersetzung: „An einen Ring" (S. 116) läßt in dieser Hinsicht an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und gar in den moralisch-satirischen Gedichten lösen sich alle Bande frommer Scheu. In „Antiplatonismus" (S. 155) wird „die holde Wohllust", „das Hauptrad an der großen Wunderuhr" auf Kosten der Liebe gepriesen, und das oftmals angegriffene Gedicht „Die Schöne, wie sie zu Bett geht" (S. 149), wirkt nahezu grobianisch durch die widerwärtige Schilderung der sich entkleidenden alten, verseuchten Dirne. Noch viele andere Gedichte („Das Glück" S. 22; „Der Abbe" S. 31, Horaz II, 4. Ode S. 50; „Der Cälibat" S. 16 u. a. m.) weisen reichlich derbe Züge auf. Trotz dieser Sinnesänderung sind nur wenige von den sentimentalen Liebesliedern der vorigen Sammlung unterdrückt oder ineinander verschmolzen worden, ja sogar ein neues findet sich, das — bezeichnend genug — „An eine Ungetreue" (S. 61) gerichtet ist und schon 1788 (I, 79) die sentimentale Schlußwendung wieder eingebüßt hat. Andererseits fehlt es in den „Poetischen

Schriften" nicht an gelegentlichen Angriffen auf die weitverbreitete Modekrankheit, die schon 1780 leisen Spott herausgefordert hat (1780, S. 18, 102), besonders die „siegwartschen Gecken und petrarch'schen Pinsel" — „vom trauten Mond auf stets in Eid und Pflicht genommen" — werden weidlich verhöhnt (1784, S. 39, 122, 155).

Auf allen diesen Wegen bedeuten die „Sämmtlichen Gedichte" 1788 einige Schritte vorwärts. Wie sie der Sentimentalität noch häufiger und kraftvoller zu Leibe gehen, so lassen sie in allem, was Ehe und Liebe betrifft, die einstige edle Auffassung erst recht vermissen. Wer bei der Ehe nur die Schattenseiten sieht und immer gleich mit Spott und Hohn zur Hand ist (1788 I, 155, 156, 157, 197, 199; II, S. 70), der muß natürlich alle Ehelosen warnen oder wenigstens zur größten Vorsicht bei der Wahl des Gatten mahnen (1788 II, 73) und spricht sehr leicht einer völlig freien Auffassung von Leben und Lieben das Wort. So bekennt sich Alxinger jetzt zu einer gesunden Genußfreudigkeit, die freilich nur allzuoft in Lüsternheit ausartet und zumal in den Überarbeitungen älterer Lieder recht störend wirkt; denn durch die mit grellen Farben aufgetragenen frivolen Zutaten ist da so manches schöne zarte Bild um seinen früheren Reiz gebracht (1788 I, 71 und öfter). „Dank und Bitte" (nur in der Neuen Litt. und Völkerkunde I, I, S. 84) und das lockere Briefchen „An — —" (1788 I, 144) zeigen, wie unverhüllt solche Dinge jetzt behandelt werden, ja unter den „Liebesliedern nach dem Ovid" sind einige so gewagt, daß es der Dichter selbst für nötig hielt, eine witzige „Schutz- und Zueignungsschrift" vorauszuschicken. Was er darin von diesen Liedern sagt, gilt auch für zahlreiche andere Übersetzungen, auch sie sind nicht für „alte Basen" und unreife Jünglinge berechnet und doch vom Dichter vor anderen der Übertragung für wert erachtet worden (1788 II, S. 199, 226, 295 u. a.); selbst bis in die „Lateinischen Gedichte" hinein verirrt sich die lüsterne Begehrlichkeit des sinnenfrohen Ovid- und Wielandschülers (II, 416).

Doch finden sich daneben auch mehrere Liebeslieder, die noch Spuren der früheren Rührseligkeit aufweisen oder einen schwerfälligen Ernst verraten. Sind viele davon auch nur Übersetzungen, so mögen doch fast alle bei entsprechenden Anlässen im Leben des Dichters entstanden sein und ihm als Ausdruck seiner eigensten Empfindungen gedient haben. Bei einigen, wie den Liedern „An eine ungetreue Geliebte", „Liebesschwermuth", „An mich selbst" (1788 I, 206, 118, 116) läßt sich diese Vermutung kaum von der Hand weisen, in

anderen liegen die Beziehungen zu Alxingers Erlebnissen noch klarer zutage (1788 I, 112, 113, 132; II, 69, 70, 72, 77, 78).

War mit dem Thema „Liebe" der Inhalt der ersten Sammlung (1780) im wesentlichen erschöpft, so nehmen in den „Poetischen Schriften" die Liebeslieder nur eine untergeordnete Stellung ein, denn eine reiche Fülle neuer Gedichte, die von den mannigfaltigsten Bemühungen und Bestrebungen Alxingers zeugen, machen ihnen mit Erfolg den Rang streitig. So verschiedenartig diese Gedichte auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so sind sie doch alle aus der gleichen Wurzel entsprossen; denn sie erweisen sich bei näherem Zusehen fast ausnahmslos als echte Produkte der Aufklärungsphilosophie, die auch Alxinger völlig in ihren Bann geschlagen und an ihm einen begeisterten Verehrer und beredten Herold gefunden hat. Sein erbitterter Kampf gegen Pfaffentum und Mönchswesen, gegen die kirchlichen Kreise, welche das Volk in steter Dummheit erhalten wollen, um es auszubeuten und zu beherrschen, welche genußsüchtig, eitel und herrschgierig den eigenen Satzungen und den Verordnungen des Staates zuwiderleben, entspringt aus dieser Quelle. Daher rühren auch die Lobpreisungen der Vernunft und aller geistigen Bildung und dementsprechend die heftigen Angriffe gegen den Adel, der von seinen materiellen und sozialen Vorrechten keinen anderen Nutzen zu ziehen weiß, als sich in vollstem Maße irdischen Genüssen und Lüsten hinzugeben auf Kosten geistiger Bildung und innerer Gesittung. Daraus erklären sich ferner Alxingers eifriges Eintreten für alle Menschenrechte und seine maßlosen Ausfälle gegen Fürsten und Tyrannen, daraus ergibt sich schließlich sein unabläßiger Kampf gegen alles Unvernünftige, Unnatürliche und Unwahre, gegen alles Übertriebene und Unzweckmäßige. Aufklären und belehren, nützen und bessern will er überall, sei's nun durch rücksichtsloses Aufdecken alter Schäden, sei's durch gütiges Zureden, sei's auch gar durch bitteren Hohn und Spott. Seltener als seine Mitstreiter, die anderen jungen Wiener Poeten, rückt er seinen Gegnern mit den Waffen burlesker Komik auf den Leib; sein ganzes Wesen neigt viel mehr zur herben Satire. Darum ist ihm ein froher, wahrer Humor zu allen Zeiten fremd geblieben, wo immer ein kleiner Ansatz sich zeigt, da wird er durch Plumpheit und Gereiztheit im Keime erstickt. Fügt man zu dem hinzu: den aufdringlich lehrhaften Zug, die große Unkenntnis der menschlichen Psyche, die völlige Blindheit für die Pracht der Natur, das Fehlen jeglichen historischen Sinnes

und trotz der ewigen Forderung nach Geistes- und Glaubensfreiheit eine außergewöhnliche, eigene Unduldsamkeit, so tritt einem — in rohen Zügen wenigstens — das Bild eines Aufklärers aus jenen Tagen entgegen. Bei Alxinger kommt als besondere Eigentümlichkeit noch die schwerfällige, ernstmoralische Richtung seines Wesens hinzu.

Erst seit dem Regierungsantritt Josephs II. waren auch in Österreich die Aufklärungsbestrebungen wirklich in Fluß geraten, aber zugleich erhoben sich überall die Mächte der Finsternis. Vor allem die Kirche setzte den Neuerungen des Kaisers, auf so verschiedenartige Gebiete sie sich auch erstrecken mochten, stets den größten Widerstand entgegen; denn überall fühlte sie sich durch die neuen Ideen mittelbar oder unmittelbar geschädigt und bedroht. Aber fast immer mußte sie nachgeben; selbst die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien endigte mit einem Triumph des zielbewußten Monarchen. Zu den zahlreichen Schriftstellern, die nach dem Vorgang eines Sonnenfels, Eybel [1]), Born durch aufklärende, pfaffenfeindliche Werke dem Kaiser in diesem Kampfe die besten Dienste leisteten, zählt auch Alxinger, der sich dem Einfluß der neuen Ideen, der Zeitereignisse und den Ansichten seiner Altersgenossen und Freunde nicht verschließen konnte. In der ersten Sammlung (1780) ist von einer freigeistigen Anschauung in kirchlichen Dingen noch wenig zu merken, obwohl auch schon da sich geringe Anzeichen der künftigen Entwicklung geltend machen (S. 103). Im großen und ganzen aber zeigt sich der Dichter noch ganz in den religiösen Vorstellungen aus der Jugendzeit befangen. In der nächsten Sammlung (1784) wird das nun wesentlich anders. Alles, was der inzwischen gewonnenen Ansicht widerspricht, ist nach Möglichkeit getilgt. Vom Kreuzestod des Gotteslammes ist kaum noch die Rede, Engel und Schutzgeister verschwinden fast ganz, und die Welt erscheint nicht mehr als das jämmerliche Zährental. „Morgen- und Abendgebeth" (1780, 3, 5; 1784, 42, 44) richten sich nicht mehr an den strengen, prüfenden, rächenden Gott, sondern an den allgütigen, verzeihenden Vater und sind heiter und lebensfroh, wie sie früher verzagt und düster waren. „Gottes Güte" (1784, S. 138) hat ja alles Schöne, Edle und Gute auf Erden gegeben, hat „den Plan zu allem Erdenglück väterlich entworfen". Die Welt erscheint dem Dichter jetzt als die große

[1]) Besonders das Schriftchen: „Was ist der Papst?", 1782, von Jos. Val. Eybel (Wurzb. 4, S. 118), und Borns „Specimen monachologiae . . .", 1783, erregten ungeheures Aufsehen. Vgl. 1784, S. 127 f.

Wunderuhr, in der alles genau berechnet ist, als das große Schauspiel, in dem ein jeder seine Rolle zugewiesen bekommt und nach dem zweckvollen Plan der Allweisheit seine Pflichten erfüllen muß. Selbst die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele wird ganz vom Standpunkt dieser Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsphilosophie aus betrachtet (1784, 132, 138); ihr wird überall das höchste Lob gespendet, da nur sie das Leben menschenwürdig gestalten und verklären kann (1784, Anhang S. 10). „Vernunft ... führt jeden doch, der sich mit unbefangnem Sinn ihr naht, zum reinen Urborn hin" (Anhang S. 20); Fluch darum auch und Kampf allen denen, die sie „mit Recht als ihre Feindinn schelten". Die hervorragendsten und kampfeslustigsten Gegner werden heftig und namentlich angegriffen. Der vielgeschmähte „P.P.P.P.Fast" bekommt einen ironischen „Glückwunsch zur erlangten Chormeisterwürde" (S. 93), einem P. Pochlin, der mit ihm im Bunde „die Wolfesklinge wetzte" (S. 96), wird der auf der Kanzel verstummende Mönch Balthasar als nachahmenswertes Beispiel hingestellt (S. 97), und nicht viel besser ergeht es einem Pauer, Weyder, Merz, Mazzioli und wie sie alle heißen mögen (1784, S. 57, 94, 131, 141 u. ö.). Stets aber wird geflissentlich betont, daß diese Angriffe nur gegen unwürdige Priester gerichtet sind, daß aber der anderen Verdienste und Wirken volle Anerkennung finden sollen. Darum hält es Alxinger auch für ein Unrecht, wenn allein die Bezeichnung „Exjesuit" ein Brandmal sein soll, da doch gerade „die Exjesuiten" (S. 56) eine ganze Schar würdiger und verdienter Männer zu den Ihren zählen. Mit solcher persönlichen Satire und mit den gelegentlichen Angriffen auf theologische Verkehrtheiten und Pfaffenhochmut (z. B. S. 134, 135, 138, 139) begnügt sich der Dichter jedoch nicht, seine rationalistisch-theoretisierende, schwerfällig-gründliche Art strebt weiter und treibt ihn zu ausführlichen Auseinandersetzungen mit einigen Institutionen der Kirche, die ihm vor anderen ein Dorn im Auge sind. Mit Mut und Geschick und getrieben von heiligster innerer Überzeugung legt er die Sonde an einige uralte Krebsschäden des katholischen Klerus an; die Ergebnisse und auch die Besserungsvorschläge weichen freilich bei diesem vielerörterten Thema nicht wesentlich von dem, was damals alle Welt darüber sprach und dachte, ab. „Der Cälibat" (Anhang S. 16) erscheint dem Dichter als eine der Natur und Vernunft widersprechende und darum unverdienstliche Einrichtung, die niemals Gutes, wohl aber häufig Böses stiftet und regelmäßig zu

offenen oder geheimen Vergehen, zu Lug und Trug, zu Not und Elend führen muß. „Die tausendfachen, namenlosen Wehen gebracht auf Menschen durch die Priesterschaft" sind die ganz unausbleiblichen Folgen dieser Unsittlichkeit und Heuchelei, der Prunkliebe, Herrschsucht und des Pfaffenstolzes, denen sich „die Priester Gottes" (Anhang S. 23) und nicht zuletzt ihr Oberhaupt mit Leib und Seele verschrieben haben, obwohl einst Christus selber lehrte, sein Reich sei nicht von dieser Welt (Anhang S. 24, 26).

Doch Pfaffenstolz, wie häßlich er auch sey,
Ist ihrer Laster greulichstes noch nicht;
Ist, möcht' ich sagen, Tugend noch, mit dir
Verglichen, Satans erstgebohrner Sohn,
Und blut'ger Bundsgenoß, Verfolgungsgeist!

(1784, Anhang S. 26) singt Alxinger und fordert die Fürsten auf, der holden Himmelstochter „Duldung" (Anhang S. 3) Einlaß in ihre Staaten zu gewähren:

Drum auf, ihr Fürsten! seyd doch einmal, was ihr heißt;
Seyd Volksbeglücker, Erdengötter!
Schlagt donnernd als der Menschheit Retter
So bald Ihr seht, daß der Verfolgungsgeist
In eure Priester fährt, wie Preußens Friedrich drein!
Wie jeder glaubt, das laßt euch Eines seyn;
Auf das nur seht, wie jeder handelt. (Anhang S. 8.)
Habt immerhin ein Recht auf unser Gut und Leben,
Auf unsern Glauben habt ihr keins.
Und weh den Pfaffen, weh den Schranzen, die euch eins
Erdichten! (Anhang S. 6.)

Mag es um Aufklärung und Duldung noch so schlecht bestellt sein, in gar nicht allzuferner Zeit — das glaubt Alxinger zuversichtlich — muß doch der große Tag anbrechen, an dem Gewissenszwang und Pfaffentrug auf immer unterliegen müssen, an dem die menschliche Vernunft den Sieg über Vorurteil und Aberglauben davonträgt. Übrigens wurden die vier umfangreichsten und eindringlichsten dieser antipfäffischen Lieder wider Erwarten[1]) von der Zensurbehörde beanstandet und durften nur außerhalb Österreichs dem Buche als Anhang beigefügt werden; und doch verleihen gerade sie dem Bändchen seine Eigenart. So hat denn Alxinger allen Grund, in dem gelungenen Eingangsgedicht: „An mein Buch" (S. 1), sein Geisteskind vor den theologischen Pandekten zu warnen:

[1]) Vgl. Keil S. 37; vgl. auch Rommel S. 164, Anmerkung 2.

. . . erführen sie,
Wie bitter du den Aberglauben höhnst,
Sie stürzeten mit Pfaffeningrimm schnell
Auf dich herunter, und zerquetschten dich.

Mit Recht darf Ratschky (S. 125) das Büchlein neben die bekanntesten kirchenfeindlichen Schriften Wiens stellen, über die er im Traum ein fürchterliches Strafgericht hereinbrechen sieht; Alxinger aber tröstet ihn und ruft seinen „Jammerkindern" auf dem Scheiterhaufen zu: „. . . brennt eh, als daß ihr heuchelt!"

Um so mehr muß man sich wundern, daß die nächste Ausgabe der Gedichte (1788) in allen Fragen, welche die Kirche oder die Religion betreffen, auf einen völlig anderen Ton gestimmt ist; wenn nur die polemischen Gedichte mit den persönlichen Angriffen (1784, S. 56, 89, 93) fehlten, so wollte das nicht viel sagen. Doch sind auch sonst auffälligerweise die zahlreichen Angriffe auf Pfaffen und Kirche getilgt oder sehr gemildert. Zwar die vier Gedichte des Anhangs, „Das Gegengift der Mönchsbetrügereyn" (1788, Anh. S. 5), die wiederum als Beigabe mit einer Widmung an Nicolai dem zweiten Bande angefügt werden, sind im wesentlichen unverändert geblieben, nur ist auch hier das streitbare Wort „Pfaffen" durch das mildere „Priester" ersetzt (S. 10, 11, 29). In „Gottes Güte" aber fehlt der polemische Schluß (II, S. 33), für die „Pfaffen" müssen die „Mönche" herhalten. Das Sinngedicht „Die beste Predigt", Ratschkys Epistel und Alxingers Antwort fehlen ganz. Auch sonst ist tüchtig gesäubert worden, vom Pfaffenhaß ist nicht mehr viel zu merken. Daß allen diesen Änderungen eine bewußte Absicht zugrunde liegt, ist nicht zu verkennen. Man möchte zunächst an den Einfluß strengerer Zensurverhältnisse glauben, muß aber, wenn man dem eigenartigen Liedchen: „An meine Leyer" (1788 I, S. 129) nur einige Bedeutung beimessen will, doch wohl auf eine innere Wandlung Alxingers schließen. Bedenkt man, daß der Dichter in der Zwischenzeit den Kreisen der „Aufklärer und Freymaurer" den Rücken gekehrt hat, vergegenwärtigt man sich, wie absprechend zu dieser Zeit (das Gedicht erschien im W. M. A. 1786, S. 80) auch in seinen Briefen die Urteile über Personen und Bestrebungen, denen er nicht lange zuvor noch nahe gestanden hat, lauten, so gewinnt diese Vermutung an Wahrscheinlichkeit. Vielleicht darf man auch in diesem Umschwenken eine Wirkung der Reise durch Deutschland erblicken:

Goldne Leyer, höre du deinem Freund gefällig zu!
Jener Weg, den wir gegangen, leitet irre, wir gelangen
Hierauf nimmermehr zum Glück; drum so wandern wir zurück.
Als wir Ruhm und Nachruhm suchten, Wahrheit lehrten, Pfaffen fluchten;
Sage selbst, was nützte sie, diese Don Quixotterie? . . .
Wahrheit lehren ist gefährlich; meine man es noch so ehrlich,
Kreutz' und Schierlingsbecher sind, alles, was man hier gewinnt
Ja, der Weg, den wir gegangen, leitet irre, wir gelangen
Hierauf nimmermehr zum Glück; drum so wandern wir zurück.

Hand in Hand mit der Verachtung der Pfaffen geht in den „Poetischen Schriften" (1784) ein fast ans Lächerliche streifender Haß gegen Könige nnd Fürsten. In der ersten Sammlung (1780) findet sich davon noch keine Spur, dort wird in dem Gedichte (S. 67) „Friedensfeyer 1779" die kaiserliche Familie vielmehr in ehrerbietigster Weise besungen. Auch der Fürstenhaß ist also erst mit den Aufklärungsideen zusammen in Alxingers Gesichtskreis eingetreten; auch er ist ja nichts anderes als ein Sichaufbäumen gegen das Bevormundetwerden, als ein Streben, mehr und mehr aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszutreten. Schon in der Bardenpoesie waren ähnliche Töne erklungen, der Freiheitskult, der erfrischend und belebend die Dichtungen Klopstocks durchwehte, hatte sich in den Oden des Grafen Stolberg zum grimmigsten Tyrannenhasse ausgewachsen, hatte auch Alxingers Freund Haschka zu seinen hochtönenden Tyrannenoden begeistert. Kein Wunder, daß sich Alxinger schließlich auch in ähnlichem Sinne vernehmen ließ. Vorstellungen, wie er sie aus den Schriften der Franzosen, aus dem Verkehr in Aufklärer- und Freimaurerkreisen bewußt und unbewußt in sich aufnahm, eng verquickt mit Idealen, die von den Republiken der alten Welt abstrahiert sind, finden sich nun in seinen Gedichten. Von den Fürsten wird überall das abschreckendste Bild entworfen (1784, S. 10, 28, 134, 136, 148, 172, 282, 294, Anhang S. 5, 6), sie sind stets als träge, wollüstige Schurken gedacht, die, umgeben von niedrigen Schmeichlern und ränkesüchtigen Ministern, den eigenen Tyrannenlaunen Gut und Leben, Glück und Ehre ihrer Untertanen aufopfern. Wie wenig diese Bilder mit der Wirklichkeit übereinstimmen, geht aus Alxingers eigenem Klagelied „Bey dem Grabe Theresens" (S. 105) zur Genüge hervor, und daß etwa Joseph II. dabei Modell gestanden habe, ist wohl erst recht nicht anzunehmen. Und doch sucht man andererseits auch nur das geringste Lob des großen Aufklärers auf dem Throne in dem ganzen Buche

vergebens. Alxinger gibt seinem Geisteskind auch gleich die Gründe für sein Schweigen mit auf den Weg (S. 12):

> Wenn dich ein Naseweiser fragt
> Warum du Fürstenlob nicht singst, dem sag',
> Und sag es ihm im Ton der Bitterkeit,
> Der Höflingsschmeicheleyen übertäubt,
> „Wer nicht die Musen liebt und ehrt, dem sey
> Auch ihre Leyer lautlos, wie ein Fisch."

Ob das nun wirklich der einzige Grund gewesen ist, wer will das sagen; vielleicht hat Haschkas Behandlung durch den Kaiser, vielleicht gar eigene Zurücksetzung den Dichter so nachhaltig verstimmt. Auch seine Briefe aus jenen Jahren lassen erkennen, daß er so mancherlei an Joseph II. auszusetzen hat[1]). In einem solchen Briefe an Nicolai heißt es[2]):

> Auch tröstet mich das, daß ich als ein freyer Mann geschrieben nichts tadelwürdiges mit Wissen gelobt, und keiner Würde geheuchelt habe. Ich könnte Ihnen Gedichte aufweisen, die ich mitunter für einige meiner besten halte, aber dennoch unterdrückt habe, weil ich Meynungen, die ich bey der Verfassung hegte, geändert, und glaube, daß ein ehrlicher Mann eben so wenig in Versen, als in Prosa lügen müsse . . .

Die großen Erwartungen, die man in den Kaiser setzte, waren eben nur zum Teil in Erfüllung gegangen, von Jahr zu Jahr verlor der Herrscher an Beliebtheit und Vertrauen.

So ist denn auch in Alxingers nächster Gedichtsammlung (1788) der Tyrannenhaß nicht etwa geschwunden — wie die Gegnerschaft gegen die Pfaffen — vielmehr sind einige neue Gedichte hinzugekommen, die ihre Spitze allerdings in erster Linie gegen den preußischen König Friedrich II. richten: „er sprach der deutschen Muse Hohn, drum schweige sie, ihm töne nie ihre Leyer nach." (1788 I, 134.)

Je unerbittlicher und aufrichtiger Alxingers „Entschluß" (1788 I, 136) ist, „. . . die goldnen Saiten nie zu entweihn, die Pierinnen nie zu einem stolzen Zepterschwinger zu geleiten, der niederblickt auf sie", um so freudiger kann er sein Lied „An den König Friedrich Wilhelm" (1788 I, 134) richten, da der eine rühmliche Ausnahmestellung verdient. Einen Einblick in des Dichters politische Ansichten und Wünsche gewährt das Liedchen: „Die Freyheit" (1788 I, 128):

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 16. [2]) Vgl. Wilhelm S. 17; vgl. auch Armbrusters „Poetisches Portefeuille", 1784, S. 1; Keil S. 40.

O hochbeglücktes Albion, so des beschränkten Königs Thron
Nicht drücket, sondern zieret!
Aus dir ist Sclaverey verbannt, und du bist jetzt das Eine Land,
Wo das Gesetz regieret.

Nicht weniger als „Pfaffenstolz und Tyrannenwut" erfüllt das Trachten und Treiben des Adels und der Reichen den Dichter mit heftigem Grimm. Schon in der ersten Sammlung fehlen solche Regungen nicht (1780, S. 32: „An mein Saitenspiel"; S. 106: „Der Schauspieler"; S. 111: „Der zufriedene Dichter"); doch auch hier bringen erst die „Poetischen Schriften" (1784) die ausgesprochene Wendung. Sogleich das dritte Gedicht (1784, S. 22) „Das Glück" ist eine bittere Satire auf das eitle, leere Streben und Leben des Wiener Adels, dem Alxinger zuruft:

Sucht lieber Scheinbedürfnisse zu mindern,
Sucht der Natur zu nahn;
Reißt euch entschloßnes Muthes aus den Klauen
Des Vorurtheils, und nicht mehr blind
Für innern Werth, lernt Gaben anzubauen,
Die in euch selber sind.

Freilich — seine Hoffnung, daß Freundschaft, Wohltätigkeit und Sinn für Wissenschaft und Kunst wirklich jemals die Prunkliebe und den Hang zum Wohlleben in den Kreisen des Adels verdrängen werden, ist recht gering. Darum warnt er auch sein Buch, in irgend solch einen Prunkpalast einzutreten, und wenn nun „jemand wundernd forscht"

„Warum vorüber?" gieb ihm zum Bescheid:
Du wärest keine hübsche Gurglerinn
Italiens, wärst kein Gaul aus Engelland,
Wärst nur ein Buch, und gar ein deutsches Buch. (S. 12.)

Bei jeder Gelegenheit bekommen die „göldenen Gecken" (S. 135) und hirnlosen Stutzer (S. 38), das prassende „Großkreuz" (S. 137) manch treffenden Hieb, und fast noch schlimmer ergeht es den vornehmen Schönen Wiens; denn der Dichter wird nicht müde, auf die geistlosen, eitlen Puppen zu spotten, deren ganzes Trachten nach modischem Putz und süßen Liebeleien steht (S. 37, 153; 74), die ewig nur nach einem Gatten haschen, um dann den ahnungslosen Jüngling, der ihnen vertrauensselig ins Garn geht, nach Kräften auszuplündern und zu betrügen (S. 48, 67, 86).

Mehr noch als die „Poetischen Schriften" (1784) lassen die „Sämmtlichen Gedichte" (1788) erkennen, wie trefflich solche Züge

dem wirklichen Leben abgelauscht sind; besonders die beiden köstlichen Gedichte „An Fräulein Gabriele von Baumberg“ (1788 II, S. 113) und „Visum nocturnum“ (II, S. 435), die witzig verplaudern, mit welchen Nichtigkeiten die jungen Wienerinnen und Wiener den Tag hinbringen, zeugen für Alxingers außergewöhnliche Beobachtungskunst. Um so lauter aber tönt des Dichters Lob all denen, die trotz ihres hohen Ranges, ihrer Herkunft und ihres Reichtums eine Ehre darin suchen, die Künste und die Wissenschaften zu pflegen und zu fördern. Schon 1780 werden Kaunitz[1]), Gebler und der Hofrat Greiner besungen (1780, S. 11, 14, 16), zu ihnen gesellen sich 1784 Spielmann (S. 5), Freiherr van Swieten (S. 3), Freiherr von Gemmingen (S. 10), 1788 und später der Freiherr von Locella, Graf Fries, der Hofrat Birkenstock, Kollowrat[2]) u. a. m. Es ist nicht Zufall, daß die meisten der genannten Männer Mitglieder der Freimaurerlogen waren, denn gerade hier wurde der Sinn für Kunst und Wissenschaft damals am lautersten gepflegt. Kein Wunder, wenn Alxinger in seinen „Poetischen Schriften“ (S. 23, 24) dem Adel Wohltätigkeit und Freundschaft und Pflege aller Wissenszweige — im wesentlichen also die Ziele der Freimaurerei — als erstrebenswerten Lebensinhalt hinstellt.

Alxinger war im Anfange sicherlich ein begeisterter Anhänger der freimaurerischen Ideen, die seinem Fühlen und Wollen in jeder Hinsicht entsprachen. Die zwölf „Freymaurergedichte“, die den „Poetischen Schriften“ einverleibt sind (S. 280—311), geben davon reichlich Kunde, aber schon die nächste Sammlung bringt neben einigen anderen neuen Liedern ein Eingangs- und ein Schlußgedicht (1788 I, S. 221: „Geständniß und Warnung“, S. 287: „Über die Unduldsamkeit in der Maurerey“, vgl. J. f. Fr. 1785, IV, S. 29), welche deutlich zeigen, wie die immer offener zutage tretenden Schäden innerhalb der Logen auch den Dichter haben anderen Sinnes werden lassen. Wenn schon seine früheren Lieder durch würdige Form und edlen Gehalt sich rühmlich vor den Reimereien manches gleichzeitigen Freimaurerpoeten auszeichnen, so legen auch diese neuen, strafenden Gedichte nur das allerbeste Zeugnis für Alxingers Wahrhaftigkeit und hohe Auffassung vom Freimaurertum ab.

Alles, was von den bisher noch nicht besprochenen Gedichten

---

[1]) Fehlt 1788; vgl. dazu Wilhelm S. 27. [2]) Vgl. Wurzbach Bd. 36, 150; 41, 50; 5, 130; 15, 359; 4, 361; 1, 406; 12, 371.

nun noch zu sagen ist, läßt sich unter den Begriff „Dichterberuf" zusammenfassen. Trotz seiner nahen Beziehungen zu Haschka und den Denisianern hat Alxinger sich doch niemals recht als „Barde" gefühlt. Das einzige Gedicht, das — auch in der Form — einen Anklang nach dieser Seite hin enthält, „Bragars Erklärung" (1780, S. 76), trägt überall schon die Ansätze zur Parodie in sich und ist in die späteren Ausgaben auch nicht mit aufgenommen worden. Stets aber gefällt sich der Dichter in der Maske eines „Sängers mit dem Saitenspiel im Arm", so, wie er sich die alten Skalden oder — was ihm wohl näher lag — die alten griechischen Dichter, einen Orpheus, einen Anakreon gedacht haben mag. Als nordischen Sänger schildert er sich in einem Jugendgedicht (1784, S. 20):

Ich aber will, wenn schon im Silberschein
Des holden Mondes die Gefilde bleichen,
Mit dir, o meine Leyer! durch den Hain,
An den die Flut des Ister spühlt, noch schleichen.

Solche Vorstellungen bleiben ihm dauernd geläufig (1780, S. 32, 76; 1784, S. 20, 25, 105, 139, 307 u. ö.; 1788 I, S. 129, 136, 162, 305; 1788 II, S. 95, 128, 201 u. ö.). Die holde Gabe der Musen empfindet er als ein kostbares Geschenk, das ihn über die Menge erhebt, das für alle glänzenden Ehrenstellen und irdischen Vorteile und Genüsse ihm reichlich Ersatz zu bieten vermag, darum aber auch durch nichts beeinträchtigt werden darf.

Was lästerst du den heiligen Gesang,
O Neid! nennst ihn geschäfft'gen Müssiggang,
Und tadelst mich! daß sich im Lenz der Jahre,
Vom Staub der Schlacht nicht bleichten diese Haare;
Noch daß als Kabulist ich meine Zung'
Unredlichem Cliententroß verdung?
Kann all der Tand solch einen Lohn mir geben,
Als Dichtkunst giebt, Ruhm in und nach dem Leben?
(1784, S. 171; 1780, 32, 111; 1788 II, 92, 117 u. ö.)

Schon in der ersten Sammlung fehlt es nicht an Ausfällen gegen alle die, welche einem jungen Dichter das Leben verbittern können, die Verleger und Rezensenten werden ebensowenig geschont als die unberufenen, die Sangeskunst entehrenden Dichterlinge (1780, S. 80, 111; 1784, S. 97, 98, 110, 124; Anhang S. 4); in den „Poetischen Schriften" (1784) aber richten sich Alxingers Angriffe mit aller Heftigkeit in erster Linie gegen zwei Erscheinungen, die nach seiner Meinung alle Dichtkunst untergraben müssen, das sind

der Nachdruck und die Teilnahmlosigkeit der Fürsten (1784, S. 1, 2, 12, 13), beide eng miteinander verquickt, beide nur schwer zu beseitigen und darum auch 1788 in den „Sämmtlichen Gedichten" von neuem aufs heftigste befehdet (1788 I, S. 14, 134, 136). So haben neben den Annehmlichkeiten auch die Leiden seines Standes in diesen Liedern Ausdruck gefunden.

War der Dichter 1784 (in den Poetischen Schriften) in Gefahr gewesen, nur allzusehr den „Aufklärer" hervorzukehren und da, wo er einst hatte „gefallen, rühren und erbauen" wollen, jetzt immer nur auf das Belehren und Bessern bedacht zu sein, so fühlte er sich 1788 mehr denn je zuvor als „Dichter" und ließ alle anderen Absichten aus dem Spiele. Das lehrt schon ein flüchtiger Blick in die beiden Bände; denn da ist kaum ein einziges unter den zahlreichen neu hinzugekommenen Stücken, das nicht an einen Dichter oder Liederfreund gerichtet wäre, und da neben den vielen Wiener Freunden und Freundinnen auch die berühmtesten deutschen Dichter und Gelehrten mit solchen poetischen Geschenken bedacht sind, hat Alxinger seine Absicht vollkommen erreicht und eine erlauchte Freundesschar um sich versammelt, die ihm und seinem Büchlein zur höchsten Zierde gereichen mußte. Alle diese Lieder zeigen, wie innig der Dichter sich diese Gemeinschaft dachte. So oft er voll dankbarer Verehrung der fernen Freunde gedenkt, die ihm oder seinen Werken einen wohlwollenden Empfang bereitet haben, erfüllt ihn immer wieder tiefes Bedauern, daß er nicht sein ganzes Leben mit ihnen zubringen kann. So klagt er dem alten Uz: „Ja die Entfernung, Freund, von großen Geistern mischt nicht selten Bitterkeit in meine schönsten Tage" (1788 II, 202; 125, 191, 201, 238). Mit Vorliebe läßt sich Alxinger daher auch von seiner Phantasie auf den erträumten „Helicon" entführen (1788 I, 305), wo er an der Hand der holden Musen unter lauter Geistesverwandten wonnetrunken wandeln darf und auch den großen Sängern der Vorwelt, „den Schwänen Griechenlands und Latiums" begegnet, die unerreicht und unübertrefflich für ihn das Urbild alles dichterischen Schaffens sind. Er wird darum nicht müde, auf diese seine großen Muster hinzuweisen, die einzig und allein zu ruhmeswürdigen Liedern begeistern können (1780, 80; 1784, 4, 121; 1788 I, 162; II, 105, 200, 263, 271, 280, 414 u. ö.), denen er seine ganze Kunst verdankt:

Der Griechen und der Römer Hand
Führt mich, mich ewges Kind, am goldnen Gängelband. — (1788 II, 271.)

Geht, denen es behagt, laßt euch auf euern Reisen
Zum Tempel der Unsterblichkeit
Den Weg von Galliern, ja selbst von Britten weisen!
Mir geb' ein Griech', ein Römer das Geleit. (1788 II, 414.)

Es ist daher nicht zu verwundern, daß überall in Alxingers Gedichten antike Vorstellungen eine große Rolle spielen, zumal in allen Dingen, die poetisches Schaffen und Streben betreffen: die Musen reichen dem bekränzten Dichter — ihrem Priester — die „goldene Leyer" und begeistern ihn zu unsterblichen Liedern (1788 II, 95, 127, 201, 203, 229, 238 u. ö.), der Sänger steht unter dem besonderen Schutze der Gottheit („Auf einer Donaufahrt", 1788 I, 123), und alle Dichtkunst kann nur blühen und gedeihen, wenn ihr mächtige, edle Mäcene erstehen (1788 I, 135). — Und immer wieder betont er, daß all sein Streben einzig und allein den holden Musen geweiht sei, daß er ihnen alles andere freudig aufgeopfert habe in der süßen Hoffnung, sein Name werde so auch noch der Nachwelt unvergessen bleiben:

Mir sagt mein ahnend Herz, daß auch vielleicht
Manch Lied von mir des Enkels Ohr erreicht. (1784, 172.)
(Vgl. auch 1780, 30; 1784, 4, 14, 21, 108, 131, Anhang 32; 1788 I, 87 u. ö.)

Eine kurze zusammenfassende Betrachtung soll nun die drei besprochenen Ausgaben von Alxingers Gedichten noch einmal einander gegenüberstellen und gleichzeitig dartun, daß der inhaltlichen Veränderung auch eine Entwicklung in der Form der Gedichte entspricht.

Klein und bescheiden tritt 1780 die erste Sammlung ans Licht, Lieder eines edlen Jünglings, die fast alle von den Wonnen keuscher Zärtlichkeit oder den Schmerzen unglücklicher Liebe singen, während einige das Kaiserhaus und seine ersten Diener preisen, andere Ergüsse eines wahrhaft frommen Gemütes enthalten. Vom Einfluß der Bardendichtung ist wenig zu merken, nur in der Wortwahl, in der Neigung zum Stabreim, vielleicht auch in Fragen metrischer Art lassen sich geringe Anklänge nachweisen. Viel öfter wird man daran erinnert, daß der junge Dichter mit Vorliebe

Musarions und Gandalins Geschichtchen,
Mit unter auch von Gleim, und Uz,
Und Hagedorn, und Bürger ein Gedichtchen" (1780, 105)

gelesen und in seinem Gedächtnis treu bewahrt hat, bisweilen wird man wohl auch an Hofmannswaldau oder an Haller gemahnt, und

immer wieder blickt, zumal in sprachlichen Wendungen, die Schulung an den Schriften der Alten durch. Im allgemeinen ist die Sprache noch jugendlich ungeschickt, nicht einmal immer fehlerfrei und stets ohne alle Originalität. Wie die auch in der metrischen Form altmodisch anmutenden Gedichte sich des alten Wortschatzes und der altertümlichen Ausdrucksweise bedienen, so bestreben sich die meisten neueren Liedchen — oft mit erfreulichem Erfolg — in der flüssigen Leichtigkeit der Sprache ihren neuen Vorbildern gleichzukommen (1780, 11, 55, 67, 87, 106. — 41, 44, 59, 65, 102). Am meisten hat die Sprache unter dem Zwange des Reimes und der Strophe zu leiden; fast alle Lieder sind gereimt, die meisten in Strophen abgeteilt, doch bleibt die Strophenform fast immer eine rein äußerliche Zutat und entspricht nur selten (z. B. S. 35) dem inneren Aufbau der Gedichte. Die meisten Strophen bestehen aus vier rhythmischen Reihen, von denen je zwei wieder zu einer Periode zusammengehören; diese beiden Perioden sind dann untereinander fast immer durch Kreuzreim verknüpft, und zwar so, daß beinahe regelmäßig stumpfer Reim und klingender Reim einander ablösen; nur wenige Gedichte haben durchgehend stumpfen Reim (S. 14, 16, 51, 73, 87). Innerhalb der rhythmischen Reihen wechselt regelmäßig je eine betonte mit einer unbetonten Silbe ab. Von dieser streng beobachteten Regel macht einzig und allein der heitere, flotte „Aufruf" „An meine Freunde" (S. 65) mit seinem amphibrachischen Metrum eine Ausnahme, sonst finden sich mehrsilbige Senkungen nur noch ganz vereinzelt einmal in den unstrophischen Gedichten (S. 46, 64, 76). Weitaus der größte Teil der rhythmischen Reihen sind Viertakter mit steigendem Rhythmus, besteht doch die Mehrzahl aller Strophen lediglich aus vierhebigen Reihen. Strophen, die sich in Fünftakter auflösen lassen, sind seltener (S. 35, 49, 94), während solche, in denen rhythmische Reihen von verschiedener Hebungszahl — von drei bis zu sechs Hebungen — in mannigfaltiger Anordnung aufeinanderfolgen, für zahlreiche Lieder verwendet sind (z. B. S. 3, 8, 11, 67). Die Strophen sind sämtlich recht kunstlos gebaut; selbst da, wo mehr als vier rhythmische Reihen zu einer Strophe gehören, treffen wir immer wieder auf die ermüdende Aneinanderreihung von je zwei gleichen Perioden (S. 61, 73); nur ein einziges Mal zeigt sich ein Ansatz zu einer rhythmisch und logisch reicheren Gliederung (S. 35). Von den unstrophischen Gedichten ist eines, das altmodische Huldigungsgedicht „An Brockmann" (S. 106) in paarweise ge-

reimten Alexandrinern verfaßt, die anderen, zumal die Epistel „An Mastalier" (S. 102), weisen bereits auf die 1784 so häufig benutzten vers libres hin.

Vermutlich mit Rücksicht auf den Empfänger ist das Gedicht „An Denis" (S. 28) ohne Reim geblieben, sonst sind mit Ausnahme der drei Übersetzungen aus Catull und Anakreon (S. 72, 78, 79) alle Lieder gereimt. Der Dichter hat sich dabei die Arbeit nicht eben schwer werden lassen. Nur allzuoft haben Wortwahl und Satzbau dem Zwange des Reimes sich fügen müssen, und trotzdem läßt dieser in jeder Hinsicht viel zu wünschen übrig; da ist wohl kaum ein einziges Lied, das strengeren Ansprüchen gerecht würde. Unstimmigkeiten in den Vokalen und Konsonanten, in der Quantität und Qualität der sich reimenden Silben, rührender Reim und ähnliche Mängel lassen sich in großer Anzahl nachweisen. Um so ängstlicher ist jeder Hiatus vermieden. Die zahlreichen allegorischen Gestalten erinnern an Dichtungen früherer Zeit, ihren Ursprung verdanken sie aber wohl hauptsächlich einer Vorstellungsweise, wie sie dem Dichter durch theatralische und malerische Darstellungen von Jugend auf vertraut war. Für alle Formen bildlicher Ausdrucksweise, für Vergleiche und Stilmittel ähnlicher Art wird meist fremdes Gut, und nicht einmal immer passend und glücklich, verwertet (S. 17, 46, 56, 57 u. ö.). Und wenn bisweilen ihm Bilder von großer Anschaulichkeit gelingen (S. 48, 51, 83), so gebührt selbst hier seinen Vorbildern das Hauptverdienst. Die technischen Ausdrucksmittel sind noch recht dürftig; die meisten Lieder sind einer — in der Überschrift genannten — Person in den Mund gelegt, andere wieder sind Anreden an namentlich genannte oder fingierte Personen; nur wenige haben rein erzählenden Charakter. Wie alles das, so beweist auch die ungeschickte Art, in der die redenden Personen eingeführt oder die gewünschten Situationen geschaffen werden — eine ganze Anzahl der Lieder beginnt mit den Worten: „Hier, wo . . ." — daß diese erste Gedichtsammlung (1780) vorwiegend unreife, in Form und Inhalt noch unselbständige Jugendwerke in sich schließt.

Viel selbstbewußter tritt die zweite Ausgabe[1]), die „Poetischen Schriften" (1784), auf den Plan, die schon äußerlich erkennen läßt, welch reicher Zuwachs an neuen Gedichten hinzugekommen ist[2]).

[1]) Im Teutschen Merkur 1785, Anzeiger S. 113 von Reinhold besprochen.
[2]) Was aus der ersten Sammlung übernommen worden ist, hat unter der Ab-

Die am Eingang des Büchleins stehende wohlgelungene Unterweisung „An mein Buch“ (S. 1) läßt allsogleich erkennen, wohin die Reise gehen soll. Das Hauptgewicht des Ganzen liegt in den „Lehrgedichten und Briefen“, zu denen ja nach der ursprünglichen Anlage auch die Lieder des Anhangs gehören. Aus ihnen geht mehr noch als aus den neuen Sinngedichten und neuhinzugekommenen „Oden und Liedern“ (z. B. S. 31, 56, 83, 89, 93, 97) hervor, daß ihr Verfasser sich ganz und gar im Banne der Aufklärungsideen befindet; denn sie leben vom Kampf gegen Pfaffenstolz und Tyrannenwut, eifern gegen den geistlosen Adel, der sklavisch die Sitten des Auslands nachäfft und Alxingers „teutsches“ Herz empört, bespötteln die strenge Zensur (S. 6) und zeigen einen vor nichts zurückschreckenden Erkenntnisdrang. „Der Wahrheit“ ist das Buch gewidmet, der Wahrheit soll in allen Fragen zum Siege verholfen werden. Wie oberflächlich dabei aber zumeist verfahren wird, lehren die Gedichte, in denen philosophische Probleme erörtert werden; andere, die von Liebe und Ehe handeln, beweisen, zu welch abstoßenden Darstellungen solch ein rücksichtsloses Streben nach Wahrheit führen kann. Daneben machen sich die trüben Erfahrungen geltend, die der Dichter inzwischen gesammelt hat. Sie sind wohl mehr noch als die Rücksicht auf die Form der Anlaß gewesen, daß die Hälfte aller Lieder aus der ersten Sammlung keine Aufnahme gefunden hat, die neuen ehefeindlichen Gedichte lassen diesen Schluß schon zu. Wenn aber auch von den sentimentalen, dem Zeitgeschmacke Rechnung tragenden Liedern der ersten Sammlung eine ganz beträchtliche Anzahl ohne erhebliche Änderungen übernommen ist, so hat doch die frühere weichliche, pessimistische Lebensanschauung einer kraftvollen, siegesgewissen Kampfstimmung Platz machen müssen.

Betrachtet man die Oden und Lieder auf ihre Form, so sieht man bald, daß ein Unterschied gegen früher kaum festzustellen ist. Wiederum könnte man mit des Dichters eigenen Worten sagen:

---

teilung „Oden und Lieder“ (S. 17—94) Aufnahme gefunden, an die Stelle der unterdrückten Gedichte sind etwa ebensoviel neue Lieder getreten; die „Sinngedichte“ (S. 95—102), die schon 1780 nicht fehlten, sind gleichfalls um manches neue Stück bereichert. Ihnen folgen „Lehrgedichte und Briefe“ (S. 103—172), das Trauerspiel „Eduard der Dritte“ (S. 173—278), eine Anzahl „Freymaurergedichte“ (S. 279—311) und schließlich ein Anhang mit vier Lehrgedichten, welche die österreichische Zensurbehörde beanstandet hatte, die also nur im Auslande mitersscheinen durften.

Und manches Lied erklinget im freyen leichten Ton,
Wie Hagedorn dir singet, Gleim und Anakreon. (1784, S. 40.)

Auch Wielands Einfluß macht sich geltend (S. 25).

Von den unstrophischen Gedichten der ersten Ausgabe ist nur ein einziges beibehalten, das übrigens auch der strophischen Form sich nähert (S. 82), und auch die neuen Oden und Lieder sind bis auf eines (S. 74) in Strophen abgefaßt. Im wesentlichen hat sich das Bild kaum geändert. Am Versmaß ist in den beibehaltenen Gedichten nichts anders geworden, die neuen zeigen in buntem Wechsel die üblichen Formen. Auch jetzt noch ist der innere Aufbau der Lieder nicht immer der Strophenform entsprechend; doch zeigt sich viel öfter eine bewußte Anpassung von Inhalt und Form (S. 37, 39, 50, 70), hie und da auch wohl mit ironischem Einschlag (S. 89, 93), und in den sechsreihigen Strophen gelingt es dem Dichter zuweilen, selbst strengeren Anforderungen Genüge zu tun (S. 31, 69). Einige von den alten Gedichten haben durch glückliche Kürzungen erheblich gewonnen (S. 20, 44, 142), Anschwellungen sind selten von Vorteil gewesen (S. 26, 29, 46, 53, 58).

Die meisten Verbesserungen sind rein sprachlicher Natur, und wirklich sind nunmehr die ärgsten Verstöße beseitigt; die Sprache ist richtiger, gewandter, oftmals — den inhaltlichen Änderungen entsprechend — auch etwas derber geworden (S. 33, 44, 79, 142; 48, 67), hat dafür aber fast überall den Reiz ungekünstelter Ursprünglichkeit eingebüßt (S. 35, 63, 67). Die neuen Oden und Lieder zeigen eine leichte, flüssige Sprache (S. 31, 37, 39, 69, 86), meist schnell dahineilend und ohne Tiefe, bisweilen aber und zwar dann, wenn Alxinger belehrend oder strafend eifert, durchaus nicht ohne Kraft und Nachdruck (S. 22). Da sie sich der Umgangssprache annähert, fehlt es nicht an dialektischen Anklängen; ganz neu ist das Bestreben, witzig zu erscheinen und, wo es möglich ist, eine Pointe an den Schluß zu stellen (S. 45, 49 u. ö.).

Unter den sprachlichen Besserungen hat oftmals der Reim zu leiden gehabt (S. 29, 48, 143), obwohl auch mehrfach dem Reim zuliebe Änderungen vorgenommen sind (S. 48, 49, 58); die neuen Gedichte zeigen in dieser Hinsicht nirgends einen erheblichen Fortschritt. Das reimlose Gedichtchen „Lillens Veilchen" (S. 74) ist an Stelle des ausgemerzten Liedes „An Denis" getreten, sonst sind alle neuen Oden und Lieder gereimt. Neue Allegorien (S. 22, 31 u. ö.) reihen sich den früheren würdig an; dagegen ist manches un-

glücklich gewählte Bild aus den alten Gedichten entfernt (S. 17) und manches treffliche neu eingefügt worden (S. 26, 27). Und auch die neuen Lieder bringen wohlgesehene, anschauliche Bilder (S. 31, 86); ebendasselbe kann man von den Vergleichen sagen (S. 32, 35, 74, 91, 97).

Wie in der ersten Sammlung sind auch hier außer zwei „Rollenliedern" (S. 83, 89) fast alle neuen Gedichte als Anreden gedacht. „Der Fächer" (S. 37), eine Ungetreue (S. 61, 74), die Freunde (S. 69, 77) werden angeredet, oft sind sogar mehrere Personen erst nachträglich noch in den Bereich gezogen; mehrfach geht die Anrede wohl auch in Schilderung über (S. 22, 39; 31, 86). Das alles zeigt, daß ein wesentlicher Fortschritt im Vergleich zur vorhergehenden Ausgabe in diesem Punkte nicht zu ersehen ist, und doch darf man nicht verkennen, wie ungleich persönlicher und infolgedessen auch lebendiger und packender die ganze Darstellungsweise geworden ist.

Die „Freymaurergedichte" sind den Oden und Liedern aufs engste verwandt; für sie gilt daher im allgemeinen dasselbe, was von diesen gesagt ist. Die Sprache ist edel, gewandt und kraftvoll, die ganze Form hat durch die Bestimmung für den Gesang, die auch auf die Wahl des Metrums nicht ohne Einfluß geblieben ist (S. 294, 306), in jeder Hinsicht gewonnen.

Das eigentlich Neue gegenüber der früheren Ausgabe sind in den „Poetischen Schriften" die „Lehrgedichte und Briefe", zu denen man auch das Eingangsgedicht (S. 1) und den Anhang zu rechnen hat. An künstlerischem Wert und Ideengehalt recht verschieden, sind sie doch alle wegen ihrer annähernd gleichen Form — sie sind in unstrophischen iambischen Zeilen geschrieben —, zu einem Ganzen zusammengefaßt (S. 103—172). Vorbilder für diese bequem zu handhabende Form, die sich leicht jeglichem Inhalt anpassen ließ und wohl eben deshalb auch von Alxingers Wiener Freunden gern benutzt wurde, fanden sich in reicher Anzahl in der deutschen wie in der außerdeutschen Literatur. Alles scheint in den „Poetischen Schriften" darauf hinzuweisen, daß der Dichter, vom Alexandriner ausgehend, nur kurze Zeit die freieren iambischen Maße benutzte, um sich mehr und mehr dem regelmäßigen, fünffüßigen Jambus zuzuwenden; doch bieten die späteren Ausgaben ein wiederum verändertes Bild, viel häufiger als 1784 tauchen dort die alten Maße wieder auf. Der Alexandriner gibt den Gedichten etwas Schwer-

fälliges, Altmodisches, nur eines (S. 122) von den fünf in Frage kommenden Stücken aus den „Poetischen Schriften" (S. 122, 138, 147, 148, 163) klingt nicht so völlig unerträglich. In drei „Lehrgedichten und Briefen" sind die bequemen vers libres verwendet (S. 155, Anhang S. 3, 16; und in dem aus 1780 übernommenen „An Mastalier" S. 142), zweimal hat sich Alxinger des Knittelverses bedient (S. 149, 153), sonst aber herrscht in diesem Teile des Buches der fünffüßige Jambus vor, und zwar sind fünf Gedichte im reimlosen Blankvers geschrieben (S. 1, 105, 145, Anhang S. 10, 20), während alle übrigen „Lehrgedichte und Briefe" gepaarte Reime mit abwechselnd stumpfem und klingendem Ausgang aufweisen — nur die vers libres machen naturgemäß eine Ausnahme von dieser Regel. Der Reim ist nicht besser als in den Oden und Liedern, wohl aber erscheint die Sprache lebendiger und eindringlicher als dort. Zwar ist die Gefahr, daß sie sich infolge der freieren Form nur allzusehr der Prosa nähert, oftmals deutlich zu erkennen, dafür herrscht an anderen Stellen ein um so wirkungsvollerer Schwung; von den älteren Gedichten freilich gilt das nicht (S. 138, 147, 148, 163, 171). Die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit der Sprache ist wohl eine Folge des freieren Versmaßes, das dem Dichter nur wenig Fesseln auferlegt und auch in technischer Hinsicht größere Freiheiten gewährt: die Erzählung wird oft durch Frage und Antwort unterbrochen, Rede und Gegenrede folgen in buntem Wechsel, lange Wortgefechte werden ausgekämpft oder in lebhaftem Ton ausführliche Beweise vorgetragen. Besondere Erwähnung verdienen die väterlichen Ermahnungen an das Buch (S. 1), das nun seine Reise hinaus in die Welt antreten soll. Im übrigen gilt auch für die Lehrgedichte und Briefe, was bei den Oden und Liedern bereits gesagt ist: An Allegorien und Personifikationen ist kein Mangel (S. 7, 107, 110, 149, 153, 162; Anhang S. 3, 17), die Bilder sind anschaulich, die Vergleiche treffend und aus der eigenen Erfahrung geschöpft (S. 2, 4, 9, 13, 141, 149; Anhang S. 17, 24, 25; S. 1, 5, 12, 130, 139, 153, 159; Anhang S. 10, 27, 31), freilich hat auch manch Minderwertiges Aufnahme gefunden. Alles in allem genommen zeigen die „Poetischen Schriften" mit ihren neuen, unkünstlerischen Formen und ihren unpoetischen Stoffen, daß die dichterische Entwicklung Alxingers mit der rein menschlichen nicht gleichen Schritt gehalten hat.

Die „Sämmtlichen Gedichte“ (1788)[1]) bemühen sich nach Kräften, das früher Versäumte einzuholen, sie kommen dem Ziele auch wesentlich näher; und doch sind sie in Wirklichkeit nichts anderes als eine stark vermehrte neue Ausgabe der vorigen Sammlung; denn unter den „Oden und Liedern“ (1788 I, S. 25—150), den „Sinn-“ und den „Freymaurergedichten“ (I, 151—158 und I, 219 bis 302) finden sich ebenso wie in den „Briefen, Straf- und Lehrgedichten“ (II, 7—121) die entsprechenden Stücke der „Poetischen Schriften“ nur wenig verändert wieder. Einiges freilich ist völlig verschwunden und manches Neue hinzugekommen; was aber die „Sämmtlichen Gedichte“ auf diesen Umfang angeschwellt hat — sie umfassen zwei Bände —, das sind die zahlreichen Übersetzungen aus der antiken Literatur, und zwar bilden die kürzeren ein geschlossenes Ganzes unter dem Sammeltitel: „Übersetzungen und Nachahmungen aus Klassikern“ (II, 123—273), während die längeren als selbständige Stücke zwischen die anderen Abteilungen eingefügt sind.

Sie alle können freilich zur Bewertung des „Lyrikers“ nur herzlich wenig beitragen.

Trotz des vielen Gemeinsamen trägt diese Ausgabe doch ein ganz anderes Gepräge als ihre Vorgängerin. Die aufklärerischen, philosophisch-polemischen Gedichte stehen, soweit sie nicht gänzlich getilgt sind, durchaus nicht mehr im Mittelpunkt, um so weniger als die bedeutsamste Tendenz, der Pfaffenhaß, jetzt merklich abgeschwächt erscheint. Was für die „Poetischen Schriften“ die Aufklärer Frankreichs gewesen, das sind — die Übersetzungen bezeugen das schon — für die „Sämmtlichen Gedichte“ die Sänger der alten Welt geworden. In ihre Bahnen lenkt Alxinger ein. Wenn er auch jetzt noch tyrannische Fürsten und geistlosen Adel gar heftig bekämpft, so ist es doch nunmehr fast immer der „Dichter“ — und nicht mehr der „Aufklärer“ —, der so aus ihm spricht. Fragen, wie sie den glühenden Verehrer der schönen Wissenschaften und aller Künste bewegen, werden in den neuen Liedern erörtert, und mehr noch als früher wird immer wieder die Erhabenheit und Würde des Dichterberufes betont, gegen welchen alle irdischen Vorteile, ja selbst die Beschäftigung mit naheverwandten Wissenszweigen zurückzutreten

[1]) Rezensionen: Teutscher Merkur, 1788, 12, Anzeiger S. 145; Göttingische gelehrte Anzeigen, 1788, Bd. 3, S. 2079; Gothaische gelehrte Zeitungen, 1788, Stück 95, S. 781; 1789, Stück 34, S. 287; Allgem. Deutsche Bibliothek, Bd. 87, Stück 1, S. 201, 207; Allg. Literatur-Zeitung, 1790, Bd. 4, Nr. 356, S. 555.

haben (I, S. 136; II, S. 85, 88, 104, 113 u. ö.). Da nunmehr des Dichters eigenes Erleben und Empfinden ganz in den Vordergrund tritt, spielen naturgemäß die Liebeslieder wieder eine größere Rolle. In dieser Hinsicht gemahnt die Ausgabe freilich gar oft an jene erste Sammlung von Alxingers Liedern im Jahre 1780 (vgl. 1788 I, S. 131), aber wie ungleich persönlicher, wie viel unmittelbarer wirken dagegen die neueren Lieder; und wenn auch die meisten in engem Anschluß an antike Vorbilder entstanden sind, sie geben deshalb nicht minder Kunde von Alxingers Leben und Lieben, mögen sie nun noch Anklänge an jene trübe, endlich überwundene Zeit enthalten oder neugeknüpfte Bande und neue Liebesfreuden besingen.

Wenn aber — wohl in Übereinstimmung mit wirklichem Erlebnis — über allen beherrschend nunmehr der Name Lina steht, so zeigt sich wie in vielem anderen auch darin, daß überall eine größere Bestimmtheit und Anschaulichkeit Platz gegriffen, daß alles eine persönliche Note bekommen hat: viel häufiger noch als früher weiß Alxinger oftmals überraschend anschauliche Bilder vor unser Auge zu zaubern und führt uns mitten hinein in das Leben und Treiben seiner Vaterstadt; wir lernen die stattliche Schar seiner Freunde näher kennen, gewinnen einen Einblick in seine mannigfachen Beziehungen zu vielen bedeutenden Männern und lassen uns von dem offenherzigen Dichter so manches über seine Ansichten und Ziele, über seine Leiden und Freuden verraten.

Und da zeigt ein Vergleich mit der vorigen Sammlung (1784), daß aus dem schwärmerischen Weltverbesserer in dieser kurzen Zwischenzeit ein reiferer Mensch geworden ist, der nun schon eher mit der Wirklichkeit sich abzufinden weiß. Die „Freymaurergedichte" bezeugen freilich, daß infolge der Ernüchterung auch mancher schöne Wahn zerstört wurde; und doch ist diese Entwicklung sehr heilsam und förderlich gewesen. In seinen Angriffen und Anklagen erlegt sich Alxinger jetzt größere Mäßigung auf und begnügt sich oft mit lächelndem Spott, wo er früher bitter höhnend eiferte; und wenn er schließlich auf „Wahrheitlehren" und „Pfaffenfluchen" ganz verzichten will, um lieber dem lüsternen Ovid manch heitres Lied auf deutschen Saiten nachzusingen, so darf man daraus wohl erschließen, daß neben anderen Erfahrungen auch neue beglückende Liebeswonne den Dichter versöhnlich und lebensfroh gestimmt hat. — Auf den ersten Blick ist eine solche Entwicklung freilich nicht zu erkennen:

die „Sämmtlichen Gedichte“ lassen den Charakter viel widerspruchsvoller erscheinen, da sie auf engem Raume Lieder aus den weit auseinanderliegenden Entwicklungsphasen in sich vereinen; dafür können sie auf einen um so größeren Formenreichtum Anspruch erheben.

Die alten Gedichte haben alle ihr früheres Gewand behalten, nur das Liedchen „Auf Doris“ (I, S. 98) hat seinen kleidsamen Schmuck — den freieren Rhythmus — ablegen müssen und gleicht nun ganz den anderen Geschwistern. Damit ist der regelmäßige Wechsel von je einer betonten und einer unbetonten Silbe fast überall durchgeführt. Die neuen Oden und Lieder — auch die Freimaurergedichte gehören hierher — bestehen wiederum zum größten Teil aus Strophen, die sich in vier, fünf oder sechs rhythmische Reihen gliedern. Die Viertakter herrschen auch hier überall vor, doch finden sich zahlreiche Strophen, in denen rhythmische Reihen von ganz verschiedener Hebungszahl miteinander vereint sind.

Am Eingang der Reihen steht fast regelmäßig eine unbetonte Silbe (Ausnahmen: I, S. 129, 249, 265; II, S. 88, 104, 118), und dementsprechend haben in der Tat die meisten Gedichte steigenden Rhythmus, vielfach ist diese Eingangssilbe aber auch nur als Auftakt anzusprechen; eine Entscheidung darüber läßt sich in vielen Fällen um so schwerer treffen, als überraschender Rhythmuswechsel durchaus keine Seltenheit ist. Künstlerische Absichten haben den Rhythmuswechsel wohl nur selten einmal (I, S. 305, Z. 10) veranlaßt, vielmehr bringt diese Unsicherheit, dies Schwanken zwischen steigendem und fallendem Rhythmus fortwährend unwillkommene Störungen in den ruhigen Fluß der Sprache. Nur einige Male ist es dem Dichter gelungen, Wortfügung und logischen Aufbau ganz dem Rhythmus anzupassen (I, S. 112, 118, 120, 144 u. ö.). Zieht man die Übersetzungen dabei mit in Betracht, dann freilich gestaltet sich das Bild weit günstiger. So verdienen die paarweise — abwechselnd stumpf und klingend — gereimten iambischen Fünftakter der „Liebeslieder nach dem Ovid“ (I, S. 193 ff.) uneingeschränktes Lob. Bei den Sinngedichten herrschen die Quatrains vor, doch finden sich fast ebensooft gepaarte Reime, meist in freier Form, einmal fast ganz in dem Maße der „Liebeslieder nach dem Ovid“, nur durchweg stumpf gereimt (I, S. 155 2), einmal auch den Distichen des Originals entsprechend als Alexandriner (I, S. 156 2).

Lateinische Distichen werden auch sonst gern durch den „elegischen

Alexandriner" wiedergegeben (I, 116, 132, 149; II, 377, 382, 386, 397, 407, 410), und bei allen diesen Übersetzungen beweist Alxinger eine überraschende Form- und Sprachgewandtheit. Um so mehr muß man sich wundern, daß in einigen neuen Oden und Liedern, in denen Alexandriner mit anderen rhythmischen Reihen sich mischen, die gleichförmige Zweischenkligkeit den Wohllaut der Strophen sehr stark beeinträchtigt, zumal dann, wenn recht kurze rhythmische Reihen dem Alexandriner folgen. Es leiden ebenso mehrere „Briefe und Lehrgedichte" darunter, daß sie ganz unter dem Zeichen des altmodischen Alexandriners stehen (I, 142; II, 73, 82, 85, 114—115). Freilich wird er jetzt auch hier immer nur in Verbindung mit kürzeren rhythmischen Reihen verwendet, denn alle neuen Gedichte dieser Abteilung sind in vers libres geschrieben bis auf drei, welche fallenden Rhythmus haben. Somit ist der fünffüßige Jambus hier wieder zurückgedrängt und wäre völlig beiseite geschoben, wenn nicht einige ihrem Inhalt nach hierher gehörige Gedichte (I, 21, 287; II, 24) im reimlosen Blankvers abgefaßt wären. Vers libres sind auch für eine ganze Anzahl von den „Übersetzungen und Nachahmungen aus Klassikern" (Ausnahme: II, 239) verwendet worden, während einige von diesen Übersetzungen sich in eine Strophenform fügten, die an Wielands Oberonstanze erinnert, nur daß bei Alxinger niemals der regelmäßige Wechsel von betonter und unbetonter Silbe außer acht gelassen ist (II, 128, 154, 182, 192). Amphibrachisches Metrum kehrt in Liedern und Übersetzungen mehrfach wieder (I, 245, 272, 280; II, 384, 400). Sonst hat von antiken Maßen nur der Hexameter an mehreren Stellen Aufnahme gefunden (I, 163, 261; II, 239, 420, 422, 425, 435), es handelt sich dabei meist um Übersetzungen wie die an Karoline Greiner gerichtete Episode „Nisus und Eurnalus", aus Virgils Aeneis entlehnt, oder um Übertragungen aus dem Griechischen und Deutschen ins Lateinische: aus dem Apollonios Rhodios und aus Klopstocks Messias. Eines von den fünf lateinischen Gedichten ist in Distichen geschrieben. Dagegen hat sich Alxinger für die beiden umfangreichsten Übersetzungen, die „Hekabe" des Euripides und den „Agamemnon" des Seneca, des reimlosen fünffüßigen Jambus bedient, nur sind im Anschluß an die Vorbilder alle lyrischen Stellen in lyrischen Maßen wiedergegeben. Auch die Zueignung an Swieten hat den fünffüßigen Jambus aufzuweisen (II, 279), wie denn überhaupt alle Widmungsgedichte im Metrum der folgenden Übersetzung verfaßt sind; allein die Widmung „An

Denis" macht eine Ausnahme von dieser Regel (I, 305; vgl. auch II, S. 263 und Anhang S. 3) und vereinigt kurze, freie Verse mit einem Gefolge von Alexandrinern. Will man sich einen Einblick in diese mannigfaltigen Formen verschaffen, so mag man die Übertragung der „Basia" des Johannes Secundus lesen, die mit zu dem Besten gehört, was Alxinger jemals geschrieben hat (II, 377). Sie läßt ebenso wie die meisten neuen Gedichte und Übersetzungen klar erkennen, wie sehr sich seine sprachliche Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit gegen früher vervollkommnet hat (I, 107, 112, 116, 120, 144, 195; II, 88, 104 u. a. v. a. Stellen). Auch die alten Lieder haben durch eine Fülle sprachlicher Verbesserungen gewonnen (z. B. I, 11, 20, 34, 42, 63, 99, 140, 281; II, 14, 20, 26, 43, Anhang S. 13, 23). Überall ist ein größerer Wohlklang, eine größere Ungezwungenheit der Rede angestrebt und nach Möglichkeit dialektischen oder undeutschen Worten und Wendungen der Laufpaß gegeben (II, S. 51, Anhang S. 6; I, S. 48, 89, Anhang S. 29, 35). Ist damit auch manches Ungeschickte und Derbe (I, 85; II, 11, 37, 41, Anhang, 20) beseitigt, so hat doch an vielen Stellen das ewige Feilen der Ursprünglichkeit und Kraft der Sprache Eintrag getan (I, 10, 79, 89, 140; II, 50, 60, Anhang, 8, 9, 18, 23, 35), und daß trotz allen Bemühens (vgl. I, S. 29, 56, 66, 71, 109; II, S. 14, 33 u. ö.) auch der Reim in alten und neuen Liedern nicht völlig ohne „Flecken" ist, das hat Alxinger selber bald erkannt (vgl. I, S. 23 f.).

Wo immer Schilderungen oder beschreibende Bilder entworfen sind, da wird eine große Anschaulichkeit erreicht (I, 80, 81, 113, 114; II, 70, 96 u. ö.), und dementsprechend sind auch alle neuen Vergleiche glücklich gewählt (I, 76₂, 113; II, 60, 61, 86 u. ö.). An Allegorien mangelt es natürlich wiederum nicht (I, 108, 146, 221, 268 u. ö.).

Die Technik hat in den älteren Liedern nur selten einige Änderungen erfahren (I, 38, 51, 80, 85); für die neuen, die zum größten Teil Gelegenheitsdichtungen oder „Briefe" sind, war meist schon durch den Inhalt und Zweck die Form der Anrede gegeben.

So zeigt denn die ganze Ausgabe hinsichtlich der Form keine wesentlichen Änderungen und nichts völlig Neues, überall aber verrät sich ein eifriges Streben nach größerer „Correctheit". Die enge Anlehnung an antike Vorbilder, die weniger in den Änderungen als in den neuen Gedichten und Nachahmungen sich geltend macht, hat dabei einen außerordentlich günstigen Einfluß gehabt.

Eine tiefe Kluft trennt die Ausgabe von der nächsten[1]) im Jahre 1794; dabei soll diese Nachlese, die „Neuesten Gedichte", gleichsam ein dritter Band[2]) der vorhergehenden Sammlung sein; gemeinsame Stücke finden sich infolgedessen nicht. Fast alles, was dies Bändchen bringt, ist vorher schon gedruckt gewesen, nun aber aus den einzelnen Zeitschriften schnell zusammengerafft und, wenig oder gar nicht verändert, zu einem Ganzen vereint. Vorangesetzt ist dem Büchlein eine Widmung an den Kanzler Grafen v. Rottenhan, in der es heißt:

Der Gegenstand, so oft, so gerne hier gewählt,
Ist Deiner Fürsten Lob, und der wird Dir vergüten,
Was dem Talent des Dichters fehlt.

Und wirklich wendet sich ein großer Teil der Gedichte an die Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Dem Jahre 1790 entstammt das Begrüßungsgedicht „An Leopold II.", das mit auffälliger Übergehung Josephs II. dem neuen Herrscher Treue gelobt und die frohesten Hoffnungen und Erwartungen zum Ausdruck bringt (S. 33), und daran reihen sich nun, die frohen und trüben Ereignisse der folgenden Jahre besingend, zahlreiche Huldigungsgedichte an die Kaiser Leopold und Franz (S. 42, 45, 52, 60, 65, 67, 78, 82, 85, 98).

Der „Patriotismus" Alxingers findet aber auch noch auf andere Weise Ausdruck: die siegreichen Kriegshelden, ein Hadik[3]), ein Laudon[4]), werden gepriesen (S. 1, 4), ihr schmerzlicher Verlust aufs tiefste beklagt (S. 17, 26); andererseits finden die Vorgänge in Frankreich durchweg die schärfste Verurteilung (S. 52, 54, 151, 158; vgl. S. 92).

Fast alle Stücke dieser Ausgabe sind Gelegenheitsdichtungen, und zwar so belangloser Inhalts, daß sie durch die Worte eines Rezensenten: „Die gute Gesellschaft in einer großen Residenzstadt ist für den Künstler eine gefährliche Klippe" am richtigsten gekennzeichnet werden; fast alle sind an Herren und Damen aus dem hohen und mittleren Adel gerichtet. Die Anlässe sind dabei von mannigfachster

[1]) Rezensionen: Tübinger gelehrte Zeitung, 1795, S. 47 f.; Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften, 1795, Bd. 1, S. 30; Gothaische gelehrte Zeitungen, 1796, Bd. 1, S. 187; Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 21, Stück 2, S. 537 ff.; Allgem. Literatur-Zeitung, 1796, Bd. 2, Nr. 170, S. 526. [2]) Vgl. im Teutschen Merkur, 1788, Anzeiger S. 13. [3]) Andreas Reichsgraf Hadik von Futak (1710—1790); vgl. A.D.B. 10, S. 301. [4]) Ernst Gideon Freiherr von Laudon (1717—1790); vgl. A.D.B. 18, S. 25.

Art: Glückwunsch- und Trostschreiben wechseln mit zierlichen Versen, die als Empfehlung und als Huldigung die Werke und Geschenke des Dichters zu den schönen Empfängerinnen begleiten (S. 90, 41; 56, 63, 88). Daneben finden sich einige Hochzeitskarmina (S. 31, 37, 39, 135; vgl. S. 180), zahlreiche Stammbuchverse (S. 89, 131, 147) und derartiges mehr. Auch einige Liebeslieder stehen unter den „Neuesten Gedichten", von denen ein Teil aus früherer Zeit stammen mag und eben deshalb wohlgelungen erscheint (S. 48, 57, 87), während alle anderen schon ganz in die höfisch-galante, unwahr-sentimentale Manier verfallen, die Alxingers späteren Liebesliedern eigen ist (S. 84, 86, 93, 146; vgl. auch W.M.A. 1796, S. 17, 38). Zu den Sinngedichten, die meist aus dem Französischen übersetzt sind, kommt noch eine Anzahl von Liedern mannigfaltigsten Inhalts, von denen eines: „An eine Dame bey ihrer Reise zu dem Landtage" (S. 71) wegen seiner anschaulichen Schilderung des geselligen Lebens auf einem Landgute Erwähnung finden soll.

Nach jeder Seite hin zeigen die „Neuesten Gedichte" das Erschlaffen und Versagen von Alxingers schöpferischer Kraft; Inhalt und Form lassen den Dichter früherer Jahre nicht wiedererkennen. Aus dem Gegner des Luxus und der Mode, dem Feinde der Pfaffen, dem Tyrannenhasser ist jetzt ein gefügiger Weltmann geworden, der sich in den Kreisen des hohen und reichen Adels wohlgefällt, der bei jedem frohen und traurigen Anlaß im Herrscherhaus seinen und seiner Mitbürger Gefühlen und Wünschen in devoten Liedern Ausdruck gibt, der weit entfernt von der alten Gegnerschaft gegen die Kirche mit Vorliebe vom Jenseits, von den verklärten Seelen in Gottes Freudensaal, vom Seraph und von Todesengeln singt. (1788 I, 131):

> Ja, der Weg, den wir gegangen, leitet irre, wir gelangen
> Hierauf nimmermehr zum Glück; drum so wandern wir zurück.

Der Rückgang läßt sich auch an der Form erkennen. Von dem Formenreichtum, den die „Sämmtlichen Gedichte" (1788) aufweisen konnten, ist in dieser Nachlese (1794) wenig mehr zu spüren. Das Widmungsgedicht ist typisch für die Mehrzahl der ihm folgenden Dichtungen, die wohl alle wenig Mühe und Zeit gekostet haben. Die strophische Form fehlt fast ganz; nur drei Gedichte können auf strengere Gliederung Anspruch erheben, zwei davon haben sogar eine Art Refrain (S. 24, 37, 57).

Es ist bezeichnend für die ganze Sammlung, daß der Alexan-

driner wieder auffällig überhandnimmt. Sind auch von den rund sechzig nichtstrophischen Gedichten nur sieben in fortlaufenden Alexandrinern verfaßt, so macht sich dieser klapperige Vers doch allenthalben, zumal in den vers libres, unerträglich breit, und da nun die meisten Gedichte in dem bequemen Maße der vers libres geschrieben sind, so beherrscht der Alexandriner die ganze Sammlung. — Fast alle Gedichte sind gereimt, und zwar zeugen die Reime von großer Sorgfalt; außer den Verstößen gegen die Klangfarbe der umlautenden Vokale und Diphthonge sind grobe Fehler nirgends zu entdecken. Der Wechsel von klingendem und stumpfem Ausgang der Zeilen ist ständig gewahrt, und selbst den reimlosen Gedichten hat Alxinger diesen Schmuck zuteil werden lassen. Die äußere Form ist also nicht ohne Korrektheit; die ganze Versifikation zeugt von einer anerkennenswerten technischen Gewandtheit. Damit dürfte aber auch das Gute, das sich über die „Neuesten Gedichte" sagen läßt, so ziemlich erschöpft sein; denn es ist, als ob mit dem Alexandriner auch alle die Mängel und Verkehrtheiten wiedergekehrt wären, die der Poesie in der Blütezeit dieses Maßes anhafteten. Die Sprache wird wieder hohl und übertreibend, wortreich und inhaltleer. Schwulst und Phrasen stellen sich ein, veraltete Redewendungen tauchen wieder auf. Die Vergleiche sind verbraucht, die Bilder ohne die alte Kraft, Farbenpracht und Anschaulichkeit. Nur da, wo der Dichter Selbsterlebtes beschreibt, vermag er lebhaftere Vorstellungen zu erwecken. Die Allegorien führen wieder ein lustig Leben, alles wird personifiziert: Freundschaft und Liebe, Schönheit und Mode, Vaterland und Freudentag. Selbst die Gestalten der Antike, die etwa hier und dort auftauchen, unterscheiden sich wenig von den hohlen Allegorien und sind ihres antiken Gewandes gänzlich entkleidet. Französische Vorbilder haben den meisten Übersetzungen zugrunde gelegen, französisierend ist der Stil, französisierend die gesamte Auffassung und Anschauung in den „Neuesten Gedichten". Über die Technik im engeren Sinne ist nicht viel zu sagen. Da diese Gelegenheitsgedichte meist als Dank- oder Begleitschreiben, als Gruß oder Glückwunsch gedacht sind, so ist damit die Form der Anrede schon gegeben; einmal wird sogar das Geschenk als redend eingeführt (S. 21). Oft wendet sich der Dichter auch an seine Mitbürger, an seine Vaterstadt, an das Vaterland, oder er spricht im Namen seiner Wiener.

Die Lieder, die in Alxingers letzten Lebensjahren noch entstanden sind, weichen von den eben besprochenen nicht wesentlich ab. Auch

die Kantaten entfernen sich in ihrem Stil, ihren Versmaßen und ihrem Aufbau nicht allzusehr von den kleineren Gedichten, haben auch keinen erheblichen Wert; einzig und allein die Nachahmung der Juvenalischen Satiren zeigt Alxinger wieder auf zukunftsreichen Bahnen; doch war es ihm nicht vergönnt, mehr als zwei solcher Gedichte zu vollenden.

Damit wird der Blick aber noch einmal auf einen wichtigen Teil von Alxingers poetischem Schaffen gelenkt: auf seine Übersetzertätigkeit. Schon die erste Sammlung bringt einige Übersetzungen, eine fast silbengetreue Verdeutschung eines Catullischen Liedchens, zwei genaue, wohlgelungene Übertragungen Anakreontischer Oden und sechs Sinngedichte aus dem Owen. Die „Poetischen Schriften" sind bereits um einige Übersetzungen reicher. So enthalten sie ja auch neben kürzeren Verdeutschungen aus Horaz, aus Swift und aus Voltaire das Trauerspiel „Eduard III." von Gresset, das gleichzeitig auch einzeln veröffentlicht wurde, ohne freilich Anklang zu finden, da der Alexandriner keine glückliche Form für ein Bühnenstück war. Als Füllsel für die beanstandeten Lehrgedichte sind einige Gedichte aus den „Amores" des Ovid, eine Szene aus Addisons „Cato" und zwei Lehrgedichte von Pope, alle in recht getreuer Übersetzung, eingefügt worden.

Die reiche Fülle von Nachahmungen und Übersetzungen, welche schließlich die „Sämmtlichen Gedichte" bringen, entstammt lediglich lateinischen oder griechischen Quellen; nur ein Liedchen geht auf ein englisches Vorbild zurück. Zu den Liebesliedern aus dem Ovid sind einige neue hinzugekommen, die Metamorphosen und Fasti sind ebenfalls tüchtig ausgebeutet worden; Catull, Properz, Lucrez, Tibull müssen einige Stücke liefern, und für die „Sinngedichte" gibt Martial den Stoff. Aber daran hat sich Alxinger noch lange nicht genügen lassen. Ein kleiner Teil der „Argonauten" des Apollonios Rhodios wird ins Deutsche und ins Lateinische übersetzt, aus dem Virgil, aus dem Musäus, aus Johannes Secundus sind mehrere Stücke entnommen und aus Seneca und Euripides ganze Trauerspiele ins Deutsche übertragen. Inhaltlich und wohl auch der Entstehungszeit nach gehören noch die Phädrusübersetzungen und die wiederum dem Euripides entnommene „Medea" hierher (1794, S. 132, 133, 215). Wir wissen ferner aus Alxingers Briefen, daß er im Jahre 1790 eine Verdeutschung des Cornelius Nepos druckfertig im Pulte liegen hatte, daß er 1791 daran dachte, den Plautus

oder den Terenz und Seneca unter dem Titel „Römisches Theater" in deutscher Sprache herauszugeben, und daß ihm dann zwei Jahre später die Herausgabe von Ovids „Verwandlungen" als eine lockende Aufgabe erschien [1]).

Schon dieser flüchtige Überblick zeigt, wie Alxinger nach kurzen Streifzügen in andere Gebiete immer wieder zu den Dichtungen der Griechen und Römer als der Grundlage seiner literarischen Bildung und dem Gegenstand seiner treuen Liebe und Verehrung zurückkehrte. Wie gering an Zahl sind dagegen die Übersetzungen aus dem Englischen und Italienischen; und doch zeugen auch sie für seine mannigfaltige Beschäftigung mit der Literatur anderer Völker. Freilich handelte es sich bei dem Studium der englischen Poesie um ein Interesse, das in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ganz Deutschland ergriffen und das gerade in Wien — man denke nur an die Ossianübersetzung des Barden Denis und die zahlreichen kleineren Übersetzungen im „Wiener Musenalmanach" — recht ansehnliche Früchte gezeitigt hatte [2]); und daß Alxinger als Kind einer Stadt, in der noch zahlreiche Opern in italienischer Sprache gesungen wurden, in der sehr viele italienische Künstler und Gelehrte lebten, sich mit der schönen Literatur auch dieses Volkes näher befaßte, das erscheint bei seinen Neigungen fast als selbstverständlich; ja, man muß sich wundern, daß die Übersetzung des Castischen Glückwunschgedichtes (1794, S. 98) die einzige ihrer Art geblieben ist. Doch auch so kann sie als beredtes Zeugnis dafür gelten, daß Alxinger der Sprache, in welcher die unsterblichen Werke eines Ariost und Tasso geschrieben sind, in vollem Umfange mächtig war. Mit den zahlreichen Übersetzungen aus dem Französischen hat es eine eigene Bewandtnis; sie scheinen fast alle bei besonderen Anlässen entstanden zu sein und in der Mehrzahl als Notbehelf und Ersatz für eigene Schöpfungen gedient zu haben. Französische Dramen mußten dem Dichter, dem eigenes dramatisches Schaffen versagt war, den Stoff zu seinen Bühnenstücken liefern, Übersetzungen französischer Gelegenheitsgedichte wurden von ihm mit Vorliebe verwendet, und als es bei der Redaktion seiner „Österreichischen Monathsschrift" ihm zeitweise recht schwer wurde, die Hefte mit dem nötigen Inhalt zu füllen, da half er sich mit großen Anleihen bei dem französischen

---

[1]) Vgl. Wilh. S. 63, ferner Alxinger an Göschen, Mitte April 1791 und 2. Aug. 1792 (A.B.L.). [2]) Vgl. Euphorion 2, S. 556 f. (E. Horner).

Modeschriftsteller Herrn von Florian und war so leicht imstande, seinen Lesern willkommene, schmackhafte Kost zu bieten. Aus ganz anderen Erwägungen heraus sind die Übersetzungen griechischer und römischer Gedichte entstanden; sie verdanken ihr Dasein der Überzeugung Alxingers, daß den Schöpfungen der Alten niemals etwas Gleichwertiges an die Seite treten könne, und daß schon deshalb ein jeder Dichter die Pflicht habe, die Kenntnis und Liebe der antiken Literatur seinem Volke nach Kräften zu vermitteln. Sein ganzes Leben hindurch ist er dieser Überzeugung treu geblieben; von den ersten Schuljahren an, da er skandieren lernte, bis hin in seine letzten Tage, da er sich wieder einmal in die Tragödien des Euripides vertiefte, hat er ohne Unterlaß „die Alten fleißig studiert" und gepriesen. Wie umfangreich und gründlich seine Kenntnisse auf diesem Gebiete waren, geht aus allem hervor: aus den zahlreichen von dort entnommenen Beispielen und Zitaten, aus den kritischen Bemerkungen zu den von ihm benutzten Texten und nicht zuletzt aus dem Versuche, selbst in lateinischer Sprache zu dichten. Auf allen Gebieten und in allen Zeiten der alten Literatur sehen wir ihn bewandert; der Bereich seiner Übersetzungen erstreckt sich von den Liedern Anakreons bis hin zu den Gedichten des Neulateiners Johannes Secundus.

Nicht immer ist der Wortlaut der Originale genau beibehalten worden; um so näher liegt in solchen Fällen die Vermutung, daß eigenes Erleben und Empfinden sich hinter den Nachahmungen verbirgt; dem Dichter, der einen großen Teil der klassischen Poesie aus dem Gedächtnis aufzusagen wußte, drängte sich in allen Lebenslagen die Erinnerung an entsprechende Lieder der Alten auf; die Übersetzungen dienten ihm gar oft als Ausdruck eigener Meinungen und Gefühle. Eben deshalb mußten sie bei der Besprechung der Gedichte mit in den Rahmen des Ganzen einbezogen werden. So lassen sich manche Beziehungen zwischen Alxingers Dichten und seiner Beschäftigung mit der Antike aufdecken; auf den Widerhall, den die Klagen und Wünsche der alten Sänger in seinen Liedern gefunden haben, ist ja auch schon mehrfach hingewiesen worden. Es ist bedauerlich, daß Alxinger nicht auch klar erkannt hat, wie vorteilhaft die heilsame Gebundenheit, in der er sich bei den Übersetzungen befand, gegen die Weitschweifigkeit seiner eigenen Gedichte absticht; er hätte daraus manche Lehre ziehen können. Er ist nämlich bei seiner Übersetzertätigkeit im allgemeinen bestrebt ge-

wesen, recht genaue Übertragungen zu bieten. Der antiken Maße bediente er sich freilich sehr selten; nur zweimal ist auch für den deutschen Text der Hexameter beibehalten. Wohl aber hat er sich bemüht, an Stelle der alten Maße entsprechende, unserer Sprache angemessene Formen zu finden; mit wie glücklichem Erfolg, zeigen die Liebeslieder aus Ovid und Tibull, die paarweis gereimte fünfhebige iambische Zeilen oder elegischen Alexandriner aufweisen. Horaz wird in vierzeiligen Strophen und iambischem Versmaß übersetzt, die Trauerspiele vertauschen den Senar und den Trimeter mit dem fünffüßigen Jambus, und die kleineren Übersetzungen müssen sich mit vers libres begnügen. Mit diesem Umschmelzen der Form tat Alxinger freilich nichts anderes, als was die meisten Übersetzer vor ihm auch schon getan hatten; immerhin handelte er dabei mit bewußter Absicht. Er hat sich gerade über diesen Punkt mehrfach geäußert und hat stets alle Bestrebungen, der deutschen Sprache fremde Maße und Strophenformen aufzuzwingen, auf das entschiedenste verurteilt[1]). Den Vossischen Übersetzungen stand er deshalb durchaus ablehnend gegenüber und war darin, wie Ratschkys Brief an W. G. Becker vom 28. Februar 1799 zeigt[2]), mit seinen Wiener Freunden einer Meinung. Und seine Ansicht erscheint verständlich; man wird den Gründen, die er gegen Vossens sprachliche Neuerungen ins Feld führt[3]), eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten können; aber mit seinem völlig vernichtenden, fast gehässigen Urteil[4]) über den talentvollen Nebenbuhler schoß er doch weit über das Ziel hinaus[5]).

Zweiter Abschnitt.

a) Das Leben bis zum Jahre 1790.

Bei der Besprechung der Gedichte ist mit Rücksicht auf die späteren Ausgaben in manchem schon vorgegriffen worden; es heißt jetzt bei der Betrachtung der Epopöen sich wieder zurückzuversetzen in das Jahr 1785, in die Zeit, da Alxinger von seiner Reise zurückkehrte und in die Loge „zur wahren Eintracht" eintrat. Er stand

[1]) Vgl. 1788, II, S. 415. [2]) Aus der Sammlung Fischer von Roeslerstamm, versteigert bei List u. Francke, Leipzig 1913, Kat.-Nr. 1042. [3]) Wilh. S. 90, Keil S. 57. [4]) An Göschen am 4. März 1796 (A.B.L.) und am 14. Dez. 1796; vgl. auch Holtei III, S. 7: Ratschky an Göschen. [5]) Siehe den Exkurs.

damals auf der Höhe seiner Lebens- und Schaffenskraft; die ersten Erfolge stellten sich allmählich ein und spornten ihn zu weiteren Taten: Ein großes episches Werk sollte beweisen, daß seine „poetischen Schwingen auch einen längeren Flug aushalten" könnten und sollte die Hoffnungen rechtfertigen, welche die „Poetischen Schriften" in seinem engeren und weiteren Vaterlande erweckt hatten. Schon zuvor hatten sein einstimmig als edel gerühmter Charakter und sein allem Guten und Schönen schnell zugängliches Gemüt ihm manchen Freund [1]) gewonnen; schon längst hatten seine dichterische Begabung, sein heiterer Witz, sein gefälliges, einnehmendes Wesen ihm manches Haus erschlossen; nun aber, da von allen Seiten sein Lob gesungen wurde, da auch die literarischen Größen im „Reich" mit ihrer freundschaftlichen Anerkennung nicht kargten, war er mit einem Male zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Neben Blumauer galt er in Wien entschieden für den begabtesten und aussichtsreichsten von den jungen Dichtern, deren neuer Ruhmesglanz den Stern der alten Barden Denis und Mastalier mehr und mehr erbleichen ließ [2]). Darum trachteten auch die Fremden [3]), welche damals die Kaiserstadt in reicher Zahl besuchten, fast ausnahmslos danach, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Viele wurden ihm in einem der vornehmen Salons vorgestellt, mancher, wie Goeckingk [4]) oder die Göttinger Professoren Meiners und Spittler [5]), suchte den Dichter wohl auch in seinem eigenen Heim auf, wieder anderen, wie dem Weltreisenden Georg Forster [6]) gab ihr Verkehr in Logenkreisen reichlich Gelegenheit, mit den namhaften Männern Wiens bekannt zu werden. Mancher Freundschaftsbund wurde da geschlossen und manche wertvolle Beziehung angeknüpft. Da Alxinger auch sonst jede Gelegenheit, Dichter und Gelehrte zu Freunden zu gewinnen, gern ergriff, so stand er bald mit den meisten hervorragenden Männern Deutschlands im Briefverkehr [7]). Recht wertvoll

---

[1]) Vgl. Die Wiener Autoren, 1784, S. 11, und Österreichische Biedermannschronik S. 9. [2]) Vgl. Schulz, Litterarische Reise durch Deutschland, 1786, 3. u. 4. Heft. [3]) J. Ch. F. Schulz, Landolt, Platner, Meißner, Archenholz, Forberg, Fernow, Baggesen mögen hier genannt sein. [4]) Vgl. 1788 II, S. 67, 237; vgl. Alxinger an Goeckingk, Febr. od. März 1786 u. d. 9. Aug. 1793; vgl. Voss. Musenalmanach, 1787, S. 230; vgl. Kasch, L. F. G. v. Goeckingk, 1909, S. 102. [5]) Vgl. Wilhelm S. 50. [6]) Vgl. Hettner, Forsters Briefwechsel mit Sömmering, S. 110 ff.; vgl. J. f. Fr., II, S. 119. [7]) So mit Adelung, Bertuch, Biester, Boie, Böttiger, Geßner, Goeckingk, Gleim, Gotter, Heyne, Iffland, Klopstock, Manso, Moses Mendelssohn, A. G. Meißner, Fr. Nicolai, H. L. von Nicolay,

wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Leipziger Verlagsbuchhändler G. J. Göschen, der im August 1786 mit Empfehlungsbriefen von Wieland und Reinhold nach Wien kam und mit offenen Armen aufgenommen wurde [1]). Den liebenswürdigen Alxinger schloß Göschen von Anfang an ins Herz und bewahrte ihm bis über den Tod hinaus eine treue, opferwillige Freundschaft. Er übernahm bereitwillig den Verlag des damals entstehenden „Doolin von Maynz" und später auch des „Bliomberis" und ließ es sich trotz mancher Warnung von berufener Seite nicht nehmen, die Geisteskinder seines Freundes in kostbare Gewänder zu kleiden. Dafür erwies sich Alxinger wieder nach Kräften gefällig, indem er sich um den Vertrieb Göschenscher Bücher in Wien gar eifrig bemühte [2]). Erst mit seinem frühen Tode fand der rege Austausch ihrer Briefe einen jähen Abschluß [3]). Wie Göschen wurden auch viele andere Fremde im Kreise der Wiener Poeten willkommen geheißen und nahmen während ihres Aufenthaltes teil an dem geselligen Leben und Treiben. Gerade in jenen Jahren mögen diese jungen Dichter, die obendrein durch ihre Freimaurerbrüderschaft noch enger verbunden waren, in lebhaftem Verkehr und anregendem Meinungsaustausch gestanden haben [4]). Der Sammelpunkt der Wiener Schöngeister [5]) wurde das „literarische Kaffeehaus ‚Zum Kramer' in der Schlossergasse", in dem sich Born, Blumauer, Rautenstrauch [6]), Alxinger, Haschka, Leon, Ratschky, von Retzer, Prandstetter, Richter [7]), Ayrenhoff [8]) u. a. m. mit Vorliebe des Abends zu versammeln pflegten, um sich in Gesprächen über Kunst und Politik zu ergehen. Zu keiner Zeit scheint aber in diesem Kreise wahre Eintracht geherrscht zu haben, und so ist wohl Haschka der einzige von allen, der ein wahrhaft vertrauter Freund Alxingers genannt werden darf, obwohl auch dieser Bund schon damals nicht ohne Störung blieb [9]). Dem bescheidenen, liebens-

---

Platner, Ramler, Elisa v. d. Recke, Reinhold, Schatz, Schütz, F. L. W. Meyer, G. F. Treitschke, Uz, Wieland u. a.

[1]) Vgl. Goschen, Das Leben G. J. Göschens, Leipzig 1905, Bd. I, S. 126. [2]) Wilh. S. 83. [3]) Vgl. die Vorrede zum „Doolin von Maynz", 1797. [4]) Vgl. Oesterr. Rundschau, Bd. 12, S. 192 u. 267. [5]) Vgl. Gräffer, Kleine Wiener Mem., I, S. 54; v. Hofmann-Wellenhof, Blumauer, S. 17; Schlesinger, Johann Rautenstrauch, 1897, S. 16; Schütz, Darstellung s. Lebens, II, S. 3 f. [6]) Vgl. Oestr.-ung. Revue, N. F. Bd. 25, S. 168: Susan, Joh. Rautenstrauch; Wurzbach 25, S. 61. [7]) S. Wurzbach 26, S. 57. [8]) S. Wurzbach 1, S. 98. [9]) Über das Verhältnis Alxingers zu Haschka finden sich Nachrichten: Wilhelm S. 46 f., 60, 75; Keil S. 46, 52, 98; Alxinger an Goeckingk, d. 9. Aug. 1793

werten Leon mag Alxinger ebenfalls recht nahe gestanden haben[1]), und auch mit dem heiteren Ratschky[2]) verband ihn mancher gemeinsame Wesenszug. Im allgemeinen fehlte es aber bei dem „genus irritabile vatum" zu keiner Stunde an kleinen Zwistigkeiten und Reibereien. Hatte die Schnurre gegen Sonnenfels den tiefen Zwiespalt zwischen Bornerianern und Sonnenfelsianern innerhalb der Loge „zur wahren Eintracht" erkennen lassen, so waren auch die Anhänger Borns nicht immer untereinander einig. Alxinger stand besonders in einer Frage von vornherein abseits von der landläufigen Anschauung: in dem Streite, der sich an Nicolais Reisebeschreibung knüpfte. Das harte Urteil des Berliners über Österreich und Wien hatte die größte Erregung und Erbitterung in allen Kreisen Wiens hervorgerufen. Auch Alxinger war nicht blind für die Schwächen und Übertreibungen des Werkes und machte in seinen Briefen an Nicolai kein Hehl daraus, daß er manche Stelle des Buches geändert wünschte — besonders die Ausfälle gegen einzelne Personen und die übermäßigen Angriffe auf den Katholizismus, noch mehr aber die Warnung der Protestanten vor den Katholiken hielt er für ungerechtfertigt und unklug[3]) — doch war er in allen anderen Punkten mit Nicolais Ausführungen durchweg einverstanden und zählte zu den wenigen[4]), die die Partei des Vielgeschmähten ergriffen; ja, er versorgte in den folgenden Jahren den Freund häufig mit eingehenden Nachrichten über den Stand der Aufklärung[5]) in Wien. Sicherlich sprach dabei das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Berliner Gastgeber sehr stark mit; aber auch abgesehen davon, kann Alxingers Verhalten in dieser Sache nicht befremden, denn er hatte stets mit solchen Männern Wiens in Verbindung gestanden, die in der Erkenntnis der eigenen Zurückgebliebenheit Anschluß an die vorgeschrittene Kultur in außerösterreichischen Landen suchten. Im Kreise des Barden Denis, der um die Verbreitung deutscher Literatur in Österreich die ersten Verdienste beanspruchen durfte, war der Dichter herangewachsen; einem jugendlich überschwenglichen Hymnus auf Joseph v. Retzer[6]) folgten die Lieder an den Freiherrn

---

und d. 29. Jan. 1794 (A.F.G.); Jb.Grillp.Ges. 17, S. 55 ff.; vgl. Goed. Grundriß § 298 A, 6, 11.

[1]) Vgl. 1812 Bd. IX, S. 121, 126; Bd. X, S. XV. [2]) Vgl. 1784, S. 125 ff.; 1788 II, S. 96; Neuer Teutscher Merkur, Juni 1798, S. 137. [3]) Vgl. Wilh. S. 16, 20 f. [4]) Vgl. Wilh. S. 14. [5]) Vgl. Wilh. S. 15, 16, 18, 22 u. ö. [6]) 1812, Bd. VIII, S. 107.

v. Gebler[1]), und in den „Poetischen Schriften" sang er van Swietens Lob[2]), „der auch des Auslands Weisheit kennt, sie prüfend mit der unsern wog, und sah, wie schnell, wie tief die deutsche Schale sank". Die vielfachen Beziehungen zwischen der Loge „zum heiligen Joseph" und der Berliner Landesloge mögen weiterhin dazu beigetragen haben, den Dichter vor einer Überschätzung der heimischen Erfolge zu bewahren; und was er auf seiner Reise durch Deutschland sah und hörte, mußte ihn in dieser Meinung erst recht bestärken.

> Wenn das Patriotismus heißt, fremde Verdienste muthwillig verkennen und mit dummer Selbstgenügsamkeit seine Vaterstadt, in der es kaum dämmert, anderen Städten, denen allen man dieses schwache Licht zu verdanken hat und die selbst seit vierzig Jahren in dem hellesten sitzen, vorzuziehen, oder wohl gar sie zu schimpfen und herunter zu machen, so muß ich gestehen, daß ich höchst unpatriotisch bin . . .

schrieb er im April 1785 an Nicolai[3]) und stellte sich damit in Gegensatz zu der Mehrzahl der Wiener Poeten, die mit derben Waffen gegen den Berliner Aufklärer zu Felde zogen; unter ihnen als einer der hitzigsten Streiter Freund Haschka, obwohl es Alxinger an Warnungen und Vorstellungen nicht hatte fehlen lassen[4]). Als Haupt und Wortführer dieser „Patrioten" galt Aloys Blumauer[5]); er nahm somit auch in dieser Frage eine grundsätzlich andere Stellung ein als der völlig anders geartete Alxinger. Niemals hat sich zwischen diesen beiden führenden Dichtern der Josephinischen Zeit ein nahes, wahrhaft freundschaftliches Verhältnis eingestellt. Eine begreifliche Eifersucht war dabei freilich mit im Spiele; doch lag der tiefere Grund in der völligen Wesensverschiedenheit der beiden. Schon in ihrer äußeren Erscheinung und der Art ihres Auftretens waren sie Gegensätze. Blumauer wird geschildert als ein langer, dürrer, kränklicher Mensch von gelber Gesichtsfarbe und wenig sympathischen Zügen, war nachlässig in Haltung und Kleidung und in all und jedem ein Zyniker, dessen Umgang nichts Anziehendes hatte[6]). Dagegen legte Alxinger, dem die Natur einen kräftigen, wohlgestalteten Körper und ein edles, männlich schönes Angesicht

---

[1]) 1780, S. 14; 1784, S. 28. [2]) 1784, S. 3; vgl. auch Wiener Realzeitung, 1775, 13. Stück, S. 202. [3]) Vgl. Wilh. S. 15. [4]) Vgl. Keil S. 52; Wilh. S. 46; vgl. Allgem. Deutsche Bibl. Bd. 77, S. 304. — Mit Rücksicht auf Haschkas Vorgehen tilgte Alxinger während des Drucks einen scherzhaften Ausfall gegen Nicolai in der ersten Fassung des „Doolin" (1787, VI. Ges., St. 34). [5]) Vgl. Jb.Grillp.Ges. 18, S. 82 ff. [6]) Vgl. Gräffer, Kleine Wiener Mem., I, S. 60; vgl. Wilhelm S. 31.

verliehen hatte, viel Wert auf eine reiche, sorgfältig gewählte Kleidung und befleißigte sich der liebenswürdigsten Umgangsformen, die ihm aller Herz gewannen[1]).

Dem entsprach ihre Verschiedenheit im dichterischen Schaffen und ihre verschiedene Auffassung vom Berufe des Dichters. Blumauer liebte es, seinen Schöpfungen den Stempel der Leichtigkeit und Nachlässigkeit — er selbst mochte es Genialität nennen — aufzudrücken und ließ den schnell und sorglos erzeugten Kindern seiner Muse auch später wenig Pflege angedeihen. In dem Bestreben, für die breiten Massen zu schreiben, kam er dem Volke in vielen Stücken zu weit entgegen, und bald stellten sich in seinen Gedichten eine Gedankenflachheit und ein Überwuchern der Laszivität ein, die neben der Vernachlässigung der Form den Widerspruch auch Nahestehender erregten[2]). Ganz anders Alxinger; daß alle Poesie auf den Leser bessernd und veredelnd wirken müsse, stand für ihn außer Frage; er war völlig davon überzeugt[3]), daß „die wahre Werkstatt großer Lieder nur in einer edlen Seele sei"; und gar sein Streben nach formaler Korrektheit kannte erst recht keine Grenzen. Mit großem Aufwand von Mühe und Zeit fertigte er seine Gedichte und gebrauchte bis zur Erschöpfung die Feile, um durch Fleiß und Ausdauer zu ersetzen, was ihm an Begabung mangelte[4]). Nur so glaubte er sich den Beifall würdiger Männer erwerben und einen Platz unter den geachteten Dichtern Deutschlands sichern zu können. Trotzdem hat er nie erreicht, was jenem anderen spielend gelang. Während Blumauer, der sich zudem anstellte, als ob ihm am Beifall der Reichsdeutschen herzlich wenig läge, von allen Seiten, und nicht zuletzt von Wieland[5]), über Gebühr verherrlicht wurde, während seine „Aeneis" überall „ausposaunt" wurde[6]), wartete Alxinger zeitlebens vergeblich auf einen ähnlichen Erfolg. Die Deutschen im „Reich" vermochten seinen größeren Dichtungen keinen Geschmack abzugewinnen, und auf den Beifall seiner Landsleute hatte er ja von vornherein ausdrücklich verzichtet[7]). Das alles war nicht dazu angetan, die tiefe Kluft, die zwischen beiden lag, zu überbrücken; von Jahr zu Jahr rückten sie deshalb weiter voneinander ab. Wirklich

[1]) Vgl. die ausführl. Schilderung bei Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, S. 54. [2]) Keil S. 46, 65; vgl. Oberdeutsche allgem. Litztg., 1788, S. 63, 359. [3]) 1788, II, S. 109. [4]) Vgl. Wilh. S. 45. [5]) Vgl. Wieland an Blumauer, d. 25. Sept. 1783, und Schiller an Körner, d. 29. Aug. 1787. [6]) Vgl. Wilh. S. 41. [7]) In der Vorrede zum „Doolin", 1787.

nahe haben sie sich wohl überhaupt zu keiner Zeit gestanden; denn schon im Anfang der achtziger Jahre war der Gegensatz zwischen ihnen trotz der äußerlichen Zusammengehörigkeit offen zutage getreten und war von beiden deutlich empfunden worden[1]). Wie Blumauer nicht genug über des anderen Pedanterie spotten konnte[2]) und „kein Gönner seiner Muse" war[3]), so hatte auch Alxinger über den Menschen und Dichter Blumauer schon damals nicht viel Gutes zu berichten. In einem vertraulichen Briefe, der für sein eigenes Wesen außerordentlich kennzeichnend ist, schrieb er im Juli 1787 an Nicolai[4]):

> Blumauer ist ein Egoist ... Minder als der Egoismus ist ihm Stolz und Härte zu vergeben ... Asperius nihil est humili dum surgit in altum; ... Er hat von Jugend auf unter der letzten Klasse der Menschen gelebt und weder Gelegenheit noch Lust gehabt, sich abzuschleifen. Vor drei Jahren war er noch gar nicht présentable; welches auch auf seine Schriften Einfluß gehabt hat. Was diese betrifft, so weiß ich außer seinem Glaubensbekenntniß, das vortrefflich ist, nur einige Gedichte, die ich schätze. Unter diese wenigen gehört die Aeneide nicht... Zwei Drittel seines Witzes sind unecht, ja sogar falsch und fad. Was ich aber am meisten daran tadle und wovon kein Product der Blumauerischen Muse frey ist, ist die äußerste Vernachlässigung der Sprache, der Versification und des Reimes; da ist aber nicht Ein einziger Fehler den die Faulheit mit dem ehrenvollen Nahmen einer poetischen Freyheit belegt hat, der sich nicht auf jeder Seite fände. Das ist nicht die Methode unsterblich zu werden. Man sey der beste Kopf so wird man doch ohne die größte Anstrengung Unverdrossenheit und Feile kein classischer Schriftsteller werden.

Dieser Gegensatz zu Blumauer und seiner Richtung hat bei der Entstehung des „Doolin von Maynz" eine wesentliche Rolle gespielt. Die Vorrede mit dem harten Urteil über den Geschmack der Wiener und dem Hieb auf die Schriftsteller, die „lieber ihre Fehler zu Regeln hinauf vernünfteln, als sich nach besseren Mustern bilden wollen", zielt wohl geradezu auf Blumauers „Aeneis". Zu all dem kam hinzu, daß Blumauer, der zeitlebens wenig Ehrfurcht und noch weniger Verständnis für die Antike an den Tag gelegt hat, seine Erfolge zum großen Teil auf Kosten des heiligen Virgil erzielt hatte, und

---

[1]) Die beiden Gedichte, die sie sich gegenseitig widmeten, verstärken diesen Eindruck: 1784, S. 86: „An Blumauer" und Blumauers sämmtl. Werke (Kistenfeger 1827), Bd. II, S. 111: „An Alxinger". [2]) Z.Ö.G. 1888, S. 761. [3]) Vgl. Keil S. 47. [4]) Vgl. Wilh. S. 31; vgl. Wilh. S. 41 f.; vgl. Jb.Grillp.Ges. 18, S. 101 ff.

zwar durch Mittel, die ein so belesener Kenner und fanatischer Verehrer der antiken Literatur wie Alxinger im Grunde seiner Seele verabscheuen mußte. Das alles nun spornte den ehrgeizigen Dichter gewaltig an, es dem erfolggekrönten Nebenbuhler womöglich zuvorzutun. Neben Blumauers Travestie des verehrten Virgil gedachte er also ein eigenes episches Werk zu stellen, das nicht wie jenes Spott und Hohn verbreiten, nicht niederreißen sollte, sondern Gutes und Edles zu stiften und Neues zu schaffen bestimmt war. Wenn Blumauer durch äußerste Vernachlässigung in Sprache, Vers und Reim sich manche Sünde hatte zuschulden kommen lassen, so wollte er dafür ein um so formvollendeteres Werk ins Leben rufen.

Was aber für ein Stoff und welche Form für solch ein Gedicht zu wählen sei, darüber konnte nicht lange Zweifel herrschen. Wielands „Oberon" war damals in aller Hand; mehr als in irgendeiner anderen Gegend Deutschlands hatten Wielands Schriften gerade in Wien Eingang gefunden und dem Dichter zahlreiche begeisterte Verehrer gewonnen. Alxinger hatte nun gar das für einen Wiener seltene Glück gehabt, den Verfasser des „Oberon" von Angesicht zu Angesicht zu schauen und seine Freundschaft zu erwerben, und zählte zu allen Zeiten die Stunden in Weimar zu den glücklichsten seines Lebens. Zudem war gerade damals, wie Blumauers dramatische und prosaische Schriften zeigen und wie das Aufleben des alten Minnesangs in Leons Liedern beweist, der Sinn für die Bräuche und Zeiten des alten Rittertums auch in Wien von neuem erwacht — nicht zum wenigsten durch freimaurerische Spielereien und Benutzung mittelalterlicher Formen und Begriffe[1]). So war dem Dichter, der da suchte, gar bald der Weg gewiesen: Eine Ritterepopöe im Stile des „Oberon" war ein willkommenes, zeitgemäßes Produkt; und da sich auch bald in der Geschichte „Doolin von Maynz" im vierten Band der Reichardschen „Bibliothek der Romane" ein passender Vorwurf bot, so machte sich Alxinger mit dem größten Eifer sogleich nach seiner Rückkehr aus Deutschland an das Werk. Am 22. Oktober 1785 schrieb er an Nicolai[2]): „Ich arbeite an einer Ritterepopee, der ich wünschte, ut et in annum vivat et plures[3]). Ich bin also für alle Korrespondenz todt . . .", und am 3. Januar 1786 schilderte er Reinhold[4]) seine Tageseinteilung folgendermaßen:

[1]) Vgl. Brabée, Sub Rosa, S. 186, und Werner über Brahm, „Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts", A.D.A. 7, S. 422. [2]) Vgl. Wilh. S. 21, auch S. 24. [3]) Vgl. Horaz, Oden I, 32, 2. [4]) Vgl. Keil S. 42.

Um acht Uhr stehe ich auf, fliege zu meinem Schreibtische, und arbeite — das Wort im eigentlichen Verstande genommen — an meinem Doolin bis 1 Uhr oder halb 2 Uhr. Hab ich in diesen fünf Stunden drey oder vier Strophen zur Welt gebracht, so stoß ich mit dem Scheitel an die Sterne. — -- Und so vergehet denn ein Tag nach dem anderen und keiner sine linea. Daher kommt es, daß ich, ob [ich] mich gleich befleiße lieber viel als vieles zu arbeiten, doch mit meinem Doolin ziemlich vorgerückt bin[1]). Gott gebe, daß mein Körper diese Beharrlichkeit vertrage, von meinem Geiste — oder wie das Ding heißt — zweifle ich nicht.

Wirklich war schon im Mai 1786 der erste Abschluß erreicht und wurde gebührend gefeiert[2]). Aber noch immer gab es viel zu tun. Die mißliche Arbeit eines unabläßigen Feilens und Verbesserns füllte die nächsten Monate, und erst im November ging das Manuskript an den Verleger nach Leipzig ab[3]). Göschen fand immer noch mancherlei auszusetzen und muß auch viele Besserungsvorschläge gemacht haben, denn Alxinger antwortete ihm[4]):

Sie sind ein liebenswürdiger Mann, der mich durch seine Anmerkungen verbunden, nicht beleidigt hat. Sie werden sehen, daß ich von einigen Gebrauch gemacht habe, von andern freylich nicht; . . . Sie werden finden, daß ich mein ganzes Gedicht noch einmahl durchsehen habe. Es ist das 14te Mahl; aber gewiß auch das Letzte... Ich bitte Sie also um nichts mehr, als um Beschleunigung, und Genauigkeit; . . . denn die Messe ist nah und des Zauderns genug.

In der Tat war reichlich gezaudert worden. Briefe über Briefe mit immer neuen Verbesserungen und eingehenden Druckvorschriften hatte Alxinger in diesen Wochen an Göschen gesandt und den Verleger mit seinen unaufhörlichen Wünschen so gequält, daß er mit Recht fragen konnte, ob nicht Göschen „den Augenblick verwünschen werde, in dem er seine Bekanntschaft gemacht" habe[5]). Um so größer war seine Freude, als um die Jahreswende das Buch in einer Ausstattung erschien, die allen seinen Forderungen mehr als gerecht wurde[6]); für die innere Vortrefflichkeit glaubte er auch gesorgt zu haben und hoffte nun voller Zuversicht, mit diesem Werke seine „Mündigkeit" nachweisen zu können[7]). So schickte er außer an seine Freunde und Bekannten[8]) in Weimar,

[1]) Vgl. Werner S. 133. [2]) Vgl. Teutscher Merkur, 1787, I, S. 63. [3]) Vgl. Keil S. 44. [4]) Wilhelm S. 26. [5]) Vgl. Goschen, Das Leben Göschens, I, S. 152. [6]) A. a. O. S. 153. [7]) Keil S. 47. [8]) Vgl. Keil S. 48, 52; Wilhelm S. 28 f. An Wieland, Reinhold, Bertuch, Schulz, Weiße, Adelung, Platner, Nicolai, Ramler.

Leipzig und Berlin auch an Klopstock und Uz, an Herder, Goethe und Schiller Exemplare seines Buches. Doch der gewünschte Erfolg blieb aus. Während Uz, Klopstock, Nicolai und andere würdige Männer[1]) ihren Beifall zu erkennen gaben, hielten nur allzu viele, auf deren Stimme es Alxinger nicht weniger ankam[2]), mit ihrem Lobe zurück. Verärgert schrieb er damals an Göschen[3]): „Dießmal jemand ein Exemplar presentirt und nie wieder!" Wieland hatte zwar eine kurze lobende Besprechung in den „Teutschen Merkur"[4]) eingerückt, doch schrieb er an Göschen[5]) am 3. September 1787:

> Ich habe in dieser Anzeige mehr der Freundschaft als dem Geschmack geopfert — und hoffe, daß ich wenigstens den Absatz dadurch in etwas befördern werde. Gefallen will Doolin hier zu lande Niemandem, und ich habe mich in Weimar, Gotha und Eisenach schon recht viel seinetwegen herumbeißen müssen, ohne etwas anders dabey zu gewinnen, als Complimente wegen meiner Gutherzigkeit.

Und in seinen Briefen an Alxinger sprach er sein Bedauern darüber aus, daß der Dichter ihm sein Werk nicht schon vor dem Druck zur Durchsicht zugeschickt habe[6]). Die wenig lobenden Rezensionen in den anderen Zeitschriften konnten den hochgespannten Erwartungen Alxingers erst recht kein Genüge tun, und als nun gar in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" eine mißgünstige Kritik größeren Umfangs erschien[7]), von einem ungenannten Verfasser, der in seinen Briefen den „Doolin" nicht genug hatte rühmen können[8]), da kannte Alxingers Erregung keine Grenzen mehr; die lange zurückgehaltene Erbitterung entlud sich jetzt auf den mutmaßlichen Verfasser dieser Beurteilung, den Dichter Georg Schatz in Gotha. Nicolais und Wielands Warnungen kamen zu spät; schon im Februar 1788[9]) veröffentlichte Alxinger das Schriftchen: „Über eine höchst elende Recension meines Doolin in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste 35. B. I. St." bei Joseph Stahel in Wien. War die Rezension scharf und bitter, doch bei alledem maßvoll gewesen, so überschritt die Ent-

---

[1]) Vgl. 1788 II, S. 102, 271; vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge, S. 304; Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, 1899, S. 435; vgl. Wilhelm S. 33, 43, 44; Keil S. 49. [2]) Vgl. auch Strodtmann, Briefe von und an Bürger, Berlin 1874, S. 32. [3]) Vgl. Wilhelm S. 38. [4]) Teutscher Merkur, 1787, S. 185. [5]) Vgl. Wilhelm S. 39. [6]) Vgl. Wilhelm S. 38. [7]) Im 35. Band, I. Stück, S. 29. [8]) Vgl. Keil S. 51; Wilhelm S. 35 ff., 41; vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge, S. 468. [9]) Vgl. Wilhelm S. 41.

gegnung mit ihren heftigen persönlichen Angriffen[1]) jedes Maß und Ziel. Eingehend, fast Wort für Wort, suchte Alxinger den Rezensenten — dessen Name übrigens verschwiegen blieb — zu widerlegen, stellte sein Urteil den entsprechenden Sätzen aus Wielands Anzeige gegenüber und fügte schließlich, um die hämische Art des Rezensenten noch klarer ins Licht zu setzen, Schatzens lobhudelnden Brief an Alxinger im Wortlaut bei. Mit einem Ausfall auf den Verleger der Bibliothek, Dyk, und einer Rechtfertigung dieses Vorgehens schloß das eigenartige Büchlein[2]).

Der Dichter mußte bald einsehen, daß er sich mit diesem unbesonnenen Schritt mehr geschadet als genutzt hatte, und doch bereute er ihn nicht; er fühlte sich zu ungerecht behandelt, als daß er hätte schweigen können, und niemals in seinem Leben hat er diesen schmerzlichen Schlag ganz verwinden können — dafür sorgte schon die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", die bei jeder Gelegenheit ihn und seine Werke zu verunglimpfen suchte[3]) —; noch im Jahre 1794[4]) klagte er über „die hämischen Ausfälle der Schaze und Dyke":

> Fast in jedem Stücke der Bibliothek erlauben sie sich ihr Müthchen an mir auf eine recht bübische Art zu kühlen. Ich sehe mich genöthigt endlich mein Stillschweigen zu brechen. In der neuen Auflage des Doolin soll Schazens Brief der lauter Freundschaft und Bewunderung heuchelt, neben seiner giftigen Recension paradiren . . . Das glaube ich meiner Ehre schuldig zu seyn, die sie nicht aufhören anzubellen . . . Es naget mich mehr, als es sollte . . .

Es darf freilich nicht vergessen werden, daß Alxinger damals, als ihm die Rezension in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zu Gesicht kam, gerade in außerordentlich reizbarer Stimmung war. Er hatte sich „seit zwey Jahren fast zu viel angestrengt"; denn sogleich nach der aufreibenden Arbeit am „Doolin" war er an die Vorbereitung einer neuen Ausgabe seiner Übersetzungen und Gedichte herangegangen, bei der es an Mühe und Verdruß gleichfalls keinen Mangel gab[5]). Dabei zehrte während dieser ganzen Zeit an ihm der Schmerz um den verstorbenen Freund Stoll und der Gram über die kühle Aufnahme seiner anderen Dichtungen; der überarbeitete

[1]) Vgl. S. 18, 27, 28, 30, 34, 40, 59, 71, 88, 102. [2]) Schatz ist allem Anschein nach wirklich der Verfasser der Rezension gewesen; vgl. Wilhelm S. 35, Anmerkung 4; vgl. auch Schütz I, S. 246. [3]) Vgl. Bibl. d. sch. W., 1788, S. 202 u. ö. [4]) An Wieland, d. 28. Sept. 1794 (K. Bibl. Dresden). [5]) Vgl. Keil S. 51.

und verstimmte Dichter bedurfte daher dringend einer gründlichen Erholung. Er hatte zwar schon im Herbst 1787 zwei Wochen in Linz geweilt, hatte auch ganze Tage des folgenden Frühlings in den grünenden Auen des Praters einsam verbracht[1]), aber erst nach der Fertigstellung seiner „Sämmtlichen Gedichte" wollte er sich eine längere Ruhezeit gönnen. Erst am Ende des Jahres 1788 reiste er daher auf das ungarische Gut der Gräfin Zichy[2]), „um den Bogen des Geistes ein bischen abzuspannen, damit er den Winter über desto straffer bleibe". Denn schon seit geraumer Zeit bewegten ihn neue große Pläne. Bald nach dem Erscheinen der Doolinrezensionen und seiner eigenen Gegenschrift war der Entschluß in ihm gereift, mit einer ähnlichen, doch vollkommeneren Epopöe die rechte Antwort auf alle Angriffe zu geben. Schon am 12. März 1788 hatte er an Boie[3]) über seinen „zukünftigen Helden" geschrieben: „Er heißt ‚Bliomberis' und wird mehr ‚ariostisch' zugeschnitten werden, sowie ‚Doolin' mehr ‚homerisch' aussieht. . . . Ich rolle den Plan . . . schon mehrere Monate im Kopfe herum, und die Stunden, worin ich ihn bearbeite, werden unter die glücklichsten meines Lebens gehören . . .". Wenige Wochen später bat er Wieland um Angabe einiger Quellen, aus denen er für seine Arbeit schöpfen wollte, und bald danach[4]) konnte er ihm mitteilen:

„Mein großes Gedicht ‚Bliomberis' geht mir schneller von [der] Hand als ich gehofft habe. Ich arbeite mit einer Leidenschaft daran, die mich für alles andere Vergnügen stumpf machet. Wo ich gehe und stehe, verfolgt mich diese Lieblingsidee"; und am 31. März 1789 meldete er jubelnd seinem Verleger Göschen[5]): „Mit inniger Freude sage ich Ihnen, Sie sollen meinen ‚Bliomberis'[6]) haben. ‚Stahl' hat sich angebothen Ihnen das Manuscript mitzubringen." Bis aber das Gedicht seine endgültige Fassung erhalten hatte und der Druck fertiggestellt war, vergingen wieder viele Monate. Erst im Frühjahr 1791 bekamen die nächsten Freunde das fertige, prächtige Buch zugesandt, als einer der ersten der Meister in Weimar.

„Wielanden Alxinger" stand als „Zueignung" vor dem Gedicht,

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 33, 42. [2]) Vgl. Wilhelm S. 52 und Wurzbach 60, S. 1. [3]) Vgl. Wilhelm S. 45. [4]) Vgl. Wilhelm S. 52, 58. [5]) Vgl. Wilhelm S. 59. [6]) Ein Teil (19 Stanzen) erschien im Teutschen Merkur, 1789, Juni, S. 277; vgl. dazu Wilhelm S. 59 und Deutsche Monatsschrift, 1792, Juli, S. 190.

welches der Verfasser in der festen Überzeugung, daß der „Bliomberis" das Beste sei, was man von ihm zu erwarten habe, dem großen Vorbild gewidmet hatte. Aber Wieland wußte ihm wenig Dank dafür; und sicherlich war die „höchst Laconische Zueignung" nicht das einzige, was ihm mißfiel[1]). Denn bald nach Empfang des Buches schrieb er an Göschen[2]):

> Verwichenen Montag langte das prachtvolle Exemplar des Bliomberis an. Lieber, lieber Göschen! In was für Unternehmungen lassen Sie sich ein! Oder sind Sie wirklich bei dem Doolin — der doch (meines Wissens wenigstens) so gleichgiltig aufgenommen wurde, so gut gefahren, daß Sie zur Dankbarkeit von diesem Bliomberis eine erste Ausgabe machen, an welcher Sie Gefahr laufen, alles wieder zu verlieren, was Sie ... mit andern Artikeln gewinnen dürften ... Übrigens fürchte ich sehr, daß unser guter Alxinger, (dem die Teutschen, so viel ich bisher habe merken können, nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen) sich diesmal in seiner Erwartung noch ärger betrogen finden werde, als beim Doolin, von welchem schon lange gar nicht mehr die Rede ist. Ich habe bis dato noch nicht weiter als bis zum zweiten Gesang kommen können. Bliomberis hat, nach dem ersten Gesange zu urtheilen, große Moralische Schönheiten, aber es fehlt ihm so sehr an dem, was man Poesie des Stils nennt, an Leichtigkeit, Grazie, ungezwungener Schönheit der Sprache, sogar an grammatischer Richtigkeit der Konstruction, er ist oft so trocken, so prosaisch, so — mit einem Wort, er ladet so wenig zum Fortlesen ein, daß einem ordentlich Angst vor dem Gedanken wird, dies große Buch voll Stanzen durchlesen zu müssen.

Das mag im Grunde auch späterhin Wielands Ansicht gewesen und geblieben sein, trotz dem günstigen Urteil, das er bald nach diesem Briefe in einer vorübergehenden freundschaftlichen Aufwallung an Göschen schrieb:

> Ich habe nun den Bliomberis ganz gelesen, und kann Ihnen nunmehr mit voller Überzeugung sagen, daß Alxinger sich durch dieses Werk eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Dichtern aller modernen Nazionen errungen hat. Es ist im Ganzen ein vortreffliches Gedicht ... Ich werde durch eine ausführliche Abhandlung über diese große Erscheinung an unserm poetischen Himmel (welche gewiß kein Meteor, sondern ein neuer, durch sich selbst glänzender Stern ist) im Merkur nach Möglichkeit dazu be[y]tragen, unsere fischblütigen Teutschen aufmerksam darauf zu machen.

Diese Abhandlung ist nie erschienen; ja, nicht einmal ein Wort des Dankes für das ihm gewidmete Werk gönnte Wieland dem sehnlichst harrenden Dichter[3]). Unerquicklich ist es zu sehen[4]), wie

[1]) Vgl. Wilhelm S. 62, 81. [2]) Gruber, Wielands Werke, Bd. 53 S. 32 ff. [3]) Vgl. Wilhelm S. 81. [4]) Vgl. Wilhelm S. 65.

fast ein ganzes halbes Jahr später Alxinger bescheiden und doch vorwurfsvoll fragend bei Wieland anklopft:

„Ich hoffe, daß ‚Göschen' Ihnen vor allen Andern ein schönes Exemplar des Bliomberis zugestellt hat. Möchten Sie es doch mit so gutem Herzen aufnehmen als ich es Ihnen zugeeignet habe. Etwas wird doch darin seyn welches das Buch wenigstens einiger Weise zu der Ehre berechtiget, Ihnen zugeeignet zu werden."

Was half dem Dichter manches anerkennende Urteil, wenn wiederum, wie einst beim „Doolin", gerade die maßgebenden Stimmen sich in absprechendem Sinne vernehmen ließen[1]) oder gänzlich schwiegen. Verdrossen schrieb er damals an F. L. W. Meyer: „Bliomberis ist mit Enthusiasmus gelesen und gelobt und wieder mit aller Bitterkeit in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Göttingischen Anzeigen getadelt worden, man behauptet, daß die letztere Recension von ‚Bürger' sei. Ich kann es nicht glauben." Wieder lockte es ihn, sich zu wehren und zu rechtfertigen; aber bald gab er den Gedanken an eine ausführliche Widerlegung dieser Rezensionen auf: „Meine Rache soll darin bestehen, daß ich sie wörtlich der neuen Ausgabe des Bliomberis anhänge, alle Beleidigungen mit Stillschweigen übergehe und nur die Gründe widerlege" . . . — schrieb er an Nicolai[2]) — „. . Es ist wahr, Deutschland ist gegen seine Schriftsteller sehr dankbar. Recensenten machen uns wie Buben herunter, Nachdrucker bestehlen und Fürsten vernachlässigen uns . . ." Eine tiefe Resignation sprach damals aus allen seinen Äußerungen[3]), auch daraus, daß der sechsunddreißigjährige Dichter eine Nachahmung des „Numa Pompilius" von Florian als sein „letztes Product im Fache der Poesie" ankündigte[4]). Dies zweibändige, der Gräfin von Zichy gewidmete Werk war das Ergebnis einer schon weiter zurückreichenden Tätigkeit; schon während der Arbeit am „Bliomberis", vielleicht auch noch früher, scheint Alxinger Teile des französischen Romans, der ja auch stofflich für den „Bliomberis" ausgebeutet ist, als Probearbeit zu seiner eigenen Übung und Schulung in deutsche Verse gebracht zu haben. Nach Vollendung des „Bliomberis" hatte er das Vorhandene weiter ausgebaut und gedachte nun mit dieser Nachahmung, „auf die er selbst wenig Wert setzte", seine „längere poetische Laufbahn" abzuschließen

---

[1]) Vgl. „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer", II, S. 5. [2]) Vgl. Wilhelm S. 68. [3]) Vgl. Keil S. 55. [4]) Vgl. Wilhelm S. 68.

und „die Muse der Dichtkunst mit der Muse der Geschichte zu vertauschen". Die unaufhörlichen Angriffe hatten ihm endlich die Schwingen gelähmt; der „Doolin" war heftig getadelt worden, auch den „Bliomberis" hatte man abgelehnt, und etwas Neues, Besseres zu bieten, fühlte sich Alxinger nicht imstande[1]). Aber den beiden nun einmal vorhandenen großen Gedichten gedachte er eine solche Form zu geben, daß sie jedermann getrost unter die Augen treten könnten. Die von Anfang an sorgfältig gesammelten Rezensionen wollte er dabei nach Kräften benutzen[2]); ja, mit einigen Rezensenten hatte er sich sogar brieflich ins Einvernehmen gesetzt, um ihre Meinung bis in Einzelheiten hinein zu hören. Vor allem erbat er sich natürlich Wielands erfahrenen Rat, schenkte aber auch allen Mahnungen seiner Freunde und zumal den Besserungsvorschlägen seines Verlegers bereitwillig Gehör. In den Briefen der folgenden Jahre kehrt die Nachricht von der Verbesserung der Epopöen und die Ankündigung einer neuen Ausgabe der beiden Gedichte mit großer Beharrlichkeit immer wieder. Zuerst wurde der „Doolin" einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Schon 1789 war von einer zweiten Ausgabe dieser Epopöe die Rede gewesen, und seit der Zeit war Alxinger unablässig am Werke, so daß er im August des Jahres 1792 an Göschen[3]) schreiben konnte: „Ich habe den Doolin so geändert, daß in Zukunft nichts mehr zu ändern seyn wird, eben so will ich es mit dem ‚Bliomberis' machen." Denn bis zur Messe 1793 sollten die beiden Gedichte in ihrer neuen Gestalt fertig vorliegen. Obwohl der verbesserte „Doolin" damals auch wirklich nach Leipzig abgeschickt wurde[4]), kam die geplante Ausgabe doch nicht zustande; denn in den folgenden Monaten hinderten andere Unternehmungen den Dichter, seine Zeit den beiden Epopöen zu widmen; doch ging er bald danach von neuem ans Werk. 1794 legte er zum vierzehnten Male Hand an den „Doolin"[5]) und nahm abermals eine völlige „Umschmelzung" des ganzen Gedichtes vor, und als endlich nach langem Bessern und Feilen im Sommer 1796 ein Abschluß erreicht und das Gedicht in die Druckerei gewandert[6]) war, begann sofort die gleiche Arbeit am „Bliomberis". Im Dezember schrieb Alxinger an Wieland[7]): „Meine Hauptbeschäftigung aber ist die Verbesserung des Bliomberis, die mich, so viel ich auch

[1]) Vgl. Keil S. 54; Wilhelm S. 61, 85. [2]) Vgl. Wilhelm S. 33, 38, 85. [3]) Vgl. Wilhelm S. 69. [4]) Vgl. Wilhelm S. 72. [5]) Vgl. Wilhelm S. 78 f. [6]) Vgl. Wilhelm S. 83, 85. [7]) Wilhelm S. 90.

vorausgearbeitet habe, doch wohl ein Paar Jahre kosten wird. Habe ich sie so vollendet, wie ich es wünsche, so will ich gerne sterben."

Sein Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden. Nicht einmal die prächtige Ausgabe seines verbesserten „Doolin" sollte er mehr sehen. —

Auf Göschens Zureden hat sich später Johann Gottfried Seume[1]) des „Bliomberis" angenommen und ihm — freilich erst „nach vielen Überlegungen und Bedenklichkeiten" — eine wohlgelungene, vorwiegend sprachlich-metrische Überarbeitung zuteil werden lassen, die im Jahre 1802 ans Licht trat und fast überall den größten Beifall fand. Wiederum war das Buch „Wielanden", dem unerreichten Vorbild, zugeeignet und ebenso, wie der neue „Doolin", mit trefflichen Kupfern von John[2]) verziert.

Die beiden Gedichte haben dann in dieser neuen Fassung im Jahre 1812 Aufnahme in die ersten Bände der „Sämmtlichen Werke" (I—III) gefunden und haben sogar noch eine neue Auflage bei G. J. Göschen im Jahre 1861 erlebt.

b) Die Epopöen.

Der Held der ersten Epopöe, Doolin von Maynz, ist eine Gestalt aus jenem umfangreichen Sagenkreise, in dessen Mittelpunkt die Person Karls des Großen steht; ein aus altfranzösischen Liedern hervorgegangener Ritterroman, zur Gruppe der Ogierromane gehörig, trägt seinen Namen. Die zwei hervorragendsten Heldentaten, die diese französischen Quellen von dem fränkischen Paladin zu berichten wissen, die Rettung seiner verleumdeten, unschuldig zum Flammentode verurteilten Mutter und die Eroberung und Befreiung des Sachsenlandes, dessen Erbin er heimführt, aus der Gewalt der räuberischen Dänen, bilden auch den Kern von Alxingers Epopöe. Nur sind die beiden Erzählungen hier inniger miteinander verbunden und — abgesehen von zahlreichen kleineren Zutaten — um eine größere Episode, die Geschichte eines zweiten Liebespaares, bereichert. Wie der Roman, so beginnt auch die Epopöe mit einem ausführ-

[1]) Vgl. Planer und Reißmann, „J. G. Seume", Leipzig 1898, S. 235, 243, 381, 391 ff., 404. [2]) Friedrich John, der Alxinger viel zu danken hatte, starb erst 1843 (Wurzb. 10, 235). Die Angaben im Neuen Teutschen Merkur, 1797, XI, S. 235, stimmen also nicht.

lichen Bericht über das traurige Geschick, das Doolins Eltern betroffen hat.

I.

Graf Guido, der jetzt als einsamer Klausner lebt, war einst ein mächtiger Herr und ein tapferer Recke. Von Jugend auf dem Frankenhofe eng verbunden, erwarb er sich durch treue Dienste die Gunst Pipins und erhielt von dem dankbaren Herrscher die Hand Kunigundens, der Erbin von Mainz. Aus ihrer glücklichen Ehe ist Doolin hervorgegangen, der schon als Knabe Spuren künftiger Heldengröße an sich trug. Dem Vater gleich sollte auch er am Frankenhofe erzogen werden; doch König Karl, entzückt über den ritterlichen Sinn des Knaben, der ein großes, wunderkräftiges Schwert allen anderen Geschenken vorzog, erteilte ihm weit vor der üblichen Zeit den Ritterschlag, und so kehrte Doolin bald wieder ins Vaterhaus zurück zur großen Freude seiner Eltern und Verwandten. Guidos Schwester Gloriande lebte nämlich am Mainzer Hofe und hatte, um sich nicht von den Ihren trennen zu müssen, schon manche Werbung abgewiesen. Selbst den edlen Bertrand hatte die Spröde unerhört von dannen ziehen lassen, wiewohl sie sich nicht verhehlen konnte, daß sie ihr Herz an ihn verloren; all ihre Reue kam zu spät. Bald aber brach weit größeres Unglück über die Familie herein. Guido tötete auf der Jagd durch einen Fehlschuß einen frommen Klausner und gelobte unter feierlichen Schwüren, zur Buße für diese schreckliche Tat sein Leben fern von den Seinen als Nachfolger des verblichenen Greises ganz der frommen Beschauung zu weihen. Plötzlich aber, nach zehn Jahren willig ertragener Einsamkeit, hat ihn jetzt eine solche Sehnsucht nach Weib und Kind erfaßt, daß er sein Gelübde vergißt und sich zur Rückkehr nach Mainz auf den Weg macht.

Damit ist die Erzählung an dem Zeitpunkt angelangt, von dem ab alle späteren Ereignisse sich in ununterbrochener Folge abspielen.

Guidos Vorhaben wird durch einige wunderbare Ereignisse — ein Abgrund tut sich vor ihm auf, und Blindheit legt sich auf seine Augen — rechtzeitig vereitelt. Reumütig bittet er Gott um Verzeihung und kehrt sodann, an Leib und Seele genesen, zu seiner stillen Hütte zurück. Nicht lange nach ihm langt dort hoch zu Roß ein edler, junger Ritter an, der um ein Nachtlager bittet. Mit

Freuden gewährt ihm der Eremit diesen Wunsch, teilt mit ihm sein einfaches Mahl und verlangt schließlich die Schicksale seines jugendlichschönen Gastes zu erfahren, der manche Erinnerung, aber auch unbestimmte Ahnungen und Hoffnungen in seinem Busen erwachen läßt.

II.

Der Jüngling hat seine Erzählung kaum begonnen, da erkennen an dem Bilde, das Doolin — denn er ist der Ritter — dem Klausner zeigt, sich beide als Vater und Sohn. Zugleich aber erscheint Gloriande in dem prächtigen Aufzug einer Fee, begrüßt die freudig überraschten Verwandten und erzählt nunmehr an Doolins Statt.

Damit hat der Dichter gleich hier die Hauptperson der episodisch eingeflochtenen Nebenhandlung in bedeutsamer und entscheidender Weise handelnd eingeführt; zugleich gewinnt er durch diesen Kunstgriff die Möglichkeit, die Vorgeschichte lückenlos nachzuholen. Denn eben da, wo die Erzählung von Guidos früheren Schicksalen abbrach, setzt der Bericht Gloriandes ein, und viel ausführlicher als Doolin das gekonnt hätte, erzählt nun die Fee dem Klausner, was sich nach seinem Verschwinden in Mainz zugetragen hat. Alle, bis auf den kleinen Doolin, haben den Grafen für tot betrauert; ja, Archimbald, sein Seneschall, hoffte sogar, recht bald des Grafen Erbschaft anzutreten. Den Knaben Doolin gedachte er heimlich aus dem Wege zu räumen und sodann mit der Hand der Witwe das Anrecht auf die Grafschaft Mainz zu erlangen. Ein mitverschworener Knecht verriet jedoch sterbend der Gräfin den tückischen Plan, und sofort übernahm Gloriande die Aufgabe, den Neffen in Sicherheit zu bringen. Auf ihrer heimlichen Flucht gesellte sich ein mächtiger Beistand zu ihnen: Bertrand, der inzwischen durch Gotthold in die Geheimnisse der Magie eingeweiht worden war und nun der Geliebten zu Hilfe eilte. In der Freude des Wiedersehens, beglückt durch Gloriandes Gegenliebe, legte er auf ihre Bitten hin einen Eid ab, nicht eher die Braut zum Altare zu führen, bis Doolin, dessen Schicksal ihr in jenem Augenblick vor allem am Herzen lag, vollkommen glücklich wäre. In seinem Zauberwagen ließ er die beiden dann den Nachstellungen Archimbalds entführen und auf eines seiner Schlösser gelangen, wo Gloriande, fern von dem Geliebten, ebenfalls in die Geheimnisse der Magie Einblick erhielt, während Doolin eine treffliche Erziehung genoß. Jetzt aber ist nach dem Spruche des

Zauberbuches die Zeit gekommen, da Doolin hinausziehen soll, um der Mutter Hilfe zu bringen; ihm dies mitzuteilen, ist Gloriande hier erschienen. Nach zärtlichem Abschied entschwebt die Fee; auch Doolin macht sich auf den Weg.

III.

Nachdem wir nun durch die beiden ersten Gesänge über die Vorgeschichte genau unterrichtet sind, setzt mit dem dritten Gesange die eigentliche Handlung ein: Doolin zieht aus, seine bedrängte Mutter zu befreien. Noch hat er kaum die ersten Schritte nach diesem Ziele hin getan, so werden gleich hier die Fäden jener zweiten Erzählung angesponnen, die uns den Helden im Kampf um die Person und das Land der Geliebten zeigen soll. Schon am Abend des ersten Tages fleht ihn nämlich eine holde Dame, die in einem prächtigen Palast gefangen gehalten wird, um Erlösung an, und bald ist das von Karl verliehene Schwert zu ihrem Heil gezückt. Ein ungeheurer, fürchterlicher Drache erliegt Doolins wackeren Streichen; auch ein ungeschlachter Riese, der Herr und Wächter des Schlosses, wird nach hartem Kampfe besiegt, da seine schwarze Kunst vor Doolins Schwert versagt. Der Held tritt nun ins Schloß und sieht sich bald in einem prächtigen, mit Bildern und Statuen einer unzüchtigen Kunst geschmückten Saal; doch gelingt es ihm nicht, die Schöne zu entdecken, bis ihn endlich ein widerlich mißgestalteter Zwerg, den er mit starker Hand am Fliehen hindert, unwillig zu der Dame führt, um dann unter den tückischsten Verwünschungen und Drohungen zu entschlüpfen. Es währt nicht lange, so hat das junge Paar einen keuschen Liebesbund geschlossen. Flandrine, so heißt die Schöne, schenkt Doolin einen Ring als Unterpfand der Treue, läßt sich von ihm über seine Erlebnisse ausführlich berichten und erzählt dann selbst ihr trauriges Schicksal.

IV.

Wir erfahren auch ihre Vorgeschichte bis in die Einzelheiten hinein ganz ausführlich. Sie ist die Tochter des heidnischen Sachsenkönigs Langibald und seiner christlichen, aus Flandern stammenden Gattin Belissante. Da der Vater nur ungern sah, wie Flandrine fest am Glauben der Mutter hing, freute er sich, als der heidnische, länderreiche Dänenkönig Danemond um ihre Hand warb, und gab dem Boten unter heiligen Schwüren seine Zusage. Der sich sträubenden

Tochter und der untröstlichen Gattin gegenüber berief er sich auf den bereits geleisteten Eid; doch machte sein plötzlich eintretender Tod all diese Versprechungen hinfällig. Der Brautwerber, der nunmehr von Doolin überwundene Riese, wollte jedoch von seinen Forderungen nicht abstehen, und da die Sachsen, vom greisen Antequin und dem jugendlichen, tapferen Siegebert bewogen, für ihre Fürstin eintraten, schien ein Krieg unvermeidlich. Doch schon nach wenigen Tagen machte der Riese, unterstützt von seinem Begleiter, dem tückischen, häßlichen Zwerg, einen räuberischen Überfall auf die in der einsamen Schloßkapelle betenden Frauen, erschlug die Magd, während der Zwerg der heldenmütigen Belissante einen Dolch ins Herz stieß, und eilte mit seiner schönen Beute davon, nicht um sie dem Dänenkönig auszuliefern, sondern seinen eigenen Wünschen gefügig zu machen. Auf dem durch schwarze Kunst erschaffenen Zauberschloß hielt er Flandrine gefangen und ließ kein Mittel unversucht, von dem er sich Erfolg versprach. Schon hatte er der Armen das Schlimmste angedroht, als Doolin als Retter erschien.

Unter diesen Erzählungen und zärtlichem Liebesgeplauder verstreicht die Nacht, und begleitet von Flandrine, setzt der Held beim ersten Morgengrauen seinen Zug nach Mainz fort. Nun endlich, nachdem der größte Teil der Exposition erledigt ist, kommt die Handlung in etwas rascheren Fluß; nun setzen auch die Intriguen des Gegenspiels ein. Denn plötzlich stoßen die beiden Liebenden auf einen Trupp Dänen, welche der rachsüchtige Zwerg herbeigeholt hat, um dem Ritter die Dame streitig zu machen. Doch Doolin vermag sich der tapfer kämpfenden Feinde trotz ihrer Überzahl zu erwehren und bringt sie zum Weichen. Da schleudert plötzlich der Zwerg eine Lanze aus dem Hinterhalt, trifft jedoch nicht den Ritter, sondern Flandrine, die ohnmächtig in Doolins Arm zusammensinkt und mit ihrem Blut die Erde färbt. Das entfacht nach dem ersten Schmerz und Schrecken in Doolin eine solche Wut, daß alle Dänen vor seinen fürchterlichen Streichen entfliehen. Während er nun, um die Verwundete ängstlich bemüht, einen Trunk frischen Wassers aus der nahen Quelle holen will, raubt der Zwerg die einsame, hilflose Flandrine und enteilt mit ihr, indes die Schar der Dänen den Ritter an der Verfolgung hindert und so hart bedrängt, daß nur die aus der nahen Stadt herbeieilenden Reiter den Kampf zu Doolins Gunsten entscheiden. Sie kommen auf Gloriandes Geheiß und bitten den betrübten Paladin, ihnen in die Stadt zu folgen.

V.

Wiederum greift hier die Fee als höhere Macht, gleichsam als Schicksal, ein und gibt dem Lauf der Dinge eine neue Wendung. Wir verlieren nun Flandrine für einige Zeit ganz aus den Augen, da jetzt die erste Erzählung, die Rettung der Mutter, wieder aufgenommen und bis zu Ende durchgeführt wird. Auch hier wird zunächst der noch fehlende Teil der Exposition gewissenhaft nachgeholt. Auf dem Wege zur Stadt erzählt nämlich der älteste der Ritter, Balduin, dem neuen Freunde, daß die Witwe ihres einstigen Herrschers morgen den Scheiterhaufen besteigen soll; allgemein hat sie bisher als tugendreich gegolten, doch ist es ihr nicht gelungen, sich vom Verdachte des Gattenmordes, den ihr der erste Ritter des Landes zur Last legt, zu reinigen. Ihr Tod ist beschlossen, wenn nicht noch ein tapferer Streiter für sie gegen den Kläger erfolgreich in die Schranken tritt. Sobald Doolin erkennt, daß Kunigunde, seine Mutter, diese unschuldig Verurteilte ist, schwört er, an dem Bösewicht Archimbald fürchterliche Rache zu nehmen. Er trifft Gloriande in Balduins Haus und stärkt sich, nachdem er im Dome zum Höchsten gebetet, durch einen tiefen Schlaf für den kommenden Tag. Am Morgen reitet er zur Gerichtsstätte. Noch einmal beteuert Kunigunde ihre Unschuld, wiederum erhebt Archimbald auf gefälschte Zeugnisse hin seine Anschuldigungen; da stürzt Doolin hervor, deckt das Lügengewebe des Klägers auf und fordert ihn zum Zweikampf heraus. Es gelingt ihm, den furchtbaren Gegner zu überwinden, und voll Freude kann er die glückliche Mutter ihrem sehnsüchtig harrenden Gemahl zuführen. Neben Guidos Zelle will Kunigunde ein Kloster bauen und dort ihr Leben beschließen. Zum Verwalter des Landes aber wird Balduin ernannt; denn Doolin zieht von neuem aus, um Flandrine zurückzugewinnen.

Mit diesem legendenartigen Abschluß hat die erste Erzählungsreihe ihr Ende erreicht; es wird nunmehr die zweite Erzählung, deren Fäden schon angeknüpft sind, weiter ausgesponnen. Aber der Held muß sich noch einige Zeit gedulden, ehe er seiner Braut zu Hilfe ziehen darf, denn erst soll die Episode noch zu ihrem Rechte kommen. Hauptsächlich ihr zuliebe sind die Ereignisse des sechsten Gesanges in die Handlung eingeschoben, und da in einem Rittergedicht auch König Karl und seine Paladine nicht gänzlich fehlen durften, so behandelt der darauffolgende Gesang Doolins Fahrt

an den Hof des großen Frankenkönigs. Erst im achten Gesange sehen wir den Helden im Kampf mit den Dänen.

VI.

Als der junge Ritter die glücklich vereinten Eltern verlassen hat, führt ihn sein Weg alsbald in einen paradiesischen Garten, den Wohnsitz Bertrands, in dem ihn der Weise herzlich willkommen heißt und die Wunderwerke, welche Natur, Wissenschaft und Magie an diesem Orte haben entstehen lassen, mit staunendem Auge betrachten läßt. Nach frohem Mahl führt ihn der Philosoph in einen prächtigen Palast, gewährt ihm dort, in seiner alchymistischen Werkstatt, einen flüchtigen Einblick in das wunderbare Wirken und Schaffen der Natur und gibt dem lernbegierigen Jüngling weise Lehren über die Entstehung des Weltalls und die Geschichte des Menschengeschlechts. Vier Monate weilt Doolin, dem ein wundertätiger Trank die Zeit im Fluge entschwinden läßt, in Bertrands Hallen; dann mahnt ihn der Weise selbst zum Aufbruch, nachdem er ihm durch seine Zauberspiegel davon Kenntnis gegeben hat, daß Flandrine, gerettet und genesen, die väterliche Burg bewohnt. Zugleich erfährt der Held aus Bertrands Munde, daß die Dänen das Sachsenreich bedrohen, erhält den Rat, zunächst am Hof des Frankenkönigs sein Lehen in Empfang zu nehmen und enteilt in Bertrands von elementarischem Feuer getragenem Luftschiff gen Paris.

VII.

Doolin fliegt über Städte und Länder dahin und sieht sich bald am Ziel. Er wird von Karl und seiner Ritterschar herzlich begrüßt und hoch geehrt, empfängt sein Lehen und segelt am vierten Tage in seinem Luftschiff nach dem Lande der Sachsen, begleitet von Turpin und von Roboaster, der Flandrine aus den Händen der Dänen befreit hat und von ihrer wunderbaren Heilung durch Gloriande erzählt.

VIII.

Indessen wird die sächsische Residenz, Ehrenburg, von Danemond mit einem großen, kriegstüchtigen Heer von Dänen, Schweden, Grönländern und Finnen belagert und arg bedrängt. Unter Antequins Führung wagen die Sachsen einen Ausfall, erleiden aber schwere Verluste; auch der von aussichtsloser Liebe zu Flandrine entflammte

Siegebert fällt von Woldemars Speer getroffen. Während Horst den geliebten Freund rächt, droht der verwundete Antequin dem starken Biornon zu unterliegen. Da landen Doolin und Roboaster — Turpin fährt zur Stadt, um der bedrängten Flandrine nahe zu sein — auf dem Schlachtfeld und lenken das Glück auf die Seite der Sachsen. Die Kunde von dem entscheidenden Eingreifen dieser beiden unwiderstehlichen Helden dringt bis ins Zelt des feigen Danemond, der fern von der Schlacht sich von dem häßlichen Zwerg umschmeicheln läßt. Der Dänenkönig will verzweifeln, doch der Zwerg weiß Rat: Seine schwarze Kunst soll dem Herrscher zu einem vollen Sieg über Doolin verhelfen.

IX.

Indessen fallen dem starken Roboaster zahllose feindliche Streiter, auch mehrere Anführer, zum Opfer, und wie er unter den Dänen, so wütet Doolin unter der Scharen der Grönländer, bis ein Herold den Helden zum waffenlosen Ringkampf mit dem Dänenkönig herausfordert. Und nun tritt noch einmal ein Umschwung zuungunsten des liebenden Paares ein; denn List und Tücke birgt sich hinter der Herausforderung Danemonds. Doolin eilt zum Kampfplatz, legt arglos Schwert und Rüstung ab und will seinem Gegner zu Leibe gehen. Doch nur ein trügerisches Schattenbild des Dänenkönigs steht ihm entgegen; Danemond aber bemächtigt sich, in einen Zaubernebel gehüllt, des von Doolin zurückgelassenen Schwertes und stößt es dem Helden in die Seite, so daß er für tot zusammensinkt. Während der Zwerg den Gefallenen beschimpft, eilt Danemond mit dem erbeuteten Schwert zum Schlachtgetümmel und kommt gerade recht, den mit Seilen gefesselten Roboaster vorm Tode zu bewahren und für eine schimpflichere Todesart aufzusparen. Auf diese Nachrichten hin beschließt Flandrine, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, Ehrenburg dem Feinde zu übergeben und sich selbst dem Dänenkönig als Braut zu versprechen, mit dem stillen Vorsatz jedoch, sich noch vor der Hochzeit zu entleiben. Die Feinde ziehen in die Stadt ein; aber die versprochenen Gegenleistungen werden nicht erfüllt, und so glauben sich die Sachsen berechtigt, den schmachvoll gefangenen Roboaster unter Horsts Führung mit List und Gewalt zu befreien. Während sie ihre Vorbereitungen treffen, geht Turpin, durch einen Traum in der Hoffnung bestärkt, Doolin sei noch am Leben, zur Burg, um an dem Hochzeitsfeste teilzunehmen, das Danemond sogleich für den ersten Tag angesetzt hat.

X.

Nun spielt noch einmal Feenkunst in die Handlung hinein, und zwar ist es jetzt Bertrand, der entscheidend eingreift. Er hat nämlich inzwischen seinen Schützling Doolin geheilt und neugestärkt; in der Verkleidung eines alten Spielmanns eilt der genesene Held nach Ehrenburg und würzt die Feier durch Spiel und Sang, ohne daß der trunkene Danemond die Täuschung durchschaut. Der will sich vielmehr mit dem Sänger im Schachspiel messen und setzt das erbeutete Schwert gegen einen Ring — er stammt von Flandrinens Hand — als Kampfpreis ein; als er schließlich unterliegt und wutentbrannt auf den Sieger losfahren will, schlägt ihm Doolin mit seinem Schwert den Kopf vom Leibe. Kein Däne im ganzen Saal bleibt nun verschont; auch der tückische Zwerg entgeht seinem Schicksal nicht. Als die edlen Sachsen mit dem befreiten Roboaster herbeikommen, finden sie alle Arbeit schon getan. Nun beginnt ein großes Morden und Brennen im feindlichen Lager; die Dänen werden aus dem Lande getrieben, und endlich kann der Held Flandrine in die Arme schließen. Zugleich mit Bertrand und Gloriande, die nun ihr Versprechen getreulich eingelöst haben, wird das junge Paar von Turpin eingesegnet.

Den Stoff seines Gedichtes entnahm Alxinger der Rittergeschichte „Doolin von Maynz", die im vierten Teile der Reichardschen „Bibliothek der Romane" steht. Die französische Erzählung, auf welche dieser Auszug zurückgeht: „Histoire de la Fleur des batailles, Doolin de Mayence", hat er trotz allen Bemühens niemals zu Gesicht bekommen und hat sich deshalb mit der gekürzten deutschen Wiedergabe begnügen müssen. „Die Schicksale des alten Guido, die Gefahr Cunigundens, der Zweikampf Doolins mit Archimbald und der Tod Danemonds schienen ihm Scenen zu sein, die eine gute Wirkung tun müßten" [1]). Er wählte also diesen Stoff, „änderte am Romane, nahm weg, tat hinzu, schmolz zusammen, bis kein Stein auf dem andern geblieben, und außer den angeführten Scenen nichts beibehalten war". Bei alledem hat er sich von dem Vorbild noch viel zu viel beeinflussen und zu einigen Fehlern verleiten lassen, die von allen Rezensenten [2]) gerügt wurden. Der Roman beginnt nämlich

[1]) Vgl. S. 9 der Vorrede. [2]) Rezensionen: Gothaische gel. Zeitungen, 1787, Stück 55, S. 449 [von Manso]; Teutscher Merkur, 1787, Stück 8, Anz. S. 105 [von Wieland]; Göttingische Anzeigen, 1787, Stück 125, S. 1250 [v. F.

mit der Geschichte Guidos, die, nur wenig verändert, in die Epopöe übernommen worden ist, und bringt dann in chronologischer Reihenfolge die übrigen Ereignisse. Dies Verfahren hat Alxinger auch für sein Gedicht beibehalten. Eine größere Einheitlichkeit wird zwar dadurch erreicht, daß die ersten Stanzen sogleich mit dem Klausnerleben Guidos beginnen; daran aber schließt sich fast ohne Unterbrechung eine nahezu chronologische Erzählung der ganzen Vorgeschichte bis zu dem Punkte hin, wo im dritten Gesang die eigentliche Handlung endlich einsetzt. Viel später als im Roman, der den Knaben Doolin in der Einsiedelei des Vaters heranwachsen läßt, wird der Held nun erst handelnd eingeführt, nachdem das Schicksal seiner Eltern lange Zeit das Hauptinteresse in Anspruch genommen hat. Das erscheint um so weniger berechtigt, als mit Ausnahme des fünften Gesanges, der die Rettung der Mutter bringt, die Eltern im weiteren Verlauf des Gedichts kaum noch Erwähnung finden. Auch dieser mit Recht getadelte Mangel hat seinen Ursprung in der Quelle; da sind nämlich zwei voneinander völlig unabhängige Erzählungen, die Errettung der Mutter und die Eroberung Sachsens durch Doolin, lose aneinandergereiht, lediglich durch die Person des Helden verbunden. Genau so läßt sich auch bei Alxinger die Fabel noch in diese beiden Teile scheiden, wenn auch dadurch, daß zwei Frauengestalten des Romans zu einer Person verschmolzen sind, eine glückliche Verkettung der beiden Erzählungsreihen herbeigeführt ist. Flandrine, die im zweiten Teile der Quelle nur eine nebensächliche Rolle spielt, hat in der Epopöe die naive Nikolette ganz verdrängt und dadurch in jeder Hinsicht an Bedeutung gewonnen; Doolins Zug gegen die Dänen, die Feinde seiner Braut, ist nunmehr wohlbegründet. Um das Ganze noch enger zusammenzuschließen und zu beleben, erfand Alxinger noch „die Nebengeschichte Bertrands und Gloriandens[1]) und suchte sie nach dem Beispiele Wielands mit der Hauptgeschichte zu verknüpfen", ohne freilich auch nur entfernt dem Meister gleichzukommen; ja, man würde die Verbindung der Episode mit der

---

L. W. Meyer]; Nürnberger gel. Zeitungen, 1787, S. 669; Erfurter gel. Zeitungen, 1787; Oberdeutsche Allg. Litztg., 1788, Bd. 1, S. 425; Allgem. Lit.-Zeitung, 1788, Bd. 2, Nr. 119, S. 337; Neue Bibl. d. schönen Wissensch., 1788, Bd. 35, S. 35 [von Schatz?]; Allgem. Deutsche Bibl., 1788, Bd. 83 II, S. 338 [von Schatz?]; vgl. Heinrich J. v. Collins Sämmtl. Werke, Bd. 5, S. 257.

[1]) Vgl. Vorrede S. 10, auch Keil S. 45 und Alxinger, Über eine elende Recension, S. 23.

Hauptfabel ohne das Vorbild kaum verständlich finden. Zugleich hat Alxinger sich in diesen beiden mit höherem Wissen und Können ausgestatteten Personen ein Mittel geschaffen, das ihm über manche Schwierigkeit der Komposition leicht hinweghilft[1]). Auch hat man mit Recht geltend gemacht, daß durch das wiederholte Eingreifen übernatürlicher Mächte die Teilnahme für den Helden merklich abgeschwächt wird, zumal die Episode an einigen Stellen einen unverhältnismäßig breiten Raum beansprucht. Eine ähnliche Aufgabe wie das magiebeflissene Liebespaar hat im Gefüge des Ganzen ihr Antipode, der Zwerg, zu erfüllen, der zusammen mit dem Riesen als Diener des Dänenkönigs das böse Prinzip, die schwarze Kunst, verkörpert. Auch diese Gestalt, durch welche die ganze Handlung einheitlicher, planvoller und lebendiger wird, hat Alxinger erst neu geschaffen. Wie Bertrand und Gloriande aber nichts anderes als eine Nachahmung von Wielands Oberon und Titania sind, so kann auch der Zwerg seine Vorbilder nicht verleugnen. Äußerlich eine Thersiteserscheinung, zeigt er in seinem Wesen und in seiner Stellung sehr viel Ähnlichkeit mit „Morgus' bösem Zwerg" in der Geschichte „Der Falke", die im neunten Band der Reichardschen Bibliothek steht, wie denn die „Bibliothek der Romane", dieser unerschöpfliche Quell, auch an anderen Stellen diesen oder jenen Beitrag gespendet hat[2]). Überhaupt wird man auf Schritt und Tritt an größere Vorbilder erinnert; denn so viele Änderungen der Dichter auch an der Erzählung seiner Hauptquelle vorgenommen hat, so sind doch nur wenige davon Schöpfungen seiner eigenen Phantasie. Homer und Virgil haben manchen Zug geliehen, besonders bei Schilderung der Kämpfe; bei Vergleichen und Beschreibungen ist Alxinger mit Vorliebe ihnen gefolgt[3]). Auch sonst mangelt es nicht an Entlehnungen aus römischen und griechischen Klassikern; Anspielungen auf antike Sage und Geschichte, Dichtungen und Kunstwerke finden sich fast Seite für Seite[4]). Am auffälligsten aber erscheint wohl die

[1]) Vgl. II, 8 ff.; IV, 85 ff.; VI, 73 ff., 79 ff.; X, 2 ff. [2]) Vgl. Dool. II, 8 mit Bibl. d. Rom. V, S. 8 und VI, S. 22, ferner Dool. VI, 73 mit B. d. R. V, S. 82, Dool. X, 26 mit B. d. R. V, S. 39 und VII, S. 7. [3]) Vgl. III, 32; V, 58; V, 25; X, 49 u. ö; s. auch Alxinger, Über eine elende Recension, S. 43 f.: „Nirgends habe ich die Alten mehr und meinem Gefühle nach nirgends besser nachgeahmt, als gerade in der Beschreibung der Kämpfe, selbst darin, daß ich, das Einförmige zu vermeiden, Bemerkungen und Züge aus der Geschichte der streitenden Nationen eingestreut habe." [4]) Vgl. III, 27 ff.; IV, 38, 46; VI, 3, 10, 11, 25, 26, 32, 35, 53, 64 f.; VII, 28; VIII, 32; IX, 18 u. ö.

Berufung auf antike wissenschaftliche Werke[1]), die neben dem Hinweis auf die neuesten naturwissenschaftlichen Ergebnisse und ältere geographische Werke[2]), neben Zitaten aus Kirchenvätern und zahlreichen Bibelstellen[3]) als Zeugnis einer weitverzweigten Gelehrsamkeit sich wunderlich genug ausnimmt.

Nicht minder als die Dichtungen Homers und Virgils haben die Meisterwerke eines Tasso, eines Ariost und nicht zuletzt die epischen Erzählungen Wielands dem Dichter immerfort vor Augen gestanden. Es ist bei der Verwandtschaft des Stoffes begreiflich, daß manches aus den Vorbildern in Alxingers Epopöe übernommen ist. Wenn auch von der virtuosen Episodentechnik dieser Meister in Alxingers geradliniger Erzählung so gut wie nichts zu finden ist, so zeigt sich ihr Einfluß doch unverkennbar in der gesamten Anlage und Einkleidung des ganzen Gedichts. An Ariost und Wieland gemahnen die allgemeinen Betrachtungen, die allenthalben[4]) eingeschoben sind; ariostisch ist der Preis des Herrscherhauses[5]), das vom Helden Doolin abstammen soll, während sich außer in Sprache und Versmaß auch in den fast allzuhäufigen Hinweisen auf Zeitgenossen[6]), in dem Einstreuen lüsterner Szenen[7]) und vielen anderen Zügen deutlich Wielands Einfluß verrät. Auch Klopstock und Denis, in sprachlichen Dingen daneben noch Ramler und Uz haben als Vorbilder und Quellen gedient. Wichtiger als der Nachweis solcher Ähnlichkeiten ist die Antwort auf die Frage: „Was ist denn nun in dem Gedicht auf Alxingers Rechnung zu setzen? Inwieweit hat er darin eigene Anschauungen und eigene künstlerische Absichten zur Geltung gebracht?" Da ist an erster Stelle hervorzuheben, daß der mit gutmütiger Ironie durchsetzte launige Ton, in dem die „Bibliothek der Romane" und erst recht der überlegen lächelnde Wieland solche Rittergeschichten erzählen, dem Dichter des „Doolin" völlig fremd ist. Mit einer naiven Gläubigkeit und zugleich mit einem düsteren Ernst und einer gewissen Feierlichkeit tritt er an seinen Stoff heran und sucht auch seine Leser auf diesen Ton zu stimmen. Die Zeit der alten Ritterschaft erscheint ihm gegenüber der sittenlosen Gegenwart als die gute, alte Zeit, in der noch Treu

---

[1]) III, 27; VI, 32, 35; VI, 11. [2]) Vgl. Vorrede S. 12 und VI, 13, 41, 50 ff., 80. [3]) III, 34; IV, 30, 51; VI, 54; IX, 36; vgl. auch Weil, Die Quellen von Alxingers „Doolin von Mainz". [4]) z. B. II, 1 ff.; III, 3; VI, 1—6 (eine Nachahmung des Gandalinprologes) u. ö. [5]) VII, 56 ff. [6]) III, 6, 8, 25, 39; IV, 74; VI, 3, 9 u. ö. [7]) III, 28; V, 27.

und Glaube galten, und so bietet sich ihm an vielen Stellen Gelegenheit zu moralisch-satirischen Ausführungen und Vergleichungen [1]), bei denen vor allem seine lieben Wiener und Wienerinnen nicht immer am besten fahren. Und wenn nun gar ein Loblied auf Frömmigkeit und festen Glauben und auf das „seelenhebende Gebet" sich mit der Warnung vor zerstörender Zweifelsucht und spitzfindigen Grübeleien verbindet, so ist das nicht lediglich als ein „desipere in loco" [2]) zu verstehen, sondern entspricht Alxingers innerster Überzeugung, wie er sie ja auch in den kleineren Gedichten jener Zeit zum Ausdruck brachte. Erinnert doch so mancher andere Zug ebenfalls an die Gedichte: Wiederum hat sich Alxinger durch seinen Tyrannenhaß verschiedentlich [3]) zu so maßlosen Ausfällen auf die Fürsten verleiten lassen, daß der Tadel und Spott in der Rezension des „Teutschen Merkur" durchaus berechtigt erscheint; Fürstengunst und Verherrlichung durch unsterbliche Lieder kehren auch hier [4]), beachtenswert wegen der rein persönlichen Note, in enger Verbindung wieder; der Spott auf die untätigen, genußsüchtigen Adelskreise darf nicht fehlen, und in noch vielen anderen Wendungen oder lehrhaft vorgetragenen Betrachtungen läßt sich der Verfasser der Straf- und Lehrgedichte wiedererkennen. Hand in Hand mit dem Wunsche, seine Erzählung gehaltreicher und glaubwürdiger zu gestalten, geht bei Alxinger ein bewußtes Streben nach historischer Treue, das nicht minder in der Behandlung der höfisch-ritterlichen Szenen als in den aus gelehrten Werken entnommenen Angaben über die nordischen Völker zum Ausdruck kommt. Und ebendemselben Wunsche entsprungen ist ferner die rationalistische Ausdeutung des Wunderbaren: Gloriande ist keine Fee, Bertrand kein Zauberer, wie sie die Rittergeschichten in großer Anzahl aufweisen; sie haben vielmehr beide ihre Künste und Kenntnisse einer durch eingehendes Studium und durch Unterricht erworbenen Beherrschung der Naturkräfte zu danken. Bertrand ist nichts anderes als das Ideal eines freimaurerischen Alchymisten, wie sie in Borns Umgebung nicht selten waren; was er durch Wort und Tat dem erstaunten Neffen darzutun vermag, behandelt ganz

---

[1]) III, 25, 30; IV, 48; VI, 34, 36; VII, 26. [2]) Vgl. Dool. S. 363. [3]) I, 4; III, 8; VI, 63 ff.; VIII, 4, 52 f.; X, 27. Der Schluß der Vorrede ist offenbar ironisch gemeint; ein neuer Beweis, daß Alxinger nicht zu den begeisterten Anhängern Josephs II. gehörte; erst unter der Regierung eines Leopold und eines Franz II. wurde er zum Lobredner Josephs. Vgl. zu dem Zitat Abafi IV, S. 175. [4]) VII, 55, 59.

dieselben Fragen und Probleme, deren Lösung gar manchen von Alxingers Zeitgenossen angelegentlich beschäftigte[1]). War nun aber einmal dieser erste Schritt in die Gegenwart vom Dichter getan, so ergaben sich die anderen ganz von selbst. Die neuesten, vielbesprochenen Entdeckungen und Erfindungen[2]) sind als dem „Kreise der Philosophen" schon vor langer Zeit bekannte Dinge anstandslos in das Gedicht herübergenommen worden: Wenn Rüdiger und Astolf auf den Hippogryphen die Lüfte durchfliegen, wenn Hüon von dem Sylphen nach Tunis versetzt wird, so segelt Doolin im Luftschiff als „Vorläufer des Blanchard, Pilatre, Montgolfier" nach Paris und ins Land der Sachsen; Sonnenspiegel nach der Art der vom Freiherrn von Tschirnhausen erfundenen hat der weise Bertrand im Gebrauch; ein Land wie Forsters Otaheiti ist sein Garten.

Daß es auch sonst an Anspielungen auf Zeitereignisse, auf zeitgenössische Dichtungen und Kunstwerke nicht mangelt[3]), ist bereits gesagt worden. Diese Beigaben mögen an manchen Stellen unangebracht erscheinen und störend wirken, sind aber im Vergleich etwa mit Bodmers ähnlichen Anachronismen doch immer noch erträglich zu nennen; auch haben epische Dichter aller Zeiten, Virgil, Ariost, Lohenstein und viele andere bis zu Wieland und seinen Nachahmern hin sich solcher Anspielungen auf die Gegenwart als eines althergebrachten epischen Requisits häufig bedient. Bei Alxinger tragen sie sogar viel zur Belebung und Abrundung des ganzen Gedichtes bei. Denn die eigentliche Handlung, die fast ohne Verwicklung gleichmäßig sich abrollt, ist recht dürftig und vermag kaum irgendwelche Spannung zu erregen; das fällt um so schwerer ins Gewicht, als das ganze Interesse sich auf die äußere Handlung beschränkt, da von einer Entwicklung der Charaktere und von einem Interesse nach dieser Seite hin nicht gut die Rede sein kann.

Lebenswahre, fesselnde Charaktere zu zeichnen, das überschritt Alxingers Schaffenskraft; als Beweis dafür mögen die Stellen[4]) gelten, an denen der Dichter wirklich einmal sich mit etwas verwickelteren psychologischen Fragen befaßt: Der plötzliche Entschluß Guidos, nach Mainz zurückzukehren, die zweimalige Trennung Bertrands und Gloriandes, das Mitleid der Dänen mit dem um

[1]) Auch in Alxingers Nachlaß fanden sich einige Schmelztiegel. [2]) Vgl. Gemmingens „Magazin für Wissensch. und Litt.", 1785, und die „Physikal. Arbeiten . . .". [3]) Vgl. z. B. VI, 9; VI, 54, 82; VII, 4, 56; III, 13; IV, 48; VII, 10, 30; X, 19; III, 8, 25; VII, 31. [4]) I, 32 f.; I, 17; II, 44 f.; IV, 65 ff.

die verwundete Flandrine klagenden Doolin sind voll innerer Unwahrheit. Fast will es scheinen, als ob Alxinger, vielleicht im Gefühl seiner Unfähigkeit, gar nirgends eine Charakterentwicklung angestrebt habe. Ihm stand offenbar als Ziel vor Augen ein Gedicht, darin ein wackrer Held in dem Kampfe zwischen Gut und Böse überall der gerechten Sache zum Siege verhilft und die Übeltäter der verdienten Strafe zuführt. Bessern, ergötzen und unterrichten wollte der Dichter, wie ja auch die eingestreuten Ermahnungen und Warnungen zur Genüge beweisen. Für diesen erbaulich-lehrhaften Zweck hat er sich jener alten, primitiven Technik bedient, welche eine Reihe vorbildlicher Charaktere den verabscheuenswürdigen in schroffstem Gegensatz zur Seite stellt — eine Stufe der Charakterzeichnung also, auf der etwa Richardson steht und über die z. B. der junge Goethe als Leipziger Student bereits hinaus war.

In zwei Gattungen lassen sich demnach die Personen der Epopöe scheiden. Auf der einen Seite stehen die über alles Maß hinaus edlen, tapferen, großmütigen, die ebenso schön als gut, ebenso ehrwürdig als weise sind, auf der anderen Seite aber stehen die ruchlosen, feigen, häßlichen und mißgestalteten Personen. Eine geringe Ausnahme macht einzig und allein Archimbald, der mit einer niedrigen Gesinnung männliche Tapferkeit verbindet, und zwar deshalb, weil Doolin in ihm einen furchtbaren Gegner finden und siegreich bekämpfen soll. Will man die Vorgeschichte mit in Betracht ziehen, so kann man allenfalls auch Langibald hierher rechnen, der im Romane ebenso wie Archimbald weit niedriger bewertet ist, nun aber mit Rücksicht auf seine Tochter Flandrine, die Heldin des Gedichtes, in wesentlich günstigerem Licht gezeigt wird. Die Gleichförmigkeit der Charaktere wird noch dadurch erhöht, daß alle Personen auf gleicher Rangstufe stehen; die reizvolle Abstufung, wie sie z. B. im Oberon durch die Einführung von Personen dienenden Standes erreicht wird, fehlt in Alxingers Gedicht durchaus, obwohl die Quelle mehrfach Handhaben bot. So ist Antequin im Roman der christliche Kellermeister der Sachsenkönigin; in der Epopöe wird er zum ehrwürdigen, weisen Ritter, der sich von dem weisen Balduin kaum unterscheidet. Ebenso ist Roboasters Eigenart verblaßt und dem Typus des edlen Helden angenähert, der außer in Doolin auch in Horst einen würdigen Vertreter findet; von der ungeschlachten, drolligen Wildheit ist gar nichts mehr zu spüren. Desgleichen ist mit Nikolette eine liebenswürdige, von sonnigem Humor umflossene

Gestalt völlig geschwunden, denn von ihrem Wesen ist nichts auf Flandrine übergegangen. Flandrine ist vielmehr ebenso wie Doolin eine würdige, musterhafte, mit unantastbarer Hoheit ausgestattete Person. Im Gegensatz zur Quelle ist sie im Gedicht verwaist und deshalb doppelt hilfsbedürftig; der Vater, der im Roman von Roboaster erschlagen wird, ist vor Zeiten eines natürlichen Todes gestorben — eine glückliche Änderung —, die Mutter ist von dem Zwerg ermordet. Auch sonst ist alles getan, um Teilnahme für die Heldin zu wecken; sie wird mehrfach in recht mißliche Lagen versetzt, in denen sich ihr Gottvertrauen, ihre Standhaftigkeit, ihre unerschütterliche Treue und ihr Edelmut bewähren kann; von irgendwelchen inneren Kämpfen oder gar von einer Charakterentwicklung aber ist nichts zu spüren. Dasselbe gilt auch für Doolin. Er ist vom ersten Tage an, sich immer gleichbleibend, das Muster von einem Ritter und Menschen. Unbeirrt geht er seinen Weg. Seelische Konflikte bleiben ihm fast ganz erspart; die äußeren Feinde werden schnell und sicher überwunden. Alles, war er tut und spricht, dient nur dazu, seine hervorragenden Tugenden und seine Liebe zu Flandrine in hellstem Lichte erscheinen zu lassen. Bertrand und Gloriande sind erst recht Geschöpfe ohne Fleisch und Blut; auch Guido und Kunigunde vermögen kaum innere Teilnahme zu erregen. Erwähnenswert ist die vom Dichter völlig neugeschaffene Gestalt des unglücklich liebenden Siegebert, erfreulicher die des braven Turpin. Der tapfere Priester ist um manchen liebenswürdigen Zug bereichert; auch nimmt jetzt, abweichend von der Quelle, sein Herr und Freund Karl die ihm gebührende Stellung ein.

Die Personen des Gegenspiels sind nicht minder einseitig und übertrieben gezeichnet. Was Archimbald im Vergleich mit dem Romane an äußeren Vorzügen gewonnen hat, das wird durch die Verstärkung seiner Ruchlosigkeit reichlich wettgemacht. Danemond, in der Quelle ein ungeschliffener, gutmütiger Tor, ist jetzt „das Musterbild eines feigen, grausamen und unfähigen Wüterichs", so recht geschaffen als Gegenstand für Alxingers eifernden Tyrannenhaß, und gar der Zwerg ist der Inbegriff aller Bosheit, List und Tücke. Natürlich sind auch der Riese und alle Anführer des feindlichen Heeres rohe, hinterlistige und häßliche Gesellen. Was ein Rezensent von Doolin sagt: „Wir sehen fast immer den Helden, aber desto seltner den Menschen", das gilt also — mutatis mutandis — von allen Personen des Gedichtes. Darin liegt ein so auffälliger Gegen-

satz zu Wieland, daß sich einem unwillkürlich die Frage nach dem Grunde dieser Abweichung aufdrängt. Zweierlei mag dabei maßgebend gewesen sein. Einmal hat vielleicht der Wunsch, seinem Helden einen Idealcharakter einzupflanzen, der in seiner Geschlossenheit und Folgerichtigkeit an die Charakterbilder aus Roms großer Zeit erinnern sollte, den Dichter auf diesen Weg gedrängt und hat ihn verlockt, einen vorbildlichen Menschen, in dessen schönem, kräftigen Körper eine Seele von unantastbarer sittlicher Hoheit wohnt, in den Mittelpunkt seiner Epopöe zu stellen. Den eigentlichen Grund darf man aber wohl in der Unzulänglichkeit von Alxingers Fähigkeiten sehen. Man wird Probst[1]) recht geben müssen, daß es dem jungen österreichischen Dichter bei seinem Bildungsgang und seiner persönlichen Entwicklung notwendig an der Fülle innerer Erfahrung mangelte, die zu solch einem poetischen Unternehmen unbedingt erforderlich war.

In der Charakteristik der Personen hat sich auch bei der Umarbeitung nichts geändert, obwohl die zehn Jahre Zwischenzeit reichlich Gelegenheit dazu boten. Die Besserungen der neuen Ausgabe (1797) erstrecken sich zwar in erster Linie auf die Sprache und Versifikation, doch läßt sich an zahlreichen Stellen zeigen, wie Alxinger den Wünschen seiner Rezensenten auch inhaltlich gerecht zu werden suchte. Plan und Anlage, die soviel Widerspruch erfahren hatten, konnte er freilich nicht völlig umstürzen; in Einzelheiten aber nahm er freudig jeden guten Ratschlag an. So ist nicht zu verkennen, daß der Einfluß des Wunderbaren nach Möglichkeit abgeschwächt ist. Guidos Reue und Rückkehr wird in dem verbesserten Gedicht durch einen Traum, nicht durch ein Wunder, veranlaßt; Bertrands übernatürliche Eingriffe zugunsten Doolins erfahren einige Änderungen; vor allem verliert Doolins Schwert seine zaubertätige Kraft. Danemonds Zweikampf mit dem Helden ist infolgedessen wesentlich verändert, auch ist das Verhalten des Dänenkönigs nach Doolins Fall durch einen kleinen Zusatz wahrscheinlicher gemacht. Am meisten hat das Gedicht dadurch gewonnen, daß in demselben Maße, in dem Sprache und Bilder edler wurden, auch die Einkleidung und die Zutaten höheren Ansprüchen angepaßt sind. Dies neue Gewand sollte die Epopöe ja für alle Zeiten behalten. Darum mußten die zahlreichen, zum Teil recht ungeschickten Anspielungen

[1]) Vgl. Jb.Grillp.Ges. VII, S. 189 f.

auf Zeitgenossen und Zeitereignisse fast ausnahmslos verschwinden, mußte die Mehrzahl der störenden Apostrophen getilgt werden. Dagegen blieben die moralisch-lehrhaften Betrachtungen, die von allen Seiten Lob erfahren hatten, mit einer Ausnahme auch in der neuen Fassung stehen. Während alle die Person des Dichters betreffenden Bemerkungen beseitigt sind, ist ein Hinweis auf „Bliomberis" neu hinzugekommen. Wohl zu beachten ist die Verehrung, die jetzt — im Jahre 1797 — dem unvergeßlichen Kaiser Joseph gezollt wird [1]), während man das Lob auf Franz II. und seine Gemahlin vergeblich sucht [2]). Die unmäßigen Ausfälle auf die Fürsten sind getilgt oder — in milderer Form — gegen die „Tyrannen" gerichtet; den Übeln einer monarchischen Verfassung werden die Nachteile einer demokratischen und die Mängel einer aristokratischen Regierungsform entgegengehalten [3]). Neben diesen durch die Rezensionen beeinflußten Änderungen geht eine Reihe weniger auffallender Neuerungen einher. So ist Langibalds Charakterbild noch günstiger gezeichnet; Archimbald dagegen erscheint weit gewissenloser als früher, da er die schuldlose Kunigunde jetzt auch des Ehebruchs anzuklagen wagt. Die Vorbereitungen zu seinem Kampf mit Doolin sind im Anschluß an die Quelle etwas ausführlicher wiedergegeben.

Die umfangreichste Neuerung jedoch ist die in den sechsten Gesang, während Doolins Luftfahrt nach Paris, eingeschobene Erzählung von dem „Ursprung des Champagners". Wie im Romane Doolin mit seinem blinden Vater, wie im „Numa Pompilius" Held Leo [4]) mit seiner Mutter, so lebt auf Rheims Gefilden ein Jüngling mit seinem greisen Vater. Die Fische des Flusses und die Milch einer Ziege dienen zu ihrem kärglichen Unterhalt. Der Jüngling aber ist des Lebens überdrüssig, da er sein Herz in unablässig quälender, aussichtsloser Liebe an eine schöne Jägerin verloren hat, und nur der Gedanke an seinen alten Vater hält ihn vom Äußersten zurück. Eines Tages stößt er bei der Rückkehr in die ärmliche Hütte auf ein altes erschöpftes, hungriges Mütterchen und trägt die Greisin mitleidig zu der väterlichen Wohnstätte, sie dort zu pflegen und zu sättigen; aber aller Vorrat ist aufgezehrt. Da entschließen sich Vater und Sohn tränenden Auges, ihr wertvollstes Gut, die Ziege, der Alten zuliebe zu opfern. Doch im gleichen Augenblick

[1]) VII, 66 f. [2]) Vgl. Göschens Vorwort zum „Doolin" S. XI. [3]) VI, 64 f.; vgl. Holtei I, S. 4. [4]) Das Schicksal Leos (im achten Bande) gleicht auch sonst dem des Jünglings.

entpuppt sich diese als die schöne Jägerin und als eine mächtige Fee, die in täuschender Verhüllung den Edelmut der beiden hat prüfen wollen. Nun reicht sie dem Sohne aus Liebe und Dankbarkeit die Hand zum Ehebunde und läßt als Heilmittel allen Kummers rote und gelbe Reben ringsum auf den Fluren von Rheims erwachsen.

Diese reizende kleine Episode, die man mit Recht „die Perle des Doolin" genannt hat[1]), zeigt uns den einstigen Aufklärer Alxinger auf Wegen, die mitten hineinführen ins romantische Land; ob er bei längerem Leben in dieser Richtung noch weitergeschritten wäre, das wage ich nicht zu entscheiden.

War der Stoff zu Alxingers erster Epopöe, dem „Doolin von Maynz", aus jenem Sagenkreis entnommen, der sich um die Person Karls des Großen schließt, so gehört sein zweites größeres Werk, der „Bliomberis", dem Bereich der Artus- und der Gralsage an. Die zwölf Gesänge dieser Epopöe, die vier Jahre nach dem „Doolin" erschien, erzählen den Lebensgang eines jungen Ritters, welcher den Makel seiner außerehelichen Herkunft durch glänzende Heldentaten und hervorragende Charaktereigenschaften wettmacht.

I.

Wie die erste Epopöe bringt auch dies Gedicht nach einigen einleitenden Stanzen, die uns an den Zeitpunkt der folgenden Handlung versetzen, zunächst einen ausführlichen Bericht über die Vorgeschichte des Helden.

Arlinde, die Mutter des Bliomberis, war frühe verwaist an den Hof ihres Oheims, des Königs Bort von Bretagne, gekommen, der sie, die Erbin eines großen Reiches, mit seinem Sohne Lyonel ehelich zu verbinden und so seine eigene Ländergier zu sättigen trachtete. Doch dieser Plan schlug ihm fehl; denn Arlinde hatte ihre Neigung bereits dem edlen Palamed geschenkt und konnte darum die zärtlichen Gefühle Lyonels, wiewohl der sie von ganzem Herzen liebte, nicht erwidern. Großmütig ergab sich Lyonel in sein Geschick; ja, er hielt sogar selbst als Brautwerber Palameds bei seinem Vater um die Hand Arlindes an, freilich nicht mit dem gewünschten Erfolg; denn Bort, dem diese Wendung der Dinge recht ungelegen kam,

[1]) Vgl. Deutsche National-Literatur Bd. 57 (H. Proehle).

wußte sich des unwillkommenen Freiers durch Trug zu entledigen und lieferte ihn in die Hände des Aquitanerkönigs Ostroman, der den Helden in schmachvolle Gefangenschaft setzte. Bald aber zeigte sich, daß dieser tückische Streich zu spät kam; denn Arlinde, die sich ihrem Geliebten schon vor der Zeit hingegeben hatte, schenkte einem Sohne, Bliomberis, das Leben. Kaum hatte Bort das entdeckt, so wollte er das Knäblein umbringen; doch Lyonel kam ihm zuvor und entfloh mit dem wimmernden Kinde, dessen unglückliche Mutter unterdes von ihrem grausamen Oheim in einen tiefen Brunnen gestürzt wurde. Lyonel rächte diesen Mord an Menigor, dem tückischen Ratgeber Borts, mied von da ab den väterlichen Hof und widmete fortan sein ganzes Leben dem Andenken an Arlinde und der Erziehung ihres Sohnes, der nunmehr unter seiner treuen Obhut zu einem edlen Jüngling herangewachsen ist. Das sind die Ereignisse, die vor dem Beginn der eigentlichen Handlung liegen.

Bliomberis, bis dahin ahnungslos, erfährt diese schreckliche Geschichte seiner ersten Kindheit aus dem Munde Lyonels, den er auf einer Fahrt nach Tournay begleitet. Er ist nämlich soeben mündig geworden und soll nun die Herrschaft des ihm zukommenden mütterlichen Reiches antreten. Bort hat bereits seine Zusage gegeben; doch hat sich dafür Lyonel, vom Vater überlistet, verpflichten müssen, dem Frankenkönig Pharamund, mit dem er eng befreundet ist, im Namen seines Vaters den Krieg zu erklären. Darum zieht er jetzt, von seinem Neffen begleitet, an den Frankenhof.

II.

In Turnay findet gerade ein Fest statt, und da Pharamund jede Störung der Festesfreude vermeiden will, nimmt er die Gesandten gastlich auf, heißt sie noch einige Tage schweigen und lädt sie zur Teilnahme an den Festlichkeiten ein. Bliomberis tut sich bei den Wettspielen rühmlich hervor und gewinnt die Neigung der holden Königstochter Celine; auch Pharamund ist dem munteren Jüngling gewogen, vor allen aber schließt ihn der greise Ratgeber des Königs, der edle Arbogast, fest in sein Herz, als er den hohen Sinn des Jünglings aus seinen weisen Gesprächen erkennt.

III.

Erst nach dem Feste — so hat es Pharamund gewollt — überbringt Lyonel die Kriegserklärung seines Vaters und des mit ihm

verbündeten Sarnierkönigs Mart. Aus den Freunden werden nun Gegner. Pharamunds tapferer, aber eitler Sohn Clodion, den der Neid auf Bliomberis nicht ruhen läßt, erhält auf seine Bitte den Oberbefehl über das Frankenheer. Es kommt zu einer blutigen Schlacht, in der das übereilte Vorgehen Clodions durch das Eingreifen des erfahrenen Feldherrn Arbogast immer wieder ausgeglichen wird, bis schließlich der Greis, der in seiner Rüstung nicht zu erkennen ist, von Bliomberis verwundet wird und das Schlachtfeld verlassen muß. Die Franken erleiden nun eine völlige Niederlage; Bliomberis aber erhält für seine Tapferkeit von Lyonel den Ritterschlag. Eine zweite Schlacht, in der Pharamund siegt, gibt dem jungen Ritter Gelegenheit, den Prinzen Clodion, in dem er nicht sowohl den Feind als den Bruder Celines sieht, aus Lebensgefahr zu erretten. Dankbar lädt ihn der Frankenkönig als Gast an seinen Hof, während Clodion auf ritterliche Abenteuer auszieht, um seinen Mißerfolg durch Heldentaten wettzumachen. Nun wird der Knoten schnell geschürzt. Celine gewinnt den Retter ihres Bruders täglich lieber, zumal da der König den Rat des weisen Arbogast, beizeiten einer ernsthaften Neigung der Prinzessin zu dem Bastard vorzubeugen, leichtsinnig in den Wind schlägt.

IV.

Da Lyonel an den Hof seines Vaters eilt, der, von später Reue ergriffen, dem Wahnsinn zu verfallen droht, sind die Liebenden sich erst recht überlassen. Die Katastrophe tritt nun auch bald ein: Celine überwindet die letzten Bedenken gegen den Stand und die Herkunft des Jünglings, und als Bliomberis sie eines Tages vor den Hauern eines wilden Ebers beschützt, kommt es zu einer offenen Aussprache. Der König überrascht jedoch das zärtliche Paar und verletzt die Ehre des jungen Ritters durch einen Schlag und durch heftige Schmähungen. Eine zweite, ähnliche Szene bringt die Handlung, die hier einen Augenblick zu stocken droht, wieder in rascheren Fluß. Celine hat nämlich den Geliebten trösten wollen und hat ihn deshalb des Abends zu sich bestellt. Wiederum tritt Pharamund zornig dazwischen, läßt sich aber durch die Mahnungen Arbogasts und durch die Bitten und Vorwürfe der Tochter bald beschwichtigen. Es kommt nunmehr zu einem gütlichen Vertrag: Bliomberis verspricht, den Frankenhof zwei Jahre lang zu meiden; nach dieser Frist soll ein Turnier um die Hand Celines stattfinden, bei dem

nicht Herkunft und Reichtum der Bewerber in Frage kommen, sondern lediglich ihre Berühmtheit und Tapferkeit den Ausschlag geben soll.

V.

Damit beginnt der zweite, wesentlich anders geartete Teil des Gedichtes, die abenteuerreiche Fahrt des Helden, die sich über die nächsten sechs Gesänge erstreckt. Neben dem Wunsche des Jünglings, auf diesen Zügen Ruhm und Ehre zu gewinnen, macht sich dabei von vornherein ein zweites wichtiges Moment geltend: das Bestreben des jungen Ritters, seinen Vater Palamed aufzufinden. Gegen das Ende hin treten als drittes noch die Beziehungen zu dem Frankenhofe immer mehr in den Vordergrund. Auf Arbogasts Rat zieht Bliomberis unter dem Decknamen eines Ritters Celian zunächst nach Afrika, um dort seinen Vater Palamed zu treffen, der, aus schmachvoller Gefangenschaft endlich befreit, den heiligen Gral den Händen der Ungläubigen entrissen hat und seinem Versprechen gemäß am Hofe des Aquitanerkönigs abliefern will. Der Gau der Eingeweihten in Mauritanien ist das erste Ziel des jungen Ritters. Abenteuer für Abenteuer, die nun in bunter Folge an uns vorübergleiten, besteht er auf seinem Zug nach dem Süden. Er rettet Perceval und Blanka aus Räuberhänden und gewinnt ihre treue Freundschaft; er kommt gerade recht zum Schloß des fürchterlichen Mandragor, um Palissant vorm Feuertode zu bewahren; der Schloßherr und sein Leopard erliegen den Streichen der beiden Helden.

VI.

Nach diesem Siege erzählt dann der lockere Palissant bei frohem Mahle, wie er und seine Geliebte Mathilde in die Gewalt des schrecklichen Afrikaners geraten sind, und fordert durch seine antiplatonischen Grundsätze den Widerspruch des keuschen Bliomberis heraus. Am nächsten Tage zieht der Held weiter, befreit ein friedliches Hirtenvolk von einem menschenfressenden Ungeheuer und gelangt nach Massilia.

VII.

Dort unterstützt er die Königin Palmyre gegen den Mauritanerkönig Garamant, der als abgewiesener Freier mit großer Heeresmacht die Stadt belagert. Da Leodat, Palmyres Geliebter, mit

einem Teil des Heeres in der Ferne weilt, erringt der Feind immer mehr Vorteile; ja, es gelingt dem feindlichen Helden Lysidor, der durch seine Tapferkeit Gesene, die Tochter Garamants, zu erringen hofft, unbemerkt in die Stadt einzudringen und das Kornhaus in Brand zu stecken. Nun murrt das Volk gegen Bliomberis, der zum Ausharren mahnt, und als gar zwei Gesandte, der greise Galamen und sein Sohn Timander, die Leodat zu Hilfe rufen wollen, auf ihrem nächtlichen Zuge vom Feinde ergriffen und geköpft werden, bricht der Aufruhr offen los.

VIII.

Bliomberis beschwichtigt das Volk, nimmt in einer neuen Schlacht Garamant gefangen und zwingt ihn zum Frieden. Mit dem edlen Lysidor und dem jetzt erst anlangenden Leodat schließt er enge Freundschaft und erntet von allen Seiten Dank und Beifall. Nun schifft er sich nach Afrika ein, wird aber durch einen fürchterlichen Seesturm an die Küste Korsikas verschlagen. Dort besiegt er den rohen Lykanus im Faustkampfe und segelt weiter nach Sardinien, wo er einen großen Teil der Ritterschaft in einer heimlichen Verschwörung gegen den Tyrannen Assacar begriffen findet. Voll Mitleid und Abscheu hört er von den Greueltaten des Wüterichs und verspricht den Verschworenen seinen Beistand.

Der Ritter, der sich jetzt bereits als tapferer Recke und kluger Feldherr gezeigt hat, bekommt nun in einer Reihe von Abenteuern Gelegenheit, seinen edlen, rechtlichen Charakter und seine hohen geistigen Fähigkeiten zu beweisen, mit denen er für gegründetes Recht und edle Sitte ebenso mutig und entschieden eintritt, als er Verbrechen, Torheit und Wahnwitz bekämpft.

IX.

Bliomberis verhütet einen Bürgerkrieg, verurteit den Tyrannen Assacar, dessen Schandtaten nun sämtlich offenbar werden, zum Tode und überträgt die ihm selber angetragene Königswürde auf den edlen Mongibal, um dann seine Reise fortzusetzen. Bei seiner Ankunft in Afrika erfährt er, daß Gesene, Garamants Tochter, der Buhlerei beschuldigt wird und deshalb nach einem alten Gesetze den Löwen vorgeworfen werden soll. Bliomberis kommt gerade recht, um Gesene und ihren Ritter vor dem sicheren Tode zu bewahren; er tötet den Löwen, befreit den unterlegenen Lysidor und setzt es

durch, daß das törichte Gesetz aufgehoben wird. Lysidor und Gesene, deren Unschuld sich alsbald herausstellt, werden darauf unter dem Jubel des Volkes vereinigt.

X.

Im Gau der Eingeweihten angelangt, besteht Bliomberis die Aufnahmeproben und erhält, nachdem er in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht ist, ein goldenes Kreuz, das allgemeine Erkennungszeichen der heiligen Gemeinde. Arbogast weilt gerade auch unter den Brüdern; er erzählt dem jungen Helden, daß vor kurzem Palamed auf seiner Rückkehr aus dem Morgenlande ebenfalls Aufnahme gefunden, dann aber seine Fahrt fortgesetzt habe. Bliomberis soll nun nach England ziehen, den Vater aufzusuchen, und sich um einen Sitz an Artus' Tafelrunde bewerben.

Bei seiner Einkehr am Hof des Aquitanierkönigs Radagond läßt sich der Held den Kerker zeigen, in dem sein Vater so lange Zeit, von Ostroman gefangen, schmachtete, und bekommt den heiligen Napf anvertraut, den er nach Cramalot zum König Artus mitnehmen soll; denn Palamed, der erst vor kurzem mit dieser hehren Beute zurückgekehrt und, seiner Verpflichtung ledig, wieder von dannen gezogen ist, hat den Gral für den Artushof bestimmt. Auf seinem Zug durch Gallien trifft Bliomberis auf den Prinzen Clodion und steht ihm gegen einen schwarzgewappneten Recken bei; doch ebenso wie Clodion muß er vor dem geheimnisvollen Ritter, zum erstenmal in seinem Leben, den Sattel räumen. Nicht lange danach errettet er Arabella, die Geliebte des Prinzen, aus der Gewalt eines Riesen, bewahrt Clodion vor dem furchtbaren Greifen des Riesen und folgt dem Liebespaar und dessen Vater Maragoß, der ihm ebenfalls sein Leben verdankt, auf das nahegelegene Schlößchen.

XI.

Dort bekehrt Bliomberis den verbitterten, kränklichen Alten zu einer froheren Weltanschauung und erwirkt seine Zustimmung zu Arabellas Verbindung mit dem Königssohn. Mit Perceval und Gilrik zusammen trifft er nach dieser Verzögerung endlich in Cramalot ein, liefert das heilige Gefäß in Artus' Hände und besteht sodann als einziger einen unbekannten Ritter in heftigem Kampfe. Die ebenbürtigen Gegner tauschen die Schwerter aus, und dabei erkennt Bliomberis mit freudigem Schreck, daß sich der

Frankenkönig Pharamund mit ihm gemessen hat. Er wird am folgenden Tag unter die Ritter der Tafelrunde aufgenommen, erfährt von dem anwesenden Lyonel das schreckliche Ende Borts und kehrt, da die zwei Jahre nun endlich verstrichen sind, nach Tournay zurück.

XII.

Der letzte Gesang knüpft wieder an die früheren Ereignisse in Tournay an, so daß die Fahrt des Helden gleichsam von einem Rahmen umgeben ist. Hier im zwölften Gesange laufen schließlich alle angesponnenen Fäden in einem Punkt zusammen, finden endlich alle Fragen eine glückliche Lösung: Bliomberis findet seinen Vater, er erringt die Geliebte und kommt eben dadurch in den Besitz der vollen Ritterehre, und auch Lyonel sieht sich am Ziel seiner Wünsche.

Der Inhalt dieses Gesanges ist schnell erzählt: Im Turnier um Celines Hand räumt Palissant, dem alle anderen Bewerber unterlegen sind, seinem Retter ohne Kampf den Vorrang ein. Schon will Bliomberis den Siegespreis empfangen, da stürzt jener schwarzgewappnete Ritter, der einzige, dem er nicht gewachsen war, mit wilden Schmähungen in die Bahn, und es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod. Den fürchterlichen Streichen können die Rüstungen schließlich nicht widerstehen. Während Bliomberis dem Gegner den Helm zerschmettert, büßt er einen Teil seines Panzers ein, so daß das goldene Kreuz, das Ordenszeichen, auf der Brust des Jünglings sichtbar wird. Sofort läßt der fremde Ritter vom Kampfe ab, denn auch er gehört dem Orden an; er gesteht sogar dem tapferen Jüngling den Vorrang zu und gibt sich zu erkennen. Es ist Palamed, der an Pharamund und seinem Geschlechte Rache nehmen will in dem Glauben, sein Sohn habe den Tod gefunden. Da gibt sich auch Bliomberis, der immer noch für den Ritter Celian gehalten wird, seinem Vater und dem Hofe zu erkennen. An das Wiedersehen und Wiederfinden von Vater und Sohn schließt sich die Vereinigung Celines mit Bliomberis und Clodions mit Arabella. Lyonel aber gibt sich den langersehnten Tod, nachdem seine Lebensaufgabe, Bliomberis glücklich zu machen, endlich erfüllt ist.

Im achten Band der Reichardschen Bibliothek, vom Jahre 1782, steht der Roman: „Bliomberis, Ritter von der Tafelrunde". Man wird nicht irregehen, wenn man annimmt, daß Alxinger hinwiederum aus dieser Quelle schöpfte, der schon sein „Doolin" entnommen war.

Daß er auch die „Histoire de Bliombéris, chevalier de la Table ronde" benutzt hat, wird man mit Recht bezweifeln können. Dagegen sind nach seiner eigenen Angabe einige Züge des Gedichtes „aus dem Romane Bliomberis entlehnet, den Herr von Florian unter seine Novellen aufgenommen hat. . . . Der große Unterschied zwischen einem Romane und einem epischen Gedichte", heißt es in der Nachrede, „verhinderte mich, mehreres zu benutzen. Selbst das, was ich heraus genommen habe, mußte ich ändern, näher bestimmen und motiviren; z. B. die Liebe des Bliomberis zu Pharamunds Tochter, die Gefangennehmung Palameds, seine beyden Kämpfe mit Bliomberis und das Ende des letzteren, wo der ganze Knoten gelöset wird." Schon diese kurzen Angaben verraten, daß die wesentlichsten Bestandteile der Hauptfabel bereits in der Quelle vorhanden waren. Auch dort tilgt Bliomberis den Makel seiner Herkunft durch rühmliche Heldentaten und erringt sich die Hand der fränkischen Königstochter; auch dort bewahrt er die Angebetete vor den Hauern eines wilden Ebers, rettet ihren Bruder Clodion und seine Geliebte vom sicheren Tode und besteht nach vielen rühmlichen Taten den König Pharamund vor den Augen der versammelten Artusritter, die ihn mit Freuden an ihre Tafelrunde aufnehmen. Auch dort wird der Held im Endturnier von dem unbekannten schwarzen Ritter, dem einzigen, der ihn je zu Fall gebracht, gar hart bedrängt, bis sich infolge eines glücklichen Zufalls die Kämpfenden als Vater und Sohn erkennen. So viel fand Alxinger bereits in der Quelle vor; alles andere aber hat er neu hinzugetan und hat dabei, wie einst beim „Doolin", sehr viel fremdes Gut verwertet. „Fast immer hört man mehr den Gelehrten von glücklichem Gedächtniß, der aus dem Vorrath seiner Lektüre das Schönste auswählt und seinem Werke einpaßt; als den Mann von Genie, der die Ideen Andrer so mit den seinigen verwebt hat, daß ihr erster Urheber sie nicht mehr als sein Eigenthum zurückfodern, ja sie nicht einmal mehr für die seinigen anerkennen kann[1])." Es lag nahe, daß Alxinger manchen Zug,

[1]) Vgl. Neue Bibl. d. schönen Wissensch., Bd. 45, Stück 1, S. 87. Rezensionen des „Bliomberis": Gothaische gel. Zeitungen, 1791, Bd. 1, S. 425; Nürnberger gel. Zeit., 1791, S. 433; Allg. Lit.-Zeitung, 1791, Bd. 2, S. 489; Literar. Magazin für Katholiken, 1791, Bd. 1, S. 120; L'Esprit des Journaux, 1791, Bd. 11, S. 424; Göttingische gel. Anzeigen, 1791, Bd. 3, S. 2081; Neue Bibl. d. sch. Wissenschaften, 1792, Bd. 45, S. 63; Allgemeine deutsche Bibl., Bd. 108, S. 311 [von Manso?].

den ihm die Hauptquellen boten, dankbar benutzte und ausbaute, auch wenn er zunächst nicht in seinen Plan zu passen schien: So wurden Clodions verliebte Abenteuer auf den neugeschaffenen Ritter Palissant, eine wenig gelungene Nachbildung des Wielandischen Itifall, übertragen, Perceval und Blanka, im Roman die ständigen Begleiter des Helden auf seiner Fahrt, spielen auch im Gedicht eine große Rolle, und die spärlichen Angaben über Palamed haben sich in der Epopöe zu einer umfangreichen, festgefügten Handlung ausgewachsen.

Im übrigen konnte Alxinger aus der „Bibliothek der Romane" manche Kenntnis über den Hof des Königs Artus und die erst von ihm herangezogene Sage vom heiligen Gral schöpfen, indes von den Werken Florians vor allem der „Numa Pompilius" vielerlei Anregung gab. Homer und Virgil sind — zumal für die Beschreibung der Wettkämpfe im zweiten Gesange — wiederum reichlich ausgebeutet; Virgils Nisus und Eurnalus haben in Galamen und Timander eine getreue Nachbildung erfahren; auch Theokrit, Ovid, Lucrez und andere Klassiker sind für die Beschreibungen, Vergleiche und Sentenzen vorbildlich gewesen[1]). Mehr als alle anderen aber ist Ariost dem Dichter diesmal Quelle und Vorbild geworden[2]). Die Geschichte Gesenens hat Alxinger aus dem „Rasenden Roland" mit nur geringen Änderungen in sein Gedicht „verpflanzt". Palmyres Not erinnert an das Schicksal Olympias; Lysidor dringt allein mit in die feindliche Stadt, wie Rodomond als einziger sich Eingang nach Paris verschafft; bei Bliomberis' Zagen im Seesturm denkt man an die Mutlosigkeit der vier Helden, die ebenfalls zu des Seemanns größtem Schrecken an unwirtliche Küsten getrieben werden. Auch für die nächtliche Gesandtschaft, für den Einzelkampf vor versammelten Heeren, für das menschenfressende Ungeheuer und für manches andere mehr bot diese Quelle treffliche Vorbilder. Nicht minder deutlich ist überall Wielands Einfluß zu erkennen

---

[1]) Vgl. II, 27 ff. mit Ilias, XXIII, und Aeneis, V, 286 ff.; VI, 68 ff. mit Odyss. IX, 193 ff. und Aeneis VIII, 193 ff.; VII, 83 ff. mit Aeneis IX, 176 ff.; VIII, 55 ff. mit Theokrits XXII. Idylle; IX, 101 ff. mit Theokrits XXV. Idylle. Auch IX, 80; X, 67; XI, 5, 29 u. v. a. Stellen haben zahlreiche antike Vorbilder. [2]) Vgl. IX, 85 ff. mit Ariosts Rasendem Roland IV, 57 ff.; vgl. IX, 97 mit R. R. IV, 63; VI, 68 ff. mit R. R. XV, 51, IX, 12 f., XVII, 29; VII, 71 mit R. R. XVI, 19 ff.; VII, 95 ff. mit R. R. XVIII, 165 ff.; VIII, 45 mit R. R. XIX, 43 ff.; IX, 21 mit R. R. XXXVIII, 63 u. ö.; VII, 8 mit R. R. IX, 25 ff.

auch wenn man von Versmaß und Sprache ganz absieht. Aus „Idris und Zenide" stammt die Figur des Palissant; aus „Geron dem Adeligen" ist mancher Zug für den Zweikampf am Artushof entnommen; an den „Oberon" gemahnen außer dem Gesamtvorwurf und der Technik — man vergleiche z. B. die Abreise Lyonels mit der Entfernung Scherasmins — eine ganze Reihe von Episoden. So ist vermutlich in Angela und Angulaffer das Vorbild zu Alxingers Mathilde und Mandragor zu suchen, so hat Hüons Aufenthalt bei dem glücklichen Hirtenvölkchen vielleicht die Anregung zu dem ähnlichen Abenteuer des Bliomberis (VI, 67 ff.) gegeben. Freilich fanden sich derartige Dinge in jedem Ritterroman, und ein Vergleich der „Abenteuer des Bliomberis" mit den „Seltsamen Begebenheiten des Telemach", die man in diesem Zusammenhange wohl nennen darf, macht es sehr wahrscheinlich, daß der Dichter auch aus solchen Quellen schöpfte.

Sieht man von diesen Entlehnungen und Nachahmungen ab und richtet seinen Blick auf die Teile, welche Alxinger mit größerem Recht als sein geistiges Eigentum beanspruchen kann, so fällt einem sogleich die überraschende Ähnlichkeit mit entsprechenden Partien des „Doolin" ins Auge. Viele Gedanken, die in der ersten Epopöe nur kurz angedeutet waren, kehren in der zweiten in breiter Ausführung wieder; manches Charakterbild, das dort nur flüchtig umrissen war, hat hier eine liebevolle Ausgestaltung erfahren. Allenthalben werden dieselben Saiten angeschlagen. Auch hier ertönen heftige Anklagen gegen den Despotismus, aber auch gegen die seichte Freigeisterei und die materialistische Weltanschauung. Der Dichter flüchtet sich wiederum aus der unerfreulichen „aufgeklärten" Gegenwart zurück in jene schönen „alten Heldenzeiten", in denen „Ruhmbegier" und edle Liebe, Rechtlichkeit und Gottesfurcht noch hoch in Ehren standen; er hofft, mit solchem Liede das Lob der Enkelwelt zu erringen[1]:

Dann sagt dereinst der fromme Greis:
Ruh sanft, du guter Mann, der goldner Freyheit Preis
In Sclaventagen sang.

Wiederum fehlt es natürlich nicht an heftigen Angriffen auf alle Tyrannen[2], die freventlicher Übermut „vergessen macht, daß alle Menschen Brüder" sind und die in törichtem Vertrauen auf

[1]) Vgl. V, 7. [2]) Vgl. II, 69 ff.; VIII, 85 ff.; IX, 5, 46 ff., 51 ff., 65, 99.

ihre Unverletzlichkeit die Macht mißbrauchen, die ihnen einst „das Volk in ihren Schoß gelegt" hat. Wie Assacar — ein Gegenstück zu Danemond im „Doolin" — als Strafe für verruchte Greueltaten den Tod von Henkershand erleidet, „so spritze jedes Wüthrichs Blut auf seine Krone hin".

Doch niemals soll des „Dichters" Lob solchen Unwürdigen zuteil werden. Darum versagt der alte Sänger dem Herrscher seine Lieder[1]):

Er lebte fern vom Hof; die seichte Kunst zu witzeln
Und die verwerfliche, Begierden aufzukitzeln,
Verstand er nicht; er dachte viel zu groß
Von seiner Wissenschaft, sie also zu entweihen.

Nur edlen Helden soll sein Lied Unsterblichkeit verleihen: Denn „Nahmen sind in Erz und Marmorstein so gut nicht aufbewahrt, als in der Dichter Liede"[2]).

Wie schon im „Doolin", so wird auch hier dem einfältigen, kindlichen Gottesglauben der Vorzug gegeben vor jener zerstörenden, trostlosen Philosophie, die „oft sogar in Volksschriften und in Gedichten gegen die Vorsicht Gottes, gegen die Unsterblichkeit der Seele und die Hoffnung einer besseren Zukunft sich die unsinnigsten Ausfälle erlaubt"[3]).

Und damit im Bilde des Verfassers der „Sämmtlichen Gedichte" (1788) auch nicht ein einziger Zug fehle, macht sich auch im „Bliomberis" neben der Neigung zum Sinnlich-Lüsternen, die in der Gestalt des Palissant ihren Ausdruck gefunden hat, auch jene unwahre, in den späteren Gedichten so häufig auftretende Sentimentalität übermäßig breit[4]).

Das alles nimmt hier jedoch eine ganz andere Stellung ein als in der ersten Epopöe. Dort hatte sich der Dichter mit kurzen Apostrophen an die Leser begnügt und gelegentlich den Gang der Handlung durch Mahnungen und Betrachtungen satirisch-moralisch-philosophischen Inhalts unterbrochen, hier fügt er langausgesponnene Abhandlungen als wesentliche Bestandteile in die Erzählung ein und legt seinem Helden die eigenen Anschauungen und Grundsätze als systematisch entwickelte, lehrhafte Vorträge in den Mund; meist werden sogar auch noch die gegnerischen Ansichten vorausgeschickt,

[1]) Vgl. VIII, 117. [2]) IX, 80. [3]) Nachrede S. 430. [4]) Für die erste Behauptung mag Mathilde, für die zweite die Gestalt Lyonels und der Aufenthalt Bliomberis' bei Radagond als Beweis dienen.

um sogleich eine erfolgreiche Widerlegung zu erfahren. Den Anlaß zur Einfügung dieser langen Wortgefechte, die nicht einmal immer mit Geschick oder zum Vorteil der Handlung[1]) in das Ganze fest hineinverwebt sind, hat offenbar das Lob der entsprechenden Stellen im „Doolin" gegeben, wie denn der Einfluß der Doolinrezensionen auch in anderen Stücken nicht zu verkennen ist; denn die Änderungen, die der verbesserte „Doolin von Maynz" erfahren hat, kündigen sich schon im „Bliomberis" deutlich an. So fehlen die im ersten Gedicht so häufigen Apostrophen jetzt fast ganz, noch seltener findet sich einmal ein Hinweis auf Zeitereignisse und Zeitgenossen; zum mindesten zeigt sich auch dabei stets das Bestreben, alles innig mit der Hauptverhandlung zu verknüpfen.

Am „Doolin" hatten fast alle Rezensenten die in zwei Teile zerfallende, eintönige, von Episoden fast ganz entblößte Handlung zu tadeln gehabt; im „Bliomberis" wollte der Dichter daher von vornherein besser machen, was am „Doolin" nicht mehr zu ändern war. Er wählte also eine von Haus aus in sich geschlossene, festgefügte Erzählung und schmückte sie mit lebensvollen, bilderreichen Episoden „ariostisch" aus[2]), geriet aber freilich eben dadurch wiederum in die Gefahr, die Einheitlichkeit des Ganzen zu zerstören. Nur zu leicht verliert man während der abenteuerreichen Fahrt des Helden die vorhergehenden Ereignisse und seine Liebe zu Celine ganz aus dem Auge, obwohl auch hier der Dichter stets bemüht war, Fäden hin und wieder zu knüpfen. Weil er aber das ganze Gedicht hindurch nicht einen Augenblick von Bliomberis' Seite weicht, muß sein Standpunkt einseitig, seine Erzählungstechnik kunst- und schmucklos werden. Die muntere Beweglichkeit, die angenehme Verwirrung, die in Tassos und Wielands episodenreichen Gedichten herrschen, sind dem „Bliomberis" fremd. Noch deutlicher als im „Doolin" tritt hier der geradlinige Verlauf der Handlung zutage. Die Exposition wird ein wenig geschickter als im „Doolin" gegeben, wie sich denn allenthalben der Einfluß der Doolinrezensionen zeigt. So sind z. B. die Zweikämpfe jetzt überall durch abwechslungsreiche Szenen ernster und heiterer Art unterbrochen. Überhaupt ist die ganze Komposition wohldurchdacht und mit großem Fleiße ausgearbeitet worden; dafür spricht nicht zuletzt die Art, wie die Palamedes- und die Bort-

[1]) z. B. II, 65 ff.; XI, 1 ff.; vgl. ferner V, 1—8; VI, 34 ff.; VII, 69; VII, 1—4; VIII, 80—83. [2]) Vgl. Wilhelm S. 45.

episode in die Haupthandlung eingefügt sind. Bis zur Übertreibung geht das Bestreben Alxingers, alles zu motivieren[1]) und zueinander in Beziehung zu setzen. Aus diesem Grunde konnte er die Erzählung, die ihm den Stoff lieferte, nur mit mannigfachen Änderungen übernehmen; die Rettung Clodions in der Schlacht, die Annahme des Namens Celian, die Erwähnung des Schreckenstuhles[2]) und mancher andere Zug sind sogar völlig neue Zutaten des Dichters; sie alle sind dem Wunsch, strenger zu motivieren, entsprungen. Dies Ziel hat Alxinger mit solcher Einseitigkeit und Unerbittlichkeit verfolgt, daß ein Rezensent mit Recht sagen konnte[3]):

> Eine scheinbare Unordnung aufzulösen und Ordnung in ihr zu entdecken, das ist es, was den Geist thätig erhält; das ist das Vergnügen, welches wir in dem pragmatischen Gedichte suchen. Eine so sichtbare und planmäßige Ordnung aber, als wir in den Begebenheiten des Bliomberis finden, verräth sogleich den Dichter, welcher absichtlich erfindet, und führt uns von der Idee der Natur weit ab, in welche unser Verstand Absichten legt. Wir werden sogleich gewahr, daß das, was wir lesen, ein Gedicht ist; wir werden gewahr, daß man uns täuschen will, und in diesem Augenblicke ist alle Täuschung dahin.

Ein anderer Vorwurf, den die Mehrzahl der Doolinrezensionen erhoben hatte, galt der Verwendung des Wunderbaren. Diesem berechtigten Tadel suchte Alxinger bei der Umarbeitung dieser ersten Epopöe nach Möglichkeit Rechnung zu tragen; ganz ausschalten aber ließen sich, wie das Gedicht nun einmal angelegt war, die zahlreichen übernatürlichen Eingriffe nicht. Um so sorgfältiger ist im „Bliomberis" alles vermieden, was nach dieser Seite hin hätte Anstoß erregen können; selbst die Ungeheuer, die der Held zu bekämpfen hat, können einer rationalistischen Nachprüfung getrost Stich halten. Eine Ausnahmestellung beansprucht einzig und allein die Schilderung vom Gau der Eingeweihten; doch hat sich der Dichter — mit geringen Ausnahmen — gehütet, dem mystischen Wissen und Können der heiligen Gemeinde Einfluß auf den Verlauf der Handlung zu gewähren: „Maschinen kommen gar nicht oder höchstens im Vorbeygehen vor", konnte er daher mit Recht an Wieland[4]) schreiben. Wenn also von Feen nun auch nicht mehr die Rede ist, so erinnern zwei Gestalten doch ganz unverkennbar an jenes magiekundige Liebespaar. Bertrand ist in Arbogast wieder aufgelebt, sein paradiesischer

[1]) Vgl. z. B. IV, 28. [2]) Vgl. J. f. Fr. I, 3. Vierteljahr, S. 113 ff.
[3]) In der Neuen Bibl. d. schönen Wissensch., Bd. 45, Stück 1. [4]) Vgl. Wilhelm S. 59.

Garten ist zum Gau der Eingeweihten geworden, die Rolle Gloriandes aber hat Lyonel übernommen, dem im übrigen die Züge des unglücklichen Siegebert verliehen sind. Und wie Bertrand und Gloriande Neuschöpfungen Alxingers waren, so haben auch Arbogast und Lyonel mit den gleichnamigen Personen des Romans nicht viel mehr als die Namen gemein. Arbogast ist dort ein erfahrener Feldherr Pharamunds, der in der ersten Schlacht von Bliomberis getötet wird; in der Epopöe wird er zum ehrwürdigen, greisen Freund und Beschützer des Helden, ebenso wie Bertrand ist er Mitglied einer geheimen Brüderschaft. Freimaurerische Gebräuche und rosenkreuzerische Symbole werden diesem Bunde beigelegt, und zwar in so getreuer Nachahmung der damals üblichen Formen, wie sie wohl kaum in einem der zahlreichen Dichtwerke des achtzehnten Jahrhunderts, in denen geheime Gesellschaften eine Rolle spielen, wiederkehren mag. Die Verherrlichung des Herzogs Leopold von Braunschweig[1]) behandelt sogar ein ganz zeitgemäßes Thema. Das sind nicht die einzigen Berührungen mit der Gegenwart. Wie die Gestalt des Freimaurers Arbogast ist auch die „Ritter Toggenburgfigur Lyonels" völlig aus dem Geist der Zeit geboren. Im Roman war Lyonel, der Sohn Borts und Bruder Arlindes, lediglich ein tapferer Ritter, der nach der Rückkehr vom Artushof gegen den König Pharamund, den Lehnsherrn seines Vaters, zu Felde zog. In der Epopöe ist er zum Freunde Pharamunds und Palameds geworden und verkörpert nun als der selbstlose, getreue Liebhaber Arlindes, welcher nur aus zärtlicher Sorge für ihren Sohn „Der Qualen größeste, die Qual zu leben, willig trägt"[2]), die weltflüchtige, pessimistische Schwärmerei jener Epoche; sein freiwilliger Tod, für den auch antike Vorbilder maßgebend gewesen sein mögen, findet in der Literatur jener Tage manches Analogon.

Zeitgemäß ist ferner das ganze Problem des Gedichtes. Daß eigener Wert den Makel außerehelicher Geburt zu tilgen vermöge, war ein Grundsatz, den eben damals Sonnenfels eifrig vertrat. Und nicht minder durften die staatsphilosophischen Betrachtungen, die sich eng an die Lehren eines Martini anschlossen[3]), auf den Beifall vieler Zeitgenossen hoffen. Wandelte Alxinger hier auch in den Bahnen, die vor ihm Größere mit Erfolg beschritten hatten, so sind seine Verse doch nicht lediglich als Nachahmung aufzufassen.

---

[1]) Vgl. ADB. 18, S. 376. [2]) XII, 49. [3]) Vgl. Beidtel, Band I, S. 100.

Freilich kehren dieselben Klagen, Mahnungen und Vorschläge auch bei ihm wieder, doch hatte er offenbar ganz bestimmte Ereignisse und Erscheinungen im Auge; denn als er die neunzehn Stanzen, die „das Gegengift des Despotismus" enthalten, im Mai 1789 an Wieland schickte, schrieb [1]) er dazu:

> Ich sende Ihnen einen kleinen Beytrag und wünsche, daß er den Mercur nicht verunziere ... Ich habe besondere Ursachen diese politische Rhapsodie vor der Zeit gedruckt zu wünschen.

Noch deutlicher sind die Beziehungen auf die Gegenwart in den philosophisch-moralischen Abhandlungen. Die von England her eindringenden Lehren eines David Hume und noch mehr die von Frankreich ausgehende materialistische Weltanschauung sucht Alxinger durch Grundsätze zu bekämpfen, wie sie sein Freund Platner in Leipzig und mancher andere deutsche Philosoph vertreten haben [2]). Er selbst will „lieber mit den frommen Köhlern in Hütten als mit diesen sogenannten Aufklärern in Palläst en wohnen". Denn wohin ihre Lehren führen, das zeigt ein Vergleich der neuen mit der alten Zeit [3]):

> Nicht so bey uns; ihr wißt, die Nation
> Ist aufgeklärt, das heißt: ihr findet höchstens Köpfe,
> Nicht Herzen, einen feinen Ton,
> Und egoistische Geschöpfe.
> Der Knab', ein starker Geist, mit sechszehn Jahren schon,
> Belächelt die Religion,
> Legt aber bald darauf die weise Stirn in Falten,
> Und heißt sie gut, das Volk in Ordnung zu erhalten.
>
> Der Freyheitsgeist beleidigt ihn,
> Den Mann aus Utica vernünftelt er zum Narren
> Und findet zwecklos das Bemühn,
> Die Eisenhand des Götz der Erde zu entscharren [4]).
> Er lobt sich nur die Liebe, welche frey
> Herum irrt, Körper sucht und weiter nichts als kitzelt ...
> Die Ruhmgier schränkt er nur auf dieses Leben ein ...

Und wenn sich Alxinger von diesen „kleinen philosophischen Abhandlungen, welche in den Schriften der Neuern gewöhnlich Glück machen", auch diesmal viel Erfolg [5]) versprach, so hatte er sich nicht geirrt. Sie wurden in allen Rezensionen mit Lob bedacht; ja, die

---

[1]) Wilhelm S. 59; beachte die neunzehnte Stanze, die in der Epopöe fehlt, im Juniheft des T. Merkur 1789; desgl. IX, 46, 48. [2]) Vgl. die Nachrede S. 40. [3]) V, 3 f. [4]) Vgl. Brabée, Sub Rosa, S. 193. [5]) Vgl. die Nachrede.

„Allgemeine deutsche Bibliothek" verwies den Dichter mit allem Nachdruck speziell auf dieses Gebiet.

Indem Alxinger sie aber zum größten Teil durch seinen Helden vortragen ließ, raubte er dieser Gestalt jegliche Lebenswahrheit. Man hört immer den Dichter, fast nie den Helden sprechen. Bliomberis ist nicht ein Ritter des sechsten Jahrhunderts, wie Alxinger uns das vortäuschen möchte[1]); er erscheint uns als ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, der, mit außergewöhnlichen physischen und geistigen Kräften ausgestattet, hinauszieht, um allerorten niedrigrohe, widersinnige und veraltete Anschauungen, Sitten und Gesetze durch eine maßvolle, gesunde Aufklärung und edle Humanität zu verdrängen[2]). Daß sein Charakter keine Spuren einer Entwicklung aufweist, wird uns daher nicht wundernehmen; der Held ist schlechthin vollkommen, für seine uneheliche Abkunft — den einzigen Mangel, der ihm anhaftet — kann er ja nichts. Vom ersten Tage an sind all seine Handlungen und Äußerungen vorbildlich und unverbesserlich — aber auch höchst unwahrscheinlich; denn selbst vor den törichtesten Übertreibungen ist der Dichter nicht zurückgeschreckt. Bliomberis ist trotz seiner Jugend kräftiger und tapferer als alle anderen; den berühmtesten Recken, ja ganzen Heeren zeigt er sich gewachsen; er ist mit seinen neunzehn Jahren aber auch weiser und gelehrter als alle anderen, so daß sich selbst ergraute, würdige Männer und große Völker seiner Einsicht willig fügen. Er weiß über den Wert der Frauen ebenso klug zu reden als über die Trostlosigkeit einer materialistischen Weltanschauung; er beschwichtigt mit wenig Worten einen Volksaufruhr, verhindert einen Bürgerkrieg, setzt Könige ab, schlägt Kronen aus und hebt Gesetze auf — kurzum er ist kein Mensch, sondern ein Idol. Dabei hatte sich Alxinger sichtlich bemüht, diesmal nicht bloß den „Helden" zur Geltung zu bringen. Wenn auch Bliomberis sich durch rühmliche Taten der höchsten Auszeichnung, die einem „Ritter" widerfahren kann, der Aufnahme an die Tafelrunde, würdig erzeigt, wenn er sogar, damit ihm ja nichts fehle, den heiligen Gral nach Cramalot überbringt, so liegt doch der Hauptnachdruck nicht auf diesen Heldentaten, sondern auf jenen Abenteuern, die „man mit der Seele bestehet"[3]). Durch seine treffliche Gesinnung und die zahlreichen Beweise seines Edelmutes er-

---

[1]) X, 43. [2]) Der typische Gegensatz zwischen Christen- und Heidentum tritt zurück. [3]) Vgl. Keil S. 53.

ringt er sich die höchste Weihe, die ihm als „Menschen" zuteil werden kann: die Aufnahme in die heilige Gemeinde; und wenn im Endkampf Palissant seinem Retter den Vorrang zugesteht, wenn schließlich die Zugehörigkeit zu jenem Orden den Kampf zugunsten des Helden entscheidet, so soll vielleicht auch dadurch noch einmal darauf hingedeutet werden, daß hier nicht nur ein tapferer Ritter, sondern auch ein edler Mensch den Siegespreis davonträgt. Doch ergeben sich all diese „seelischen Heldentaten" durchaus nicht als notwendige Folgen aus seinem Charakter, sondern sind so offenbar von außen herangetragene Zutaten, daß man den Tadel Reinholds [1]), „Bliomberis sollte weniger physische und mehr moralische Abentheuer haben", durchaus verstehen kann. Es ist bezeichnend, daß der Konflikt, um den sich alles dreht, aus der unehelichen Abstammung des Helden sich herleitet, nicht aber, wie etwa im „Oberon", in seelischen Kämpfen und moralischen Verfehlungen seinen Ursprung hat; es gilt hier dasselbe, was früher beim „Doolin" gesagt worden ist.

Auch bei den übrigen Personen erinnert die Charakterzeichnung sehr oft an die entsprechenden Gestalten des „Doolin von Maynz". Vor jener schematischen Scheidung in Gut und Böse bewahrte jedoch diesmal den Dichter die reiche Fülle der verschiedenartigsten Gestalten. Ein Fortschritt gegenüber der ersten Epopöe ist also nicht zu verkennen; in den Charakteren Pharamunds, Celines und Borts, vor allen aber des Prinzen Clodion läßt sich sogar eine Entwicklung nachweisen. Wie weit Alxinger aber auch hierin hinter seinem großen Vorbild Wieland zurücksteht, kann ein Vergleich zwischen Bliomberis und Hüon, Celine und Rezia, zwischen einem Palissant und einem Itifall am besten lehren.

Auch Wielands Ritter und Damen sind Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, doch weiß der Meister mit großem Geschick über den Widerspruch zwischen Kostüm und Gehalt hinwegzutäuschen; Alxinger dagegen strebt auf der einen Seite historische Treue an, erlaubt sich auf der anderen aber die gröbsten Anachronismen und zerstört so fortwährend alle Illusion. Das trägt viel dazu bei, daß seine Gestalten so wenig eigenes Leben besitzen und fast gar kein Interesse erregen. Nur selten wird der Leser in Spannung versetzt, noch seltener läßt ihn der Dichter etwas erraten; denn alles, was die

[1]) Vgl. Keil S. 53.

Personen tun und reden, pflegt er, womöglich durch eine Sentenz, sogleich zu begründen und zu erläutern. Am meisten hat sich Alxinger durch seine Sucht, zu übertreiben, geschadet. Seine Charaktere sind unwahr. An Stelle der Ironie Wielands setzt er herbe Satire, sein Scherz neigt zur derben Plattheit, und wo er rühren will, wird er meistens sentimental; selbst in der Schilderung des Gräßlichen versteht er nicht maßzuhalten[1]), und wenn es bei Wieland heißt: „Ergötzen ist der Musen erste Pflicht, doch spielend geben sie den besten Unterricht", so ist bei dem Nachahmer die zweite Aufgabe zur Hauptsache geworden. Im „Bliomberis" treten diese Mängel noch offener zutage als in der ersten Epopöe; man hat darum dem „Doolin" fast immer den Vorzug gegeben. Alxinger selbst war anderer Ansicht und schrieb einst an Goeckingk[2]): „Ich kann es nicht vertragen, wenn man den Doolin mit dem Bliomberis vergleicht, oder wohl gar jenen vorzieht. Weder Plan noch Charactere noch Reichthum der Ideen noch Correction sind im Doolin in dem Maße als im Bliomberis." Mag er darin nun Recht haben oder nicht, jedenfalls hat Mitwelt und Nachwelt die Hoffnungen des Dichters zuschanden werden lassen, der seinem endlich vereinten Liebespaar selbstbewußt zusang[3]):

> Beglücktes Paar, ... geh nun der Liebe Weg!
> Und wenn mich nicht die Dichtkunst selber täuschet,
> Die jauchzend um mein Lied mit goldnen Flügeln wallt,
> So wird dein Glück gekannt und mitempfunden werden,
> Bis einst vielleicht auf wandelbarer Erden,
> Der letzte deutsche Laut verhallt.

Kurze Zeit nach dem „Bliomberis" erschien Alxingers „Numa Pompilius", eine Bearbeitung des gleichnamigen Romans von Florian, die den vorausgehenden Rittergedichten in Form und Stil sehr ähnlich ist. „Fast Wort für Wort" ist Alxinger „dem Franzosen gefolgt" und hat sich nur geringe Abweichungen erlaubt; doch sind diese Änderungen so bezeichnend für sein Schaffen, daß sie hier kurz Erwähnung finden sollen.

Wiederum ist unter seiner Hand aus einem Roman ein episches Gedicht geworden. Er sagt darüber in der Vorrede:

> Ich gestehe, daß ... die poetische Prosa nie einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht und bey der Lesung des Numa im Original mein Ver-

[1]) Vgl. V, 14 f.; VI, 76 f. u. ö. [2]) An Goeckingk am 29. Januar 1794 (AFG.). [3]) XII, 55.

gnügen an vielen schönen Stellen merklich geschwächt hat. Ich entschloß mich also, ihn metrisch zu bearbeiten. Nebst der Abkürzung vieler leidenschaftlichen Reden, worin wir Deutsche die Weitläuftigkeit nicht lieben — heißt es weiter — habe ich mir auch einige Veränderungen, zwar nicht im Plane selbst, wohl aber in der Ausführung erlaubt. Von den wichtigeren will ich mit ein Paar Worten Rechenschaft geben.

Und nun folgt eine Aufzählung mehrerer Unwahrscheinlichkeiten, die bei Alxingers Streben, alles genau zu begründen und glaubhaft zu machen, notwendig fortfallen mußten. An anderen Stellen half sich der Dichter mit eigenen Zutaten: Numa Pompilius wird auch in der Kriegskunst unterrichtet, während ihn die Quelle lediglich als einen Priester im Dienste der Ceres heranwachsen läßt. Wir denken an Doolin und Bliomberis, die gleichfalls eine treffliche Erziehung genießen, während sie in den Romanen beide ohne Pflege und Belehrung in wilder Einsamkeit ihre Jugend verbringen. Wenn Romulus den Sabinern verspricht, ihnen ihre Gattinnen unberührt zurückzugeben, so wird damit die spätere Aussöhnung als glaubhaft hingestellt; zugleich aber kommt auch der Dichter zu seinem Recht, der schon beim „Bliomberis" darauf stolz gewesen war[1]), „daß der Tugend und der Redlichkeit im ganzen Gedichte nichts vergeben" sei. Einige Anachronismen hat Alxinger mit Berufung auf Lessing beibehalten; dagegen konnte er es sich nicht versagen, verschiedene Unrichtigkeiten abzustellen, die ihm, als einem trefflichen Kenner der antiken Geschichte, sofort ins Auge fielen; auch ist es recht bezeichnend, daß er in einem historischen Anhange mitteilt, „was Livius und Dionys von Halicarnaß von dem weisen Numa aufgezeichnet haben".

Über die Form der Epopöen ist im vorhergehenden schon manches Wort gefallen; besonders hat die Komposition bei dem Vergleich mit den Quellen eine ausgiebige Besprechung erfahren. Es ließ sich bereits daraus erkennen, in wie hohem Grade vor allem die Erzählungskunst Wielands auf Alxingers epische Technik eingewirkt hat, wie daneben aber auch die großen antiken Epen und die Werke Ariosts und Tassos, denen sich Alxinger zuweilen in bewußter Abkehr von Wieland zuwandte, den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben. Ihre Anordnung, ihre technischen Hilfs- und Ausdrucksmittel kehren in häufiger Nachahmung bei unserem Dichter wieder.

[1]) Alxinger an Goeckingk im September 1790 (AFG.).

Hier wie dort ist die Hauptfabel mit episodischem Beiwerk reich durchsetzt, hier wie dort wird der Gang der Handlung durch Ich-erzählungen und Botenberichte unterbrochen und zugleich gefördert, hier wie dort pflegt der Dichter mit dieser oder jener Bemerkung oder Betrachtung den Standpunkt des objektiven Erzählers zeitweilig zu verlassen. Ebenso spielen Träume, Versprechungen und Eide natürlich auch in Alxingers Gedichten eine große Rolle. Die zahlreichen Vergleiche, die in den späteren Werken noch um ein Erkleckliches vermehrt sind, erweisen sich zum Teil als fremdes, entlehntes Gut. Während die einen sich kaum über die verbrauchtesten, konventionellen Wendungen erheben, sind andere, die offenbar aus der eigenen Erfahrung und Anschauung stammen, erfreuliche Zeugnisse für Alxingers Gabe, Selbstgesehenes anschaulich darzustellen. Bei vielen Rezensenten fanden daher seine Beschreibungen hohes Lob; doch handelt es sich dabei fast immer um Stellen, in denen der Dichter realistische und daher meist recht prosaische Schilderungen gibt; sobald er aber dies ihm zusagende Gebiet verläßt und poetische Phantasiegebilde hervorzaubern will, verfällt er gar leicht in spielerische, gekünstelte Manier oder läßt sich durch seine Neigung zur Übertreibung zu allerhand Ungereimtheiten in Form und Inhalt verleiten. Als Versmaß für seine Epopöen hat er nach dem Vorgang Wielands die gereimte iambische achtzeilige Strophe, die meist als Oberonstanze bezeichnet wird, gewählt und sich im Vergleich zu den italienischen Ottaverime dieselben Freiheiten gestattet wie der Meister; nur ist bei Alxinger der rein iambische Rhythmus durchweg gewahrt, da sein Streben nach Korrektheit sich mit der Einfügung anapästischer und daktylischer Füße nicht befreunden konnte. An Göschen[1] schrieb er am 15. Mai 1796:

> Die Einmischung der Anapästen verzeihe ich Wielanden nie... Ich sehe darin fast immer das Bedürfnis des Dichters und seine etwas beleidigende Unregelmäßigkeit, besonders, wenn durch ganze Gesänge der ungemischte Jambus beibehalten ist und dann plötzlich ein Anapäst das schon an den ordentlichen Gang gewöhnte Ohr täuschet und in seinen Erwartungen störet.

Auch daß er sich nirgends[2]) „zwey männliche oder zwey weibliche Reime..., ja nicht einmal in verschiedenen Strophen, nacheinander erlaubt" hatte, erschien ihm als ein nicht geringer Vorzug vor der

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 86. [2]) An Goeckingk im Februar oder März 1786 (AGG).

Versifikation Wielands. Dieselben Regeln, die für die Mehrzahl der kleineren Gedichte maßgebend waren, sind also auch in den Epopöen beobachtet worden. Das fällt um so mehr ins Auge, als die meisten Stanzen in zwei Hälften zu je vier Zeilen zerfallen und so auch in diesem Punkte den Strophen der Gedichte vielfach gleichen. Trotz der größeren Regelmäßigkeit gegenüber dem „Oberon" zeigen die Stanzen Alxingers immer noch eine bunte Mannigfaltigkeit, da die Silbenzahl der einzelnen Zeilen zwischen acht und dreizehn schwankt und der Reim bald dies, bald jenes Zeilenpaar miteinander verbindet. Was den Reim im einzelnen anlangt, so zeigt der „Doolin" in seiner ersten Fassung naturgemäß dieselben Mängel wie die gleichzeitigen Gedichte. Gezwungene und unrichtige Konstruktionen und der unangebrachte Wechsel der Zeitformen lassen sich oft nur durch den schädigenden Einfluß des Reimzwanges erklären. Auch in der verbesserten Ausgabe (1797) finden sich noch solche grammatisch und syntaktisch mangelhafte Stellen, während der Reim selbst unter sorgfältiger Benutzung der Rezensionen eine so gründliche Durchmusterung erfahren hat, daß kaum irgendwo eine gewagte oder übellautende Reimverbindung mehr vorkommt. Schon im „Bliomberis" (1791) hatte der Dichter all seine Sorgfalt darauf gerichtet und keinen Reim verwendet, der sich nicht bei den besten und gefeiltesten deutschen Schriftstellern fände. Mit welcher Hingabe er sich mit diesen Fragen befaßte, geht am deutlichsten aus dem Anhang zu seinem zweiten Rittergedicht hervor. Die „Bruchstücke über den Reim, den Abschnitt in Jamben, die poetischen Freyheiten und den Hiatus" zeugen von einem mühseligen Studium der Werke Wielands, Uzens, Ramlers u. a. m. Sie wollen zeigen, nach welchen Gesetzen diese anerkannten Dichter verfahren, welche poetische Freiheiten sie sich gestatten und in welchen Punkten auch sie nach Alxingers Empfinden das erlaubte Maß überschritten haben.

Angeregt zur Veröffentlichung dieser Betrachtungen war Alxinger durch einen Brief Adelungs[1]), der ihn als den geeigneten Verfasser für eine deutsche Poetik erklärt hatte. Denn Alxinger hatte durch seine sprachkritischen Anmerkungen zum „Doolin" ein feines Gefühl und ein beachtenswertes Verständnis für einige Feinheiten der Sprache verraten und hatte mit Glück gegen den Leipziger Sprachgelehrten

[1]) Vom 2. Juni 1789. Alxinger erwähnt auch noch andere Schreiben Adelungs; vgl. Wilhelm S. 43 f.

polemisiert. Freilich war das eine friedlich-freundschaftliche Auseinandersetzung, denn Alxinger verdankte ja sein bestes Wissen erst den Werken seines Gegners. Er scheute sich nicht, immer wieder zu bekennen, daß er mit einer eisernen Geduld fast jedes Wort im Wörterbuche nachschlagen müsse, ehe er es niederzuschreiben wage. „O es ist eine mühsame Sache in einem Lande, wo man im Sprechen fast bey jeder Sylbe eine grammatische Sünde begehet, den Ruhm eines reinen Schriftstellers zu erlangen!“ [1]). Um so größere Anerkennung verdient daher die Sprache seiner Epopöen. Reicht sie auch nicht entfernt an die flüssige, graziöse Leichtigkeit Wielands, ja nicht einmal an die Kunst eines Nicolay heran, so hat doch Alxinger seine Landsleute in diesem Punkte sämtlich überflügelt und die poetische Produktion seines Vaterlandes in Bahnen zu lenken versucht, die einzig und allein zu ersprießlichem Ziele führen konnten. Und wenn man sich durch einen Einblick in seine Briefe an Göschen überzeugt, mit welch unendlicher Sorgfalt der Dichter an seinen Epopöen feilte, wie er bis zum letzten Augenblick Verbesserungen auf Verbesserungen einschickte, wie er mehrmals mit Rücksicht auf die sprachliche Korrektheit ganze Bogen auf seine Kosten neu drucken oder gar den fertigen Büchern „bessere Lesarten“ beifügen ließ, so wird man zum wenigsten seinem aufrichtigen, unermüdlichen Streben die Anerkennung nicht versagen.

Dritter Abschnitt.

a) Die letzten Lebensjahre.

Der große Umschwung, der in Österreich mit dem Tode Josephs II. auf allen Gebieten eintreten sollte, kündigte sich schon in den letzten Lebensjahren des Herrschers allenthalben deutlich an; von Jahr zu Jahr stießen die anfangs freudig begrüßten Reformen auf immer hartnäckigeren, oft geradezu erbitterten Widerstand; und wirklich hatten sich im Laufe der Zeit recht viele Neuerungen als durchaus unzweckmäßig und unhaltbar erwiesen, während andere, die bei etwas mehr Besonnenheit viel Gutes hätten wirken können, nur allzu früh oder zu hastig ins Werk gesetzt waren. Indes der Kaiser überall raschen Erfolg und freudigen Dank für seine Mühe

[1]) R. M. Werner hat die in Frage kommenden Stellen aus Alxingers Briefen in ZÖG. 1888, S. 760 ff., zusammengestellt.

und seinen guten Willen zu ernten gedachte, blieben Enttäuschungen und Anfeindungen gar oft sein einziger Lohn. Auch trug die unglückliche äußere Politik nicht wenig dazu bei, die Herzen des Volkes ihm gänzlich zu entfremden. So gewann die große Schar von Unzufriedenen tagtäglich neue Anhänger, und zuletzt sah sich Joseph auf allen Seiten von Widersachern und Feinden so hart bedrängt, daß er schließlich, gebrochen an Leib und Seele, die zerstörende Hand an sein eigenes großes Lebenswerk legte. Als er am 20. Februar 1790 endlich die müden Augen für immer schloß, ging ein Aufatmen durch das ganze Land. Alles blickte voll froher Hoffnung auf den künftigen Herrscher, der schon mehrfach seine Abneigung gegen die Art des älteren Bruders bekundet hatte. Er sollte jetzt Rettung bringen, sollte für Frieden nach außen und Besserung der zerfahrenen Zustände im Inneren sorgen. Mit hellem Jubel wurde Leopold II.[1]) bei seiner Ankunft in Wien empfangen. Auch aus Alxingers hoffnungsvollen Briefen an Nicolai[2]) spricht diese Stimmung:

> In Wien gewinnt manches eine andere Gestalt. Der König wird angebethet und verdient es. — — — Er arbeitet unabläßig mit dem Erzherzoge, läßt Große und Kleine vor, beruhiget, tröstet, hilft. Niemand, auch nicht Personen, mit denen er äußerst unzufrieden ist, haben einen Kreuzer verloren. — — — Er ist ein großer Kunstkenner; auch heißt es er liebe und belohne die Wissenschaften. Mein Gedicht an ihn[3]) hätte ich Ihnen gerne beygeschlossen. Aber ich fürchtete das Porto, das Sie hätten bezahlen müssen. Haschka hat eine recht schöne alcäische Ode[4]) auf den Huldigungstag gemacht.

Und einige Monate später heißt es:

> Man verspricht sich viel von dem Könige, man erwartet, daß er eben so viel für die Wissenschaften thun werde, als vorher dagegen geschehen ist. Wenn den Versicherungen der ersten Männer im Staate zu trauen ist (ich selbst habe manche mündlich erhalten) so soll diese Zeit nicht fern seyn.

Das alles war dazu angetan, Alxinger in einem Entschluß zu bestärken, mit dem er sich in der schmerzlichen Erkenntnis, daß die poetische Laufbahn ihn doch nie zum erwünschten Ziele führen werde, schon seit langem getragen hatte. Zu jener Zeit war nämlich Mastalier, der lange Jahre den Lehrstuhl der Ästhetik an der Wiener Universität innegehabt hatte, um seinen Abschied eingekommen, und damit war Alxinger die Aussicht auf ein staatliches Amt er-

---

[1]) Vgl. die Literaturangaben auf S. 168. [2]) Vgl. Wilhelm S. 60 und S. 61. [3]) „An Leopold den Zweyten" (= 1794, S. 33); vgl. „Briefe eines Franzosen", S. 64. [4]) „Am Huldigungstage den 6. April 1790", Wien 1790, 4°.

schlossen, in dem er seine Kräfte und sein Wissen reich entfalten und nutzbringend verwerten konnte. Sobald Haschka seine Hoffnungen auf die Nachfolgerschaft Mastaliers hatte sinken lassen, bewarb sich also Alxinger um diese Professur. Er durfte das um so eher tun, als er es neben der praktischen Pflege der schönen Wissenschaften zu keiner Zeit an eingehenden theoretischen Studien hatte fehlen lassen[1]; auch konnte er seiner Vergangenheit nach durchaus als der berufene Mann für eine derartige Stellung gelten. Bald aber zeigte es sich, daß die beiden anderen, „außer den Linien" gänzlich unbekannten Kandidaten[2], der Exjesuit Felix Franz Hofstätter und der Korrepetitor Ignaz Liebel, der bereits provisorischer Professor der Ästhetik an der Universität war, weit günstigere Aussichten hatten. Alxinger hatte es durch sein freimütiges Urteil über die Rückständigkeit der Wiener Hochschule[3] mit vielen verdorben; zudem bot der Vizedirektor[4] der philosophischen Fakultät, der einstmals von ihm verspottete Professor Mayer[5], seinen ganzen Einfluß gegen ihn auf, und zwar mit solchem Erfolge, daß schließlich von den gesamten Stimmen der Fakultät nur eine einzige[6] auf den „Verfasser des Doolin und Bliomberis" fiel. Die letzte Entscheidung stand beim Kaiser; aber von der Seite hatte Alxinger erst recht wenig zu hoffen. Er hatte freilich nichts unterlassen, um Leopolds Gunst zu erringen; bei jedem Anlaß hatte er das Lob des Monarchen gesungen, oftmals in einer Weise, die sich mit seinen früheren Liedern nur schwer in Einklang bringen ließ; doch versprach er sich selbst nicht viel Erfolg von diesem geflissentlichen Zurschautragen seiner gutmonarchischen Gesinnung; denn er wußte wohl, daß jede freiheitliche Äußerung, auch wenn sie noch so weit zurücklag, bei dem argwöhnischen Herrscher ein unüberwindliches Mißtrauen hinterließ, daß also Leute seines Schlages — denn er hatte früher doch wahrlich kein Blatt vor den Mund genommen — nur selten vor Leopolds Augen Gnade fanden. Seine überschwenglichen Hoffnungen bei dem Regierungsantritt des Kaisers hatten ihm auch sonst schon manche Enttäuschung

---

[1]) Vgl. z. B. Wilhelm S. 51, Keil S. 51, den Anhang zu den Epopöen, zur „Hekabe" u. a. m. [2]) Vgl. Wilhelm S. 67 f.; über Felix Franz Hofstätter (1741—1814) s. Wurzbach 9, 181, über Ignaz Liebel (1754—1820) Wurzbach 15, 95. [3]) Wilhelm S. 64. [4]) S. Kink, „Geschichte der kais. Universität zu Wien", 1854, I, S. 598. [5]) Vgl. auch: Alxinger an Goeckingk am 9. Aug. 1793 (AFG.). [6]) Professor Mumelter von Sebernthal (Wurzbach 19, 454) stimmte für ihn.

eingebracht, und so sprach er in seinen Briefen bald in einem merklich kühleren Ton von dem anfangs so warm gepriesenen Herrscher. Seit nun gar das beschämende Ergebnis der Fakultätsabstimmung seiner Eigenliebe einen neuen empfindlichen Schlag zugefügt hatte, war die plötzlich aufflammende Hoffnungsfreudigkeit gar schnell erloschen; eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine grimme Erbitterung traten an ihre Stelle, und wiederum drängte es den Dichter, in einer öffentlichen Schrift seinem Unmut freien Lauf zu lassen. „Ich werde abwarten, was der Kaiser thut, dann aber meine Stimme erheben", schrieb er am 30. November 1791 an Wieland[1]) und machte diese Drohung auch wahr, als im Jahre 1792[2]) die heißumstrittene Stelle endlich dem Korrepetitor Liebel zugesprochen wurde. Ob er damals wirklich dem Kaiser eine Anklageschrift überreichte, die das parteiische Wahlverfahren an den Pranger stellte, kann man billig bezweifeln; sicherlich aber sind zwei andere Schriften aus dem Jahre 1792, der „Anti Hoffmann" und die Biographie Leopolds II., unter dem frischen Eindruck der eben erlittenen Niederlage entstanden, die Alxinger so tief und nachhaltig kränkte, daß er noch kurz vor seinem Tode wehmütig klagen konnte, er habe damals „das Glück seines Lebens" eingebüßt.

Die erste der genannten Schriften richtete sich gegen den Professor der Eloquenz an der Wiener Universität Leopold Aloys Hoffmann[3]) und die von ihm herausgegebene „Wiener Zeitschrift", die sich beide mit ihren denunziatorischen, gegen die „Jakobiner und Illuminaten" gerichteten Angriffen der ausgesprochenen Gunst Leopolds[4]) erfreuten. Hoffmann war seiner Vergangenheit nach zu solchem Amte kaum berufen. Er hatte sich früher in Wien als Freimaurer eifrig betätigt und war in den ersten Regierungsjahren Josephs II. ein oftgenannter, an Erfolgen reicher Aufklärer gewesen[5]). Besonders hatten die vielgerühmten[6]) und vielgeschmähten „Wöchentlichen Wahrheiten für und über die Prediger in Wien" dem ärmlichen Studenten schnell zu einem Namen verholfen und schließlich auf Gemmingens

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 67. [2]) Wahrscheinlich Anfang 1792; die Angaben stimmen nicht überein. [3]) Nachrichten über Leopold Aloys Hoffmann liefern Wurzbach 9, 161; Ö. N. E. II, S. 609; „Briefe eines Franzosen", S. 30 ff.; „Beytrag zur Characteristik . . .", S. 105 ff. [4]) Vgl. Schütz II, S. 4; Wiener Zeitschrift, 2. Jahrgang, VI, S. 329; Deutsche Monatsschrift 1792, Juli, S. 195 ff. [5]) Vgl. J. f. Fr., I. Jahrgang, 2. Vierteljahr, S. 243 ff.; Abafi, IV, S. 329 ff. [6]) Z. B. im „Politischen Journal auf das Jahr 1784", S. 869.

und Swietens Fürspruch sogar die Professur der deutschen Sprache in Pest eingetragen. Mit dem Umschlag der herrschenden Meinung wechselte jedoch auch Hoffmanns politische Stellung. Er verließ schon in Pest die Fahne der Aufklärung, schlug sich zur mächtigen Gegenpartei und kam, als er 1789 Ungarn wegen seiner Nationalität verlassen mußte, als ein ausgesprochen reaktionärer Denunziant nach Wien zurück. Hier erhielt er eine Professorenstelle an der Universität und wurde von Leopold II. um so lieber in Dienst genommen, als seine einstige Zugehörigkeit zum Freimaurertum und zu den Kreisen der Aufklärer ihm manchen Einblick und manches Material verschafft hatte, von dem er jetzt gewissenlos Gebrauch zu machen versprach. Natürlich mußte diesem Ehrenmann alles daran liegen, den schon von Haus aus mißtrauischen Monarchen von der drohenden Gefahr einer Volksempörung, eines „Jakobineraufstandes" in seinen Landen zu überzeugen und durch unausgesetzte Warnungen und durch „Entdeckung" geheimer Bünde und Verschwörungen in steter Furcht zu erhalten. Diesem Zwecke sollte in erster Linie die „Wiener Zeitschrift" dienen, die Hoffmann seit Beginn des Jahres 1792 herausgab. Schon das erste Heft konnte über die Richtung und die Ziele des Journals keinen Zweifel aufkommen lassen. Trotzdem hatte Alxinger das Gedicht[1]: „An den Kaiser. Über seine Erklärung an Frankreich" in diese dem Herrscher genehme Zeitschrift gegeben, freilich mit einer umfangreichen Erklärung, daß er sonst keinerlei Anteil an dem Hoffmannschen Unternehmen habe. Als nun im 2. Heft das Gedicht in der unrühmlichsten Umgebung[2] erschien, machten Alxingers Freunde ihm mit Recht die bittersten Vorwürfe, und seine Gegner waren mit Verdächtigungen und Schmähungen nicht weniger schnell bei der Hand[3]. Er hatte sich also zu rechtfertigen und schrieb, um öffentlich seine Stellung zu Hoffmanns Treiben unumwunden darzutun, den ersten Teil seines „Anti Hoffmann". — Trotz dieser von ihm selbst gegebenen Erklärung liefern aber wohl die Bewerbung um die Professur und die allem Anschein nach inzwischen erfolgte Abweisung den eigentlichen Schlüssel zu seinem widerspruchsvollen Verhalten.

Mit aller Schärfe ging er nunmehr gegen Hoffmann vor, der sich durch die grundlosen Warnungen vor einem Volksaufstande,

---

[1]) Vgl. 1794, S. 52. [2]) Vgl. „Anti Hoffmann", I, S. 91. [3]) Vgl. „Briefe eines Franzosen", S. 64.

durch die zahlreichen unbewiesenen Verdächtigungen und niedrigen Drohungen in seiner „Wiener Zeitschrift" schon längst den Unwillen aller Edeldenkenden zugezogen hatte. Dabei erfreute sich dieser nichtswürdige Denunziant nach wie vor der kaiserlichen Gunst und handelte mit seinen Angriffen auf die Josephinische Preßfreiheit und mit der widerlichen Verherrlichung der neuesten Verordnungen, wenn nicht im Auftrag, so doch im Sinne Leopolds II. Mit großer Spannung sah daher ganz Wien der angekündigten Schrift Alxingers „Anti Hoffmann" entgegen, welche die beiden ersten Hefte der „Wiener Zeitschrift" einer eingehenden Besprechung unterziehen sollte. Hoffmann suchte ihr Erscheinen auf alle Weise zu verhindern, erreichte aber seinen Zweck nicht und trug eher dazu bei, die Erwartung noch zu steigern und den Absatz des Büchleins zu befördern. Alxinger schrieb darüber aus Wien am 6. Mai 1792 an Reinhold[1]):

> Hier machte besonders das erste Stück große Sensation. Denn Tags zuvor, ehe es herauskam, wurde Huber[2]), der Verfasser des Schlendrian, im Nahmen des Kaisers von der Audienz mit dem Bedeuten weggewiesen: der Kaiser spreche keinen gemietheten Pasquillanten, und das nur deßhalb, weil er gegen Hoffmann geschrieben hatte ... Diese Nachricht breitete man noch am Abende sorgfältigst aus und setzte sie den andern Tag in die Bürgerchronik[3]), eine tägliche Schmiererey, von Hoffmann herausgegeben. Man hoffte mich hierdurch abzuschrecken. Vestigia terrent. Ich gab aber mein Stück doch heraus und gewann den Beyfall aller meiner Mitbürger, einige Pfaffen und Spitzbuben abgerechnet.
>
> Um[4]) sechs Uhr wurde mein Antihoffmann ausgegeben und der Lärm nahm mit jeder Viertelstunde zu. Man raufte sich beynah um ein Exemplar. Auch der Kaiser ließ öffentlich eines durch einen Leiblacken hohlen ...

Mit Recht fand die Schrift den ungeteiltesten Beifall; denn es war eine Tat im Geiste Lessings, daß Alxinger die Nichtswürdigkeiten solch eines einflußreichen politischen Finsterlings unerschrocken beim rechten Namen nannte, und wenn das Büchlein schon in Anlage und Titel und der mehrmaligen Erwähnung Lessings verriet, welch größeres Vorbild dem Verfasser immer vor Augen gestanden hatte, so lieferten die mutige, rücksichtslos angreifende Art und der ge-

---

[1]) Vgl. Keil S. 53 f.; vgl. auch Schütz, II, S. 4 ff., und Intelligenzblatt der Allgem. Lit.-Zeitung Nr. 54, S. 434, i. J. 1792. [2]) Vgl. „Beytrag z. Characteristik ...", S. 125. [3]) Vgl. Wiener Zeitschrift, 2. Heft, Anhang, 3. u. 5. Heft, Anhang. [4]) Vgl. Schütz, II, S. 5.

wandte, klare, treffende Stil zugleich den Beweis, daß Alxinger nicht umsonst in die Schule dieses Meisters gegangen war.

Wie gründlich der „Anti Hoffmann" seinen Zweck erfüllte, geht auch daraus hervor, daß die bald danach veröffentlichten Erwiderungen Hoffmanns auf die mannigfachen gegen ihn gerichteten Angriffe alle anderen Gegner nur flüchtig erwähnten und sich allein mit Alxingers Schrift eingehend beschäftigten[1]). Wenn sie bei alledem recht maßvoll ausgefallen waren, so hatte das seinen guten Grund. Denn inzwischen war — am 28. Februar 1792 — Leopold II. ganz unerwartet verschieden, und mit ihm hatte Hoffmann seinen Rückhalt verloren; er büßte bald darauf auch seine einträgliche Professorenstelle ein und wurde mit einer Gnadenpension in den Ruhestand versetzt. Sein Einfluß war von da ab wesentlich geringer, und nur ungern trat Alxinger noch einmal gegen den schwächeren Gegner auf den Plan. Doch hatte er eine Fortsetzung seiner Schrift versprochen und durfte jetzt nicht den Verdacht aufkommen lassen, als ob er durch Hoffmanns Drohungen eingeschüchtert sei. Auch war ihm von den Prager Freimaurerlogen eine Entgegnung auf die in der „Wiener Zeitschrift" erhobenen Angriffe zur Veröffentlichung zugegangen, und er selbst gedachte mit dem „Mercurio Italiano" noch einen kleinen Strauß auszufechten. Das alles hatte schon druckfertig dagelegen, als durch den Tod Leopolds die ganze Sache mit einem Male ein ander Gesicht bekommen hatte. Alxinger wartete nun noch das vierte Heft der „Wiener Zeitschrift" ab und gab dann als Widerlegung des dritten und vierten Heftes ein „Zweytes und Gott gebe! letztes Stück" des „Anti Hoffmann" heraus. Wenn auch viele Stellen dieser Fortsetzung dem ersten Teile an beredtem Schwung kaum nachstanden, so zeigte das Ganze doch recht deutlich, daß Alxinger die Lust an solchem Geplänkel inzwischen verloren hatte und nur ungern unter Franz II. ein Werk fortsetzte, das er mit größerem Recht unter Leopold II. begonnen hatte. In den Augen aller Rechtlichgesinnten war Hoffmann ohnehin gerichtet; trotzdem gab er seine Sache noch nicht so bald verloren. Auf die vielfachen Angriffe hin veröffentlichte er mehrere Entgegnungen, die wiederum von den niedrigsten Verdächtigungen strotzten und die ganze Erbärmlichkeit des Verfassers deutlich erkennen ließen. Noch über ein Jahr lang setzte die „Wiener Zeitschrift" ihren Kampf gegen alle

[1]) Vgl. Wiener Zeitschrift, IV, S. 109, 115 ff.

Preßfreiheit und deren Verfechter, besonders gegen den „Baron Knigge“ [1]) und den „Revolutionsrath“ Campe [2]), gegen das Schleswiger Journal [3]) und die Berlinische Monatsschrift [4]) fort, beschimpfte außer anderen auch Klopstock [5]), Schiller [6]), Blumauer [7]) und ließ es an heftigen Ausfällen auf ihren Gegner Alxinger [8]) natürlich niemals fehlen. Die Zahl der Abonnenten verminderte sich aber zusehends, und alle Bemühungen Hoffmanns, der verscheidenden Zeitschrift neues Leben einzuflößen, erwiesen sich als vergeblich. Selbst die Annäherung an den wiedererstarkenden Jesuitenorden [9]) und auch die schamlosen Versuche, durch Veröffentlichung der Abonnentenliste [10]) neue Abnehmer zu gewinnen, konnten den Verfall nicht mehr aufhalten; wenn auch die Zeitschrift noch bis zum September 1793 ihr kümmerliches Dasein fristete, so war das doch nur ein allmähliches Hinsiechen zu nennen — Alxinger hatte ihr den tödlichen Stoß versetzt [11]).

Wie hoch ihm diese kühne, befreiende Tat anzurechnen ist, zeigen am besten die anerkennenden Worte Leons, der am 7. Mai 1792 an Reinhold [12]) schrieb:

> Es erfreut mich herzlich, ... daß auch Du in den allgemeinen Ehrendank, den sich Ritter Alxinger von allen unsern edelgesinnten u. aufgeklärten Landsleuten durch seinen Antihoffmann erwarb, mit einstimmst, u. seine Verdienste bey diesem so rühmlich bestandenen Abentheuer gehörig zu würdigen weißt. Ich wünschte, daß man ihm vor ganz Deutschland hierüber ein patriotisches Belobungsdecret ausfertigte. Er stellte sich diesem litterarischen Donquixotte noch zu einer Zeit entgegen, wo es wirklich Entschlossenheit, Muth u. Vorsicht galt, ihn zu entsatteln.

Nicht lange nach dem „Anti Hoffmann“ entstand der Aufsatz „Über Leopold den Zweyten“. Alxinger hatte eine biographische Würdigung des verstorbenen Herrschers für die „Deutsche Monats-

---

[1]) S. Heft VII, S. 55; vgl. Allgem. Lit.-Zeitung 1792, Intelligenzblatt S. 184 u. S. 336. [2]) Heft VIII, 220, und 2. Jahrgang VI, 334. [3]) VIII, 220. [4]) VIII, 191. [5]) 2. Jahrgang I, 31 ff. [6]) Ebenda. [7]) 2. Jahrgang VI, 276. [8]) V, 261; XI, 270; XII, 245; 2. Jahrgang: II, Umschlag; VI, 410 u. ö. [9]) Vgl. VI, 360, und Keil S. 72. [10]) Vgl. XII, 415 ff., 427, und die Anzeige vom 17. Dez. 1792. [11]) Hoffmann veröffentlichte die Broschüre: „Hoffmanns Endliche Beurlaubung von dem Herrn Johann von Alxinger ...“, Wien 1793 bei Rehm; beachte S. 42; auch S. 31 u. 36. Ferner erschien: „An und über Hoffmann, Alxinger und Huber, eine wohlverdiente Rüge dieses philosophisch-patriotischen Triumvirats“, Wien 1792 bei Rehm, 104, S. 8; vgl. Neue allgem. deutsche Bibl., VIII, S. 492. [12]) Vgl. Keil S. 72.

schrift" versprochen und schrieb dazu an F. L. W. Meyer[1]): „Daß man von mir weder eine förmliche noch eine pragmatische Geschichte erwarten konnte, wußten Sie ohnehin. Aufrichtige Darstellung bekannter oder minder bekannter Thatsachen ist Alles, was ich leisten kann." Dementsprechend hatte er in dem Aufsatz, der im Juliheft der „Deutschen Monatsschrift" erschien, die wichtigsten Daten aus Leopolds Regierungszeit zusammengestellt und mit kurzen erläuternden Bemerkungen versehen. War auch die Darstellung im großen und ganzen in einem für den Herrscher günstigen Sinne gehalten, so hatte es sich Alxinger doch nicht versagen können, auch auf die weniger erfreulichen Seiten an Leopolds Charakter und Wirken hinzuweisen — getreu dem Grundsatze[2]): „Wer nicht den Muth hat, die Fehler eines großen Mannes zu sagen, der ist auch ein verwerflicher Zeuge seiner Tugenden." Dem ganzen Aufsatz und zumal den unverhüllten Angriffen auf die unwürdige Jakobinerfurcht des Kaisers war eine große Freimütigkeit in der Tat nicht abzusprechen[3]); nur hatte auch diesmal wieder die innere Erregung den Dichter alle Klugheit vergessen lassen; er hätte sich sonst vorher sagen müssen, daß seine Gegner solch eine willkommene Blöße nicht lange ungenutzt lassen würden. Nur wenige Monate später schrieb er an Wieland[4]) im Anschluß an die Nachricht, daß seine Bitte um Mastaliers Lehramt abschlägig beschieden worden sei:

> Den zweyten Verdruß hatte ich wegen der Biographie Leopolds, die in der Deutschen Monathschrift stand. Der Schurke Hoffmann verklagte mich beym Kaiser der freylich viel zu gut ist, jemandem Böses zuzufügen, aber doch meine Schrift sehr übel aufnahm und — nicht las. Hier erlauben Sie mir zur Beantwortung der Frage überzugehen, *was sich die Wissenschaften zu versprechen haben*. Haß und Verfolgung. Der Kaiser hat das beste Herz und den rechtschaffensten Character. Aber Festigkeit und andauernde Liebe zur Arbeit kann man von seinem Alter nicht erwarten. Unsere Minister aber sind der Aufklärung von Herzen gram und rückten mit Ihrem Jahrhundert nicht fort. Sie möchten gern so regieren wie vor hundert Jahren Mode war, schelten alles Jacobiner, was die alte Mode mißbilliget und sind entschlossen es auf ihre Art durchzusetzen es koste, was es wolle. Preßfreiheit und Publicität sind höchst verhaßt und wer Ihnen je das Wort geredet hat, der ist sicher nie

[1]) Vgl. „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer", II, S. 5; vgl. auch „Sammlung historisch berühmter Autographen", I, Nr. 31. [2]) Vgl. Deutsche Monatsschrift 1792, S. 203 (Juli); wohl auch im Einzeldruck erschienen, Berlin 1792, 8°. Vgl. Wurzbach 6, S. 440. [3]) Vgl. Keil S. 54. [4]) Vgl. Wilhelm S. 70 f.; vgl. auch Schütz, II, S. 4 ff.

befördert zu werden. Die Censur ist strenger als je und Josephs großer Geist ganz von uns gewichen.

Am Schluß des Briefes kündigt Alxinger eine Monatsschrift an, die „mit dem Ende des Jänners" beginnen soll, „wenn anders bis dahin der Cardinal nicht die Aufsicht über die Censur bekommt".

Der Wunsch, eine den Bedürfnissen Wiens Rechnung tragende periodische Zeitschrift zu gründen, war nicht erst jetzt in Alxinger aufgetaucht. Schon vor Jahren, als der „Doolin" von der reichsdeutschen Kritikerzunft so böse gezaust worden war, hatte er sich mit ähnlichen Plänen getragen; er schrieb damals an Nicolai [1]):

Noch will ich zusehen, wie man meine Gedichte [2]) aufnimmt, und erlauben sich ungezogene Buben abermal solche boshafte Ausfälle gegen mich, so will ich den größten Theil meiner Zeit, ja selbst einen Theil meines Vermögens daran wenden ein österreichisches critisches Journal zu errichten. Viele unserer Gelehrten, und gerade die ehrwürdigsten, sind ohnehin dazu geneigt, weil sie einsehen, daß dieses das einzige Mittel sey, unsre Literatur gelten zu machen, und uns mit anderen Provinzen in Concurrenz zu setzen. Es braucht nur jemand sie anzueifern und die lästige Mühe eines Redacteurs auf sich zu nehmen, und das kann ich thun. Die schönen Wissenschaften würde mein Fach seyn, ich habe sie zeitlebens und nun seit sieben Jahren mit Hintansetzung aller Geschäfte getrieben, welches bey nicht vielen Recensenten der Fall ist, ich denke also immer auch ein Wort darein reden zu können, und will das Gesindel in die Schule führen, und wie die Affen tanzen lassen; denn gerade Gesindel ist es, was den unverschämtesten Lärmen erhebt.

Drei Monate später schrieb er zu demselben Thema [3]):

Noch ein paar Worte wegen Errichtung eines hiesigen critischen Journals. Es stand vor einiger Zeit nur bey mir: so wäre es zu Stande gebracht; ich antwortete aber einem Manne von großem Gewichte der mich auf alle Art zum Redacteur haben wollte, mit den Versen Virgils [4]):

Me vero primum dulces ante omnia Musae
quarum sacra fero ingenti perculsus amore
accipiant.

... Aber wenn man sieht, daß des Neckens kein Ende ist, und daß der Nahmen Wiener-schriftsteller zum Signal gemacht wird, ehrlichen Leuten alle Grobheiten zu sagen, wie der Bube [Schatz] gethan hat, so müßte man sich gar nicht fühlen, wenn man nicht aufkommen und ihn züchtigen sollte.... Überall sieht Partheylichkeit und böser Wille heraus ...

Damals kam die Zeitschrift freilich nicht zustande; doch beschäftigte der einmal liebgewonnene Gedanke den Dichter seit jenen

[1]) Vgl. Wilhelm S. 36. [2]) „Sämmtliche Gedichte, 1788, 2 Theile."
[3]) Vgl. Wilhelm S. 41. [4]) Georgic. II, 475 ff.

Tagen unaufhörlich und gewann schließlich in dem Kampfe gegen Hoffmann von neuem feste Gestalt. Am 6. Mai 1792 schrieb Alxinger an seinen Freund Reinhold[1]: „Im zweyten Stücke [des Anti Hoffmann] habe ich eine Wochenschrift angekündigt, die besonders für die Bedürfnisse meiner Vaterstadt soll eingerichtet werden. Ich verlange hierdurch nur zu nützen und thue auf allen Ruhm gerne Verzicht. Nisi utile est, quod quaerimus, stulta est gloria." Aber auch diese Wochenschrift, die unter dem Titel „Der Bemerker" schon in einigen Monaten beginnen sollte, trat nicht so bald ins Leben; erst im Januar 1793 kam der langgehegte Plan, freilich in etwas anderer Gestalt, endlich zur Ausführung; nun erst konnte Alxinger seinem Freunde Göschen[2] melden: „Ich schreibe eine Österreichische Monathsschrift. Sie beginnt mit Ende Jänners und enthält 4—5 Bogen moralischen politischen poetischen u. dramaturgischen Inhalts."

Schon die Wahl des Namens wies darauf hin, daß Alxinger sich Journale wie die „Deutsche" oder die „Berlinische Monatsschrift" zum Vorbild genommen hatte und in deren Sinne zu wirken gedachte. Dazu gehörte in Österreich, wo die Bezeichnungen „Aufklärer" und „Jakobiner" fast gleichbedeutend gebraucht wurden, zu jener Zeit nicht weniger Geschick als Mut. Die politischen Zustände waren immer unerquicklicher geworden, die Regierung witterte überall Verschwörung und Aufruhr, war allen geistigen, zumal literarischen Bestrebungen, die nicht völlig nach ihrem Sinne waren, im höchsten Grade abhold, und mehr denn je hatte das ganze Land unter dem Druck der geheimen Polizei und der Zensur zu leiden. Unter solchen Umständen erlegte sich Alxinger natürlich in allen Äußerungen, die politische Dinge berührten, die größte Zurückhaltung auf, und wirklich blieb seine Monatsschrift zunächst auch völlig unbehelligt. Dagegen ließ die Abonnentenzahl recht viel zu wünschen übrig, ja, außerhalb Österreichs fand die Zeitschrift überhaupt keine Beachtung. Damit verringerte sich auch die Hoffnung, es möchten sich mit der Zeit namhafte auswärtige Mitarbeiter einstellen und dem Unternehmen zu größerem Glanze verhelfen. Einzig und allein der Freiherr Ludwig Heinrich von Nicolay[3] lieferte mehrere Beiträge; im übrigen sah sich Alxinger ganz auf die Hilfe seiner Wiener Freunde angewiesen. Da aber auch von dieser Seite eine wirklich tatkräftige

---

[1]) Vgl. Keil S. 54. [2]) Vgl. Wilhelm S. 72. [3]) Vgl. ADB. 23, S. 631.

Unterstützung ausblieb, so mußte der Herausgeber den Inhalt seiner Monatsschrift fast ganz allein bestreiten, bis schließlich gegen das Ende des Jahres seine Kräfte zu erlahmen begannen. Wahrscheinlich hätte er schon damals das Unternehmen wieder aufgeben müssen, wenn sich nicht fünf seiner Freunde: Schreyvogel[1]), Leon, Ratschky, Joseph von Schwandner und Johann Adalbert von Ehrenberg[2]), mit ihm zusammengetan und eine neue Abmachung über die künftige Redaktion getroffen hätten: Von den zwölf Heften des kommenden Jahres sollte ein jeder zwei auf seine „Verantwortlichkeit" und unter seinem Namen herausgeben; auch Sonnenfels, Prandstetter, von Retzer, Karoline von Greiner u. a. m. versprachen, tätig teilzunehmen[3]). Fortan stand die Zeitschrift aber fast ganz unter dem Zeichen Schreyvogels. Der junge Gelehrte, der seine Beziehungen zu Hoffmanns „Wiener Zeitschrift" bald abgebrochen hatte, war schon im vorhergehenden Jahre der eifrigste Mitarbeiter Alxingers gewesen; vielleicht ist es sogar auf seinen Einfluß zurückzuführen, daß die „Österreichische Monathsschrift" entgegen der lange beobachteten vorsichtig abwartenden Haltung mehr und mehr einen streitbaren Charakter annahm und schon Ende 1793 bisweilen sich Ausfälle gegen die reaktionären Literaten erlaubte, die dem Herausgeber alsbald die Mißgunst eines „der wichtigsten Männer im Staate" zuzogen.

Schreyvogel fand an diesen gelegentlichen Angriffen kein Genüge; im Januarheft 1794, das er nunmehr auf seine eigene Verantwortung herausgab, wendete er sich daher mit scharfen Waffen gegen mehrere der Regierung genehme Schriftsteller, in erster Linie gegen den Exjesuiten Felix Franz Hofstätter, der seit Anfang 1793 das „Magazin der Kunst und Litteratur" herausgab und damit Hoffmanns Nachfolgerschaft angetreten hatte; auch Haschka, der dritte in diesem würdigen Bunde[4]) — der „drei H" —, blieb nicht verschont.

Sofort richtete nun aber die Regierung ihr Augenmerk auf diese Streitereien und entschied sich natürlich zugunsten der reaktionären Partei — die liberalen Gegner sollten bald zum Schweigen gebracht

---

[1]) Vgl. Wurzbach 31, S. 292; Goedeke, Grundriß, IX, 2. Aufl., S. 6.
[2]) Vgl. Glossy, „Josef Schreyvogels Tagebücher", Berlin 1903, I, S. XXIV.
[3]) Vgl. Alxinger an Goeckingk, Wien, d. 29. Jan. 1794 (AJG.).
[4]) Vgl. u. a.: Mag. d. K. u. L., XI, S. 170 u. ö.

werden; in dem Bericht, den Graf Pergen in dieser Angelegenheit verfaßte[1]), heißt es u. a.:

> Ob die Zensur in den jetzigen Zeitumständen nicht blos wegen des gutdenkenden Schriftstellers, welcher durch boßhafte Satyre außer Stand gesetzt wird Gutes zu wirken, sondern wegen des Staates selbst dergleichen Schriften, wodurch nur der Partheygeist genährt wird, nicht unterdrücken sollte, ob der Fehler, daß solches nicht geschieht, in dem Mangel an den für gegenwärtige Epoche anpassenden Zensurvorschriften oder an den Zensoren, welche vielleicht mit dem Geiste der Zeit nicht hinlänglich bekannt sind, liege, ob patriotisch gesinnte und für die echte Aufklärung eifernde Männer, wenn sie gegen die verabredeten Angriffe gewisser zweydeutiger Schriftsteller, und Afteraufklärer nicht geschützt werden, künftig den Muth nicht sinken laßen, und die gute Sache als verlassen ansehen werden, das alles getraue ich mir nicht hier näher zu entwickeln. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Brochurenaufklärung bisher sicher mehr geschadet, als genützt habe ...

Es half der „Österreichischen Monathsschrift" nichts mehr, daß die folgenden Hefte, von Alxinger, Ehrenberg, Leon und Schwandner herausgegeben, sich aller politischen Anspielungen und Angriffe enthielten: ihr Schicksal war bereits besiegelt; als Schreyvogel im Juni 1794 noch ein letztes Heft herausgab, war die „Gesellschaft" der Mitarbeiter bereits „auseinandergetreten". Um so rücksichtsloser ging er jetzt seinen Gegnern, die es an hämischen Ausfällen nicht hatten fehlen lassen, in mehreren Aufsätzen zu Leibe und zeigte dabei neben hervorragenden stilistischen Fähigkeiten einen erstaunlichen Mut in seinen Äußerungen. Daß ihm dieses Vorgehen leicht auch recht verhängnisvoll hätte werden können, das haben die trüben Ereignisse im Herbst 1794 zur Genüge erwiesen; wurde damals doch mancher, dem man weit weniger zur Last legen konnte, als „Jakobiner" bezeichnet und zur Rechenschaft gezogen[2]). An Verdächtigungen gegen Alxinger und Schreyvogel hat es natürlich nicht gefehlt; doch ist wohl beiden eine Verfolgung durch die Behörden erspart geblieben[3]). Trotzdem hielten sie es für das beste, dem Lande für einige Zeit den Rücken zu kehren: Im Sommer

---

[1]) Vgl. Gloßy, Schreyvogels Tagebücher, I, S. XXVII f. [2]) Vgl. „Beytrag z. Charakteristik ...", S. 218 ff.; vgl. Wurzbach 23, S. 192 ff. [3]) Castles Angaben über Schreyvogels politische Betätigung (s. ADB. Bd. 54, S. 188 Mitte), die aus „Aglaja, Taschenbuch für das Jahr 1826", S. 241 entnommen sind, dürften unhaltbar sein. Vgl. auch Hormayr, „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmannes", Jena 1845, II, S. 60.

1794 trat Alxinger, begleitet von Schreyvogel, seine zweite Reise nach Deutschland an[1]).

Sein oftmals geäußerter Wunsch, die alten und neuen Freunde in der Ferne noch einmal aufzusuchen, schien nun wirklich in Erfüllung zu gehen; aber noch waren die beiden nicht über Dresden hinausgekommen, da erlitt die Reise durch einen Zufall, der Alxingers Gegenwart in Wien erforderte, unversehens einen Aufschub, bis schließlich Schreyvogel die Fahrt nach Weimar und Jena allein fortsetzte, nur von den Empfehlungsbriefen des älteren Freundes begleitet. Der strebsame junge Gelehrte fand überall freundliche Aufnahme und schuf sich in der thüringischen Universitätsstadt, die zu jenen Zeiten zahlreiche Studenten aus Österreich in ihren Mauern beherbergte, bald einen neuen umfangreichen Wirkungskreis; erst gegen Ende des Jahres 1796 kehrte er nach Wien zurück[2]).

Alxinger dagegen hat nach dem vorzeitigen Abbruch dieser Reise seine Vaterstadt nie wieder auf längere Zeit[3]) verlassen. Mochten seine zahlreichen Gegner auch noch so sehr bemüht sein, ihm das Leben in Wien auf jede Weise zu erschweren, die rechten Angriffspunkte wollten sich ihnen doch nicht mehr bieten; denn während der letzten Jahre hatte Alxinger — ganz anders als etwa Schreyvogel — sich stets eine kluge Mäßigung auferlegt; auch sprach zu seinen Gunsten mit, daß er auf manchen einflußreichen Freund und Gönner unter den ersten Männern des Landes rechnen konnte. Er hatte nämlich seit der Zeit, da ihm das Treiben der Freimaurer nicht mehr behagen wollte, Anschluß an die gebildeten Kreise des hohen Adels und damit einen vollen Ersatz für jenen Verlust gefunden; denn überall und nicht zum wenigsten bei den schöngeistigen Damen erfreute sich der Dichter der größten Beliebtheit. Die Gräfinnen von Wolkenstein, von Hojos und vor allen die Gräfin von Althann gehörten zu seinem täglichen Umgang[4]).

Auch lassen zahlreiche Lieder und Briefe aus jenen Jahren

---

[1]) Wohl im August 1794; am 28. Juli 1794 scheint Schreyvogel noch in Wien gewesen zu sein, vgl. Goedeke, Grundriß, IX, S. 8, 4; vgl. ferner Glossys Aufsätze im Jb.Grillp.Ges., VIII, S. 304, und XIV, S. 114. [2]) Vgl. „Briefe an Joh. v. Müller", herausgegeben von Maurer-Constant, 1839—1840, I, S. 239, und K. Pichler in Frankls Sonntagsblättern, Wien, den 19. März 1843. [3]) Nachrichten über kleinere Reisen finden sich bei Schütz, II, S. 3, in Alxingers Briefen an Göschen vom 12. Juni 1790 und an Goeckingk vom 9. August 1793 (AFG. u. ABL.) (vgl. dazu Wilhelm S. 73) und im „Journal des Luxus und der Moden", 1796, S. 258. [4]) Vgl. Wurzb. 58, S. 52; 9, S. 346; 1, S. 18[?].

deutlich erkennen, daß die angesehensten Familien Wiens den weltgewandten, geistsprühenden, heiteren Mann sehr gern in ihrer Mitte sahen und oftmals auf ihren Landsitzen als willkommenen Gast begrüßten. So sehen wir ihn — um einige Beispiele anzuführen — am Ende des Jahres 1788 vier frohe Wochen auf dem ungarischen Landgute der Gräfin Zichy verbringen, wir haben Kunde von seinem Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen von Hoyos zu Persenbeug; wir hören ferner, daß er oft als heiterer Gast im Hause des jüngeren Arnstein weilte, und wissen, daß er sich als Mensch und als Gelehrter der größten Hochachtung in der Familie des Grafen von Fries erfreute[1]).

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein solcher Verkehr von vielen Seiten übel gedeutet wurde, und zwar fühlten sich gerade diejenigen am tiefsten verletzt, welche dem Dichter früher am nächsten gestanden hatten. So brach der verehrte Meister Born[2]) in seinen letzten Lebensjahren alle freundschaftlichen Beziehungen zu Alxinger ab, und selbst der gutmütige Leon fand damals recht scharfe Worte des Tadels über den abtrünnigen Freund; am 23. Januar 1790 schrieb er an Reinhold[3]):

> Alxinger ist, so viel ich weiß, nun ganz mit unserer hohen Noblesse beschäfftiget, so, daß er von derselben allen Stolz u. Selbstdünkel — auch sogar in der Schriftstellerey — mit sich herumträgt, u. auf uns andere sublunarischen u. litterarischen Geschöpfe seinesgleichen, hoch wie ein Gott, herabsieht. Kurz sein Sinn u. sein Herz formt sich ganz nach der allergnädigsten hochadlichen Manier.

Ähnlich schrieb wenige Jahre später ein anderer glaubwürdiger Zeuge, der Däne Baggesen, an seinen Freund Reinhold[4]): „Alxinger nahm mich anfangs sehr ein durch seine übermäßige Anhänglichkeit an Dich, wurde mir aber zuletzt fast unerträglich, als ich ihn in den Zirkeln der Großen sah — —". Solche Äußerungen lassen es begreiflich werden, wie dieser mutige Vorkämpfer für Aufklärung und Denkfreiheit in Österreich zeitweise in den Verdacht eines Reaktionärs oder wohl gar eines Spions der Geheimpolizei kommen konnte[5]). Aber es müssen böswillige Verleumdungen

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 52, 56, 73. Alxinger an Goeckingk am 9. August 1793 und 29. Januar 1794 (AFG.); Gerning, Reise durch Oestreich . . ., I, S. 42. [2]) Vgl. Alxinger an Goeckingk, Sept. 1790 (AFG.). [3]) Vgl. Keil S. 71. [4]) Vgl. „Aus Jens Baggesens Briefwechsel . . .", Leipzig 1831, I, S. 331; vgl. auch L. Gerhardt, „Carl Ludwig Fernow", Leipzig 1908, S. 48 ff. [5]) Vgl. „Briefe eines Franzosen . . .", S. 62 ff.; vgl. 1812, X, S. XV.

und bewußte, gehässige Übertreibung den Hauptanteil an der Entstehung solcher üblen Nachrede gehabt haben; denn wenn die einstigen Freunde, und unter ihnen gerade Leon, dem Dichter später wieder nahe getreten sind, so ist das wohl der beste Beweis für die Unwahrheit der entehrenden Beschuldigungen.

Freilich können die im Jahre 1794 herausgegebenen „Neuesten Gedichte" leicht einigen Zweifel an Alxingers Charakterfestigkeit aufkommen lassen; sie verraten nur allzudeutlich sein Bestreben, die mannigfachen Beziehungen zum hohen Adel als bestes Zeichen seiner patriotischen Gesinnung augenfällig darzutun. Bedenkt man aber, daß zu eben dieser Zeit auch alle anderen Wiener Literaten aus inneren oder äußeren Gründen eine ähnliche Schwenkung nach rechts vollzogen, und daß Alxinger sich in diesen mißlichen Jahren weit rühmlicher benahm als die Mehrzahl jener Dichter und Broschürenschreiber, berücksichtigt man ferner, daß sein Verkehr sich in der Hauptsache auf die wahrhaft gebildeten, aufgeklärten Adelskreise beschränkte, zu denen er sich infolge seiner ganzen Erziehung und Lebensauffassung von jeher hingezogen fühlte, so wird man dem Dichter aus seinem Verhalten keinen Vorwurf machen.

Bei der Veröffentlichung der „Neuesten Gedichte" war vielleicht noch etwas anderes mit im Spiele: Alxinger sah sich nämlich damals gezwungen, um den Reichsritterstand einzukommen, wenn er seiner von ihm getrennt lebenden Gattin das Erbrecht nach ihrem Vater sichern wollte. Sein Gesuch zeigt unverkennbar, daß die günstige Erledigung desselben nicht ihm am Herzen lag[1]). Es wurde im Jahre 1794 in günstigem Sinne beschieden[2]).

Wichtiger als diese Standeserhöhung wurde für den Dichter eine andere Auszeichnung[3]), durch die auch der vorzeitige Abbruch der Reise eine Erklärung findet. Im August 1794 war nämlich die Leitung der beiden Hoftheater in die Hände des Barons Peter von Braun[4]) übergegangen, der wieder neues, kräftiges Leben in das darniederliegende Bühnenwesen zu bringen gedachte. Seine[5]) „Hauptsorge ging auf das Vaterländische Schauspiel. Er glaubte der Verbesserung desselben nicht entgegen zu handeln, wenn

[1]) Vgl. Probst, Jb.Grillp.Ges., VII, S. 200. [2]) Vgl. Neue allg. deutsche Bibl., 1795, XV. Intell. S. 82. [3]) Vgl. Neue allg. deutsche Bibl., 1795, XIV. Intelligenzblatt S. 4. [4]) Vgl. ÖNE. 1, S. 373; Wurzbach 2, 123; Abafi IV, S. 239, 262 u. ö. [5]) Vgl. „Journal des Luxus und der Moden", 1796, S. 253 ff.

er Herrn von Alxinger die litterarischen Geschäfte desselben auftrüge. Er sprach mit ihm noch vor Unterzeichnung des Contracts und Herr von Alxinger nahm das Anerbieten willfährig und mit einer Art von Verwunderung an; denn er hatte nicht erwartet, daß man sogar in seinem Vaterlande die Augen auf ihn werfen würde; da er erst jüngst noch eine Fehlbitte um die Professur der Aesthetik gethan, wobey man ihm einen gewissen Liebel vorgezogen hatte. Diese Beschäftigung war ihm also willkommen, besonders da er den Herrn von Braun als einen Mann kannte, der Verdienste schätzt und belohnt, und der gern Alles mit seinen eigenen Augen sehen will, und — sehen kann." Wie sich bald zeigte, ging aber Brauns Selbständigkeit noch viel weiter, als Alxinger beim Antritt seiner neuen Stellung erwartet haben mochte; Braun tat das Wichtigste selbst und ließ sich auch in allen folgenden Jahren von niemand in seine Pläne hineinreden, so daß Alxinger noch am 30. Dezember 1796 an Wieland[1]) schreiben konnte: „Ich habe eine gute Besoldung[2]), aber gar keinen Einfluß. Mein Wort gilt nicht mehr als das Wort eines Schauspielers, der beym Ausschusse sitzt. Auch werde ich über nichts um Rath gefragt . . ." Die Wahl hatte er wohl den Aufsätzen in der „Österreichischen Monathsschrift" zu verdanken, welche seine lebhafte Teilnahme für das Theater bekundet und ihm in Wien den Ruf eines scharfsinnigen Kritikers eingetragen hatten[3]). Nun saß er also selbst in dem Ausschusse, den er einstmals so heftig befehdet hatte, und gerade er hatte die Beurteilung der neu eingereichten Stücke willig auf sich genommen; diese zeitraubende Beschäftigung mag neben dem Überarbeiten alter und neuer Schauspiele, die mit Rücksicht auf Ort und Zeitverhältnisse oft weitgehende Veränderungen erfuhren, eine Hauptaufgabe des neuen Theatersekretärs gewesen sein[4]). Alxinger ließ sich jetzt noch einmal verleiten, sein Glück mit einem Bühnenstücke zu versuchen. An allerhöchster Stelle war nämlich der Wunsch nach einer Neubelebung der deutschen Oper laut geworden, und die Hoftheaterdirektion beeilte sich, diesem Winke gehorsamst nachzukommen[5]). „Die erste teutsche Oper, die Herr Baron von Braun geben ließ, war ‚die gute Mutter', nach Florians Schauspiele gleichen Nahmens." Der Text stammte von Alxinger, „die Musik von Herrn

[1]) Vgl. Wilhelm S. 91. [2]) 1500 fl. [3]) Vgl. „Wiener Theater-Taschenbuch f. d. J. 1795", S. IX. [4]) Vgl. „Frankls Sonntagsblätter" v. 18. Juli 1847, S. 366. [5]) Vgl. „Journal des Luxus und der Moden", 1796, S. 263.

Wranizky[1]). Die Kaiserin ... nahm die Zueignung dieser Oper ... sehr gnädig auf; der Zulauf war groß und alle Sänger wurden am Ende herausgeklatscht. Die beklatschte Oper" jedoch „mißfiel ganz und gar. Man tadelte das Buch" und „ ... schimpfte über die Musik ..." Mit diesem neuen Mißerfolg war Alxinger um eine trübe Erfahrung reicher. Konnte er auch die Kürze der ihm zugemessenen Zeit zu seiner Verteidigung ins Feld führen, so hat er sich dies abermalige Mißlingen doch wohl zur dauernden Lehre und Warnung dienen lassen; wenigstens finden sich neue für eine Aufführung berechnete Theaterstücke nicht unter seinen Werken. Wohl aber entstanden nach dieser Zeit noch einige Kantaten. Sie wurden von Förster[2]) und Weigl[3]) in Musik gesetzt und haben bei den Festlichkeiten, für welche sie bestimmt waren, ihre Wirkung auch in vollem Maße getan; dabei besitzen sie nur sehr geringen poetischen Wert, ebenso wie die späten Gedichte, die in den letzten Jahrgängen des „Wiener Musenalmanaches" erschienen. Vielleicht hatte der Dichter mit der Nachahmung Juvenalischer „Satyren" ein seiner Begabung eher zusagendes Gebiet betreten; schon nach den ersten Schritten aber setzte ihm der Tod ein Ziel. Er war seinem Vorsatz getreu geblieben und hatte nach dem „Numa Pompilius" nichts Neues von größerem Umfange mehr geschaffen; seine ganze Mühe und Liebe widmete er vielmehr bis in die letzten Tage hinein der Verbesserung seiner beiden Epen, die samt einer kleinen Auswahl aus seinen Gedichten als ein monumentum aere perennius dereinst ihn lange überdauern sollten.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Alxinger viel mit düsteren Stimmungen zu kämpfen, da er die zahlreichen Mißerfolge und Enttäuschungen nie wieder ganz verschmerzen konnte. So klagte er im Herbst 1794 in einem Brief an Wieland[4]) über den schnöden Undank für all seinen Fleiß und seine Liebe zu den Wissenschaften:

> In meinem Vaterlande begehre ich die Professur der Ästhetik. Ein elender Versifex wird mir vorgezogen. Hoffmann entehrt die Toleranz die gesunde Vernunft, die Menschheit. Ich gebe diesem mächtigen Unhold nicht ohne Gefahr einen so tüchtigen Puff, daß er schweiget wie Thersit. Mein Anti-Hoffmann wird nirgends recensirt als in der Deutschen Bibliothek und hier mißhandelt man mich auf das Unwürdigste ...

---

[1]) Vgl. Wurzbach 58, S. 143. [2]) Vgl. ÖNE. 2, S. 159. [3]) Joseph Weigl (1766—1846) s. Wurzbach 53, S. 279. [4]) Vgl. Wilhelm S. 78 f.

Wäre nicht das innerliche Vergnügen, welches die Wissenschaften gewähren, ich hätte längst die Stunden verwünscht, die ich bey ihnen mit Aufopferung alles dessen was man Ansehen und Vortheil nennet, zugebracht habe. Neues werde ich wohl schwerlich mehr schreiben. Man hat ja an dem alten genug offnes Feld mich zu tadeln und herabzusetzen ...

Danken ist Alles, was ich künftighin können werde, denn ich sehne mich nach Ruhe. Ich habe durch zu große Freymüthigkeit manches Glück verscherzt und bin müde mich ferner aufzuopfern ...

schrieb[1]) er um die gleiche Zeit an Nicolai. Wiederum folgen auch in diesem Brief heftige Klagen über die Angriffe der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", und dann heißt es weiter:

Doch ich bin an dieses Betragen der Protestanten gegen Catholiken und insbesondere gegen Wiener längst gewöhnt. Sie haben ja auch schon bewiesen, daß ich ein höchst mittelmäßiger Poet bin und besser gethan hätte meinen Doolin und Bliomberis nicht zu schreiben ... Wenn ein Catholik und ein Wiener sich einbildet daß die Protestanten (einige würdige Männer ausgenommen) und die übrigen Deutschen es redlich mit ihm meinen, so wird er gewiß bey der ersten Gelegenheit aus diesem Traum erwachen.

Mußten solche Erwägungen auch die eigene Schaffenskraft lähmen, so hinderten sie Alxinger doch nicht, alle Erscheinungen und Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen Literatur nach wie vor mit der regsten Teilnahme zu verfolgen, zumal da er schon im Jahre 1791, also zu derselben Zeit etwa, als die Deutsche Gesellschaft in Mannheim ihn zu ihrem Mitglied ernannte[2]), nach mehrfacher Aufforderung Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" geworden war. Die einzelnen aus seiner Feder stammenden Beiträge zu bestimmen, dürfte sehr schwer halten, da sich die beiden Rezensionen, bei denen allein Alxingers Autorschaft einwandfrei bezeugt ist, nur wenig von dem üblichen Schema entfernen; allenfalls könnte man das Vorherrschen der Anforderungen an Sprache und Versifikation auf die Eigenart ihres Verfassers zurückführen.

Mannigfache Unannehmlichkeiten mußte er auch bei dieser Tätigkeit mit in den Kauf nehmen. So hatte er im August 1795[3]) die Gedichte von M. H. Arvelius in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" besprochen und als „lauter gemeine Gedanken in gemeinen oft fehlerhaften Ausdrücken" bezeichnet, während Wieland in einem

[1]) Vgl. Wilhelm S. 80. [2]) Vgl. ADA. 6, S. 293; „Andres Sendschreiben", S. 161, und Leipz. lit. Anzeiger, 1797, S. 1459. [3]) Nr. 219 der Allg. Lit.-Zeitung vom 13. August 1795; vgl. auch das Intelligenzblatt vom 12. Dez. 1795.

Briefe dem Verfasser reiches Lob gespendet hatte[1]). Arvelius benutzte diese für Alxinger recht verdrießliche Meinungsverschiedenheit zu einer boshaften „Antikritik", doch wich sein Rezensent, wie aus der Antwort hervorgeht, um keinen Schritt von seinem ersten Standpunkte zurück[2]). Nicht weniger Verdruß brachte die Rezension[3]) von Mansos „Kunst zu lieben". Dies altmodische Lehrgedicht, das Alxinger in seinen Briefen[4]) neben Goethes Elegien als das Beste nannte, was seit langer Zeit im Fache der schönen Wissenschaften erschienen sei, hatte er auch in der Literatur-Zeitung über alle Gebühr gelobt; bald danach aber mußte er zu seinem größten Schmerze sehen, wie die Xenien[5]) dem Verfasser und dem Rezensenten mit derbem Spott zu Leibe gingen.

Das Urteil über Mansos „Kunst zu lieben" ist bezeichnend für Alxingers Stellung zur Literatur seiner Zeit. Er wurzelte — von antiken Einflüssen abgesehen — ganz in den Werken der bardischen und anakreontischen Lyrik und hatte, wie viele seiner Zeitgenossen, nur in geringem Maße die Fähigkeit und den guten Willen, den mächtigen Aufschwung anzuerkennen, den das letzte Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts unserer deutschen Literatur brachte. Wie Uz und Ramler in sprachlichen Dingen zeitlebens seine Vorbilder blieben, so galt ihm bis an sein Ende Wieland als das Ideal eines deutschen Dichters; mit Wieland schien ihm die ganze vorhergehende Entwicklung ihren Höhepunkt und Abschluß erreicht zu haben. Wenn Alxinger trotzdem in manchen Stunden sich neben diesen Größeren zu stellen wagte[6]), in der Meinung, daß sein „Bliomberis" und auch sein „Doolin" dem „Oberon" in keiner Weise nachzustehen brauchten, so mußte er doch bei nüchterner Prüfung immer wieder den weiten Abstand zwischen seinen und Wielands Werken erkennen und zögerte auch nicht, das stets von neuem kund zu tun; so verdienen wohl auch trotz jener „verzeihlichen Eitelkeit" seine Worte der Rechtfertigung vollen Glauben, daß bei der Widmung des „Bliomberis" ihm jeder „hochmüthige Gedanke" ferne gelegen habe . . .[7]). „Ich bin wahrhaftig nicht Geck genug, mich mit dem ersten aller neuern

---

[1]) Vgl. Böttiger, „Literarische Zustände und Zeitgenossen", Leipzig 1838, I, S. 172. [2]) Vgl. Wilhelm S. 81. [3]) Vgl. Allgem. Lit.-Zeitung, 1796, Nr. 157. [4]) Wilhelm S. 87. [5]) Vgl. Schriften d. Goethe-Gesellschaft, VIII, 1893, S. 36 f., 148 ff., 193; vgl. Schütz, I, 245 f. [6]) Vgl. Wilhelm S. 86 und Alxinger an Göschen den 31. März 1796 (im Besitz der Familie Rudolf Brockhaus, Leipzig). [7]) Vgl. Wilhelm S. 81.

Schriftsteller auch nur von weitem messen zu wollen . . .", schrieb er damals an den Meister, den er immer wieder seiner aufrichtigsten Verehrung und Bewunderung versicherte[1]): „. . . Was braucht man sonst, als Deutsch zu können um meinem Wieland Verehrung und Liebe zu zollen? Lasset die Franzosen immer auf ihren Voltaire stolz seyn. So viele Meisterstücke als unser Wieland hat er doch nicht hervorgebracht . . .", und noch den letzten Brief[2]) an ihn begann er mit den Worten:

> Glauben Sie mir, mein verehrter und bewunderter Freund, daß unter allen Geschenken, die mir Menschen machen können, mir nichts so theuer ist, als Ihre Freundschaft und Achtung. Es ist mein größter Stolz, daß ich Ihr Zeitgenoß bin und unter jene gehöre, die einen Platz in Ihren Herzen errungen haben. Mit welcher Freude las ich wieder Ihre unsterblichen Schriften. Wie weise und wie strenge war Ihre Wahl! Wie leuchtet daraus die Achtung hervor, die ein großer Mann der Nachwelt und sich selbst schuldig ist!

Darum hat es sich denn Alxinger auch zu allen Zeiten angelegen sein lassen, die Kenntnis und Schätzung dieser Schriften in immer weitere Kreise zu tragen; zumal um die bei Göschen seit 1794 erscheinende Ausgabe letzter Hand erwarb er sich manches Verdienst; er schrieb damals an Wieland[3]): „Mit Sehnsucht sehe ich der neuen Ausgabe Ihrer Schriften entgegen. Was ich unter dem hiesigen Adel zum Vortheile meines Göschen und aus Verehrung für Sie thun konnte, habe ich redlich gethan und mehr ausgerichtet, als ich gehofft hatte." Mehr noch als diese Worte zeigt Göschens[4]) dankerfüllter Nachruf, daß der Dichter für seine Freunde keine Mühe scheute. Es steht damit in Einklang und ist auch sonst in mehr als einer Hinsicht bezeichnend, daß „der letzte Aufsatz, den Alxinger zum Druck bestimmte", ein Eintreten für die Rechte Wielands und Göschens gegenüber dem in Österreich privilegierten Nachdruck bedeutete[5]). Teilte Alxinger die Vorliebe für Wielands Muse auch mit der Mehrzahl seiner Landsleute und zumal mit den Kreisen, in denen er verkehrte, so kam für ihn persönlich noch ein ganz besonderer Grund für die Verehrung gerade dieses Dichters hinzu; von den Großen des deutschen Parnasses war nämlich Wieland immer wieder der einzige, bei dem er freundschaftliche Anerkennung und Ermunterung

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 77. [2]) Vgl. Wilhelm S. 89. [3]) Vgl. Wilhelm S. 77, auch S. 79 und 83. [4]) Vor dem „Doolin", 1797. [5]) „Über den Nachdruck der Wielandischen Werke . . .", 1797 verfaßt (Kgl. Bibl. Dresden).

für sein eigenes Schaffen fand, mochte im Grunde diese Gönnerschaft auch mehr einer leichtbegreiflichen Nachsichtigkeit und Güte als wirklicher Überzeugung entspringen. Wie empfänglich aber Alxinger für jeden Lobspruch war und wie solche persönlichen Beziehungen auch sein Urteil stets wesentlich beeinflußten, geht aus allen seinen Äußerungen hervor. Auch da, wo eine Ausnahme von dieser Regel vorzuliegen scheint, ergibt sich bei näherem Zusehen fast immer eine Erklärung. So könnte es zunächst überraschen, daß Alxinger im Jahre 1792 für Bürger[1]) einzutreten gedachte, der ihn mit Gunstbeweisen doch sicherlich nicht verwöhnt[2]) hatte; erfährt man aber, daß kurz zuvor ein Schüler und Verehrer Bürgers, Friedrich August Müller[3]), bei einem Besuche seiner Vaterstadt Wien auch zu Alxinger in nahe Beziehungen getreten war, so wird dessen löbliche Absicht schon eher verständlich. Nur selten gelang es dem leicht erregbaren, ehrgeizigen Dichter, bei seinen Urteilen alles Nebensächliche und Unbedeutende ganz aus dem Spiele zu lassen, so aufrichtig sein Streben nach Unbefangenheit und Unparteilichkeit auch zu allen Zeiten gewesen sein mag[4]).

Von den Fähigkeiten des jungen F. A. Müller muß Alxinger übrigens einen äußerst günstigen Eindruck gewonnen haben, denn in ihm, dem Verfasser des „Alfonso", und Schlegel, dem Freunde Bürgers, sah er damals die einzigen, die zu großen Hoffnungen berechtigten, indes im übrigen der erwartete „zahlreiche Nachwuchs" an Poeten sich nirgends einstellen wollte[5]). Wie Uz[6]) und mancher andere hegte darum auch er die schwersten Befürchtungen für die Zukunft; das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst schien ihm zu jener Zeit sein Ende zu erreichen. Bei Alxingers ganzem Wesen, bei all seinen Anschauungen kann eine solche Kurzsichtigkeit kaum Befremden erregen. Einem Manne, der sich nimmermehr entschließen wollte, die neuen philosophischen Systeme zu studieren, der nicht ohne Mißbehagen mitansehen konnte, wie Kant erbarmungslos „die Tempel einstürzte, die Leibniz, Wolf und Mendelsohn sich für die Unsterblichkeit erbauet" zu haben schienen[7]) — dem war es auch

---

[1]) Vgl. Schütz, II, S. 6, und Strodtmann a. a. O., IV, S. 129. [2]) Vgl. Alxinger an Goeckingk, Sept. 1785 (AFG.); vgl. ferner: Strodtmann, IV, S. 32; Janentzky, „G. A. Bürgers Ästhetik", Berlin 1909, S. 221; „Zur Erinnerung an Meyer", II, S. 5. [3]) Vgl. Wurzbach 19, S. 351. [4]) Vgl. Wilhelm S. 88. [5]) Vgl. Keil S. 56. [6]) Vgl. Uzens „Poetische Werke", Wien 1804, S. XCIX f.; Wilhelm S. 9. [7]) Vgl. Keil S. 55.

nicht gegeben, auf dem Felde seiner eigensten Tätigkeit das Große und Bedeutende klar und vorurteilsfrei zu erkennen und zu würdigen.

Alles Neue erregte zunächst sein Mißtrauen; und doch konnte es während der nächsten Jahre auch im fernen Wien nicht ganz verborgen bleiben, daß in Weimar und Jena sich neues Leben regte und daß, wenn irgendwo, so dort sich große Dinge vorbereiteten. Auf den Einfluß Schreyvogels ist es vielleicht zurückzuführen, daß Alxinger jetzt noch einmal Fühlung mit den führenden Kreisen zu gewinnen suchte. Im März 1796 schickte er durch den jüngeren Freund eine Nachahmung der ersten Satire Juvenals an Schiller und fügte ihr ein ehrerbietiges Begleitschreiben mit der Bitte um freundschaftliche Zuneigung bei[1]). Schiller veröffentlichte zwar das Gedicht im Maistücke der „Horen", auf den Brief aber hat er gar nicht oder zum mindesten nicht nach Alxingers Wunsch geantwortet. Nur so lassen sich die erbitterten Urteile über Schiller im Mai 1796[2]) einigermaßen erklären. Schon vor mehreren Jahren, als die Virgilübersetzung in der „Thalia" sein Mißfallen erregte, hatte Alxinger sich nicht im günstigsten Sinne über Schiller ausgesprochen[3]); damals aber hatte er mit Gründen und mit weiser Mäßigung getadelt, jetzt dagegen sprach eine parteiische Gehässigkeit aus seinen Worten. Die „Horen", für die er eben noch einen Beitrag gespendet hatte, erschienen ihm nun als eine höchst mittelmäßige Zeitschrift, und für die philosophischen Gedichte Schillers war ihm kein Hohn und Spott zu bitter. Fast möchte man an einen Grimm über die ästhetischen Aufsätze in den „Horen" denken, da auch die neuen Ausfälle gegen J. H. Voß[4]) in gleichem Maße heftiger wurden.

Nach diesem einleitenden Geplänkel war Alxingers Stellung in den literarischen Fehden der nächsten Monate von vornherein gegeben; es lag zudem in der Natur der Sache, daß auch er auf der Gegenseite anzutreffen war, als zu Ende des Jahres „die beiden Dioskuren" den gewaltigen, vernichtenden Streich gegen die Mittelmäßigkeit führten; einige Xenien zielten ja überdies geradezu auf seine Person. Er schrieb am 14. Dezember 1796 an Göschen[5]): „Schiller und Göthe haben wenig Ehre mit ihrem Almanach und ihren Xenien eingelegt. Ich hatte geglaubt, daß wenigstens Göthe ge-

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben v. Vollmer, 1876, S. 164. [2]) Vgl. Wilhelm S. 87. [3]) Vgl. Keil S. 56. [4]) Vgl. dazu Keil S. 57 und Wilhelm S. 90. [5]) Vgl. Catalog 97 des Antiquariats Friedrich Cohen in Bonn, 1900, S. 1.

scheider seyn würde. Es ist ein wahres Purschenstückchen . .", und bald danach an Böttiger[1]):

> Ich muß gestehen, daß mich die Xenien, die so zerfleischend für Einzelne und so entehrend für den ganzen gelehrten Stand sind, äußerst aufgebracht und betrübt haben. Wenn wir uns unter einander Ochs und Esel heißen, welche Achtung können wir von andern fordern? Dürfen wir uns beschweren, wenn wir als wahrer Pöbel mit der Verachtung aller gebildeten Stände gestraft werden?

Wohl infolge des größeren Anteils, den seine Korrespondenten an Goethe nahmen, trat auch in Alxingers Briefen, soweit sie die Xenien behandelten, Goethe durchaus in den Vordergrund, nur daß sich Alxinger nicht minder als in den Urteilen über Schiller auch hier von blinder Erregung befangen zeigte. Hatten noch kurz zuvor die Römischen Elegien seinen vollen Beifall gefunden, so ärgerte ihn jetzt die „geckenhafte Prahlerey von ewiger Jugend", verletzte ihn das „Ärgerliche und Anstößige" in den Elegien und Epigrammen, mißfiel ihm „die läppische Freude über die vermeintliche Nichtexistenz des Homer". Und so schrieb er an Göschen, der ihm von der neuen Epopöe „Hermann und Dorothea" die erste Nachricht gegeben hatte, am 14. Februar 1797 als Antwort[2]):

> Für die Mittheilung des Prologs danke ich Ihnen im Verhältniß des Vergnügens das Sie mir machen wollten; Ich finde diesen Prolog etwas prahlerisch und mittelmäßig. Ebenso finde ich die Idee der sogenannten Volksepopee. Erst schimpft er, daß wir unsere Sitten und unsere Manier zu leben immer auf das Theater bringen, und nicht große und erhebende Gegenstände (S. die feinen Xenien) und nun geht er hin und schildert sie gar in einer Epopee! Es mag seyn, daß manches Gute in dieser Epopee stehet, im Ganzen ist aber euer Götzlein Goethe ein ausgebrannter Vesuv. Er hat noch Feinheit Bemerkungen Scharfsinn Witz, aber nicht mehr das heilige Feuer das einen Werther, Götz, Clavigo, Egmont hervorbrachte. Das ist ausgegangen, was auch er selbst, nicht auf Eingebung der Muse, sondern des schmeichelnden Schiller, von „ewiger Jugend" prahlt. Der beständige Weihrauchduft worin diese Leute leben, benebelt sie. Daher die Meinung alles was aus ihren Federn komme sey zur Ewigkeit sogleich qualeficirt. Daher die Verachtung anderer, daher die Impertinenzen wie „Götter Helden Wieland" und jüngst die Xenien, worüber ehrliche Leute ausspeyen! Daher endlich die Vernachlässigung ihres eigenen Talentes. In den 8 Theilen, die Goethe bei Ihnen herausgegeben, sind außer den oben angeführten Meisterstücken noch Stella Iphigenia und Tasso vortrefflich. Das übrige aber, fast drey Bände, theils sehr mittelmäßig, theils schlecht ..... Wie froh bin ich, daß ich aus der schmutzigen Bahn der Litteratur wegkomme!

---

[1]) Vgl. Wilhelm S. 93. [2]) Holtei: Dreihundert Briefe ... 1872, I, S. 4 f.

Noch manche andere Stelle in Alxingers Briefen an naheſtehende oder gleichgeſinnte Freunde zeigt mit ihrer engherzigen Beſchränktheit und ihrer maßloſen Erbitterung die ohnmächtige Wut des gereizten Schwachen; niemals aber ſollte man dabei vergeſſen, daß Alxinger bereits dem Tode verfallen war, als er in düſterer Stimmung mit fiebernder Hand dieſe liebloſen Zeilen niederſchrieb.

Mit größerem Recht durfte er von einem Verfall der deutſchen Literatur ſprechen, wenn er den Blick auf ſein engeres Vaterland richtete; denn von den Wiener Dichtern, welche ſich während der achtziger Jahre mit vielverſprechenden Jugendleiſtungen hervorgetan hatten, waren die meiſten inzwiſchen faſt völlig verſtummt, einige andere mißbrauchten ihre Gaben und konnten mit den ſpäteren Erzeugniſſen ihrer Muſe nur wenig Ehre einlegen. Schon ſeit einer Reihe von Jahren war kein Werk von Bedeutung aus dieſem Kreiſe mehr hervorgegangen, man müßte denn dem „Melchior Striegel“ [1]) eine Ausnahmeſtellung einräumen wollen. Daß mit dem Zuſammenbruch der Joſephiniſchen Reformen den jungen Dichtern auch die eigentliche Grundlage ihres Schaffens entzogen war, zeigte, wie einſeitig und engbegrenzt im letzten Grunde ihre Begabung geweſen war — einſichtige Beurteiler hatten das auch ſchon längſt erkannt [2]). Die Hauptſchuld an dem völligen Niedergang aller Schriftſtellerei trug ſchließlich aber doch die ganz außergewöhnliche Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe.

Schon bald nach Joſephs Tode hatten ſich die erſten Klagen über den „preſthaften Zuſtand der Wiener Aufklärung“ erhoben, um in dem Maße von Jahr zu Jahr an Zahl und Heftigkeit zuzunehmen, als die Zenſur geiſtloſer und unbarmherziger gehandhabt wurde. Nur wenig Bücher wurden überhaupt noch zum Drucke zugelaſſen, und auch von auswärts konnte kein rechter Erſatz kommen; denn das Bücherverbot beſchränkte ſich nicht mehr auf rein politiſche Dinge — da wagte ohnehin niemand auch nur den geringſten Anſtoß zu erregen —, ſondern man erſchwerte den fremden Büchern durchweg den Eingang ins Land, obſchon ein triftiger Grund zu ſolchem Vorgehen nur ſelten erſichtlich war; mit den „ſchönen Wiſſenſchaften“ wurde noch am glimpflichſten verfahren [3]),

---

[1]) Ratſchky: „Melchior Striegel. Ein heroiſch-epiſches Gedicht.“ (1793 bis 1795.) Leipzig. [2]) Vgl. „Aus Baggeſens Briefwechſel“, I, S. 303 f., 307.
[3]) Vgl. J. Goldfriedrich, Geſchichte des deutſchen Buchhandels, III, S. 388 f.

sonst aber war man eben damals eifrig bemüht, jede geistige Regung im Keim zu ersticken.

An Elisa von der Recke schrieb Alxinger im Juni 1796 aus Wien[1]):

> Der Aufklärungsthermometer stehet hier leider auf dem Gefrierpuncte. Um ja kein Jacobinergift einschleichen zu lassen, verbiethet man alle Bücher, sogar Wielands Attisches Museum. Fast muß man sich schämen ein Wiener zu seyn. Wenn doch die Großen aus der Geschichte aller Zeiten endlich lernen wollten, daß Dummheit und Pfafferey die Thronen eher umstürzen als befestigen! Genug von dieser Materie. Mir blutet immer das Herz wenn ich davon rede und immer rede ich davon ...

und an Nicolai[2]) schrieb er um dieselbe Zeit:

> Ich habe mir nach vielen innern Kämpfen endlich vorgenommen nicht mehr Österreicher sondern bloß Deutscher zu seyn. Wie soll auch ein Gelehrter bey dieser förmlichen Fehde wider die Wissenschaften noch an seinem Lande hängen. Es hält ihn ja für einen Feind, für einen Jacobiner. Das zwar wird der rechtschaffene Mann nie werden, er wird aber doch die chara patria als eine undankbare Geliebte betrachten, der man sich wenigstens nicht aufdringen muß. Die Alles verderbende Censur beherrscht mit bleyernem Scepter auch unser Theater. Es ist nichts mehr daran zu retten oder gut zu machen.

Es mag ferner eine der schmerzlichsten Enttäuschungen für Alxinger gewesen sein, daß sein ältester und vertrautester Freund, Lorenz Leopold Haschka, in dieser politisch so unerfreulichen Zeit eine wenig rühmliche Rolle spielte, daß er die zahlreichen Wohltaten mit Undank lohnte und sich offen zu Alxingers Gegnern hielt[3]); und doch scheint ihr freundschaftlicher Bund, der ja schon früher manche Probe hatte aushalten müssen, auch diese härteste Prüfung überdauert zu haben[4]). Mißmutig stimmte den Dichter auch das jahrelange, vergebliche Warten auf seine Bestätigung im Amte. Im August 1794 hatte er die Stelle eines Theatersekretärs übernommen, und im Dezember 1796 noch konnte er an Wieland[5]) voller Unmut schreiben: „Daß ... der Hof mir bis auf diesen Augenblick noch kein Decret hat ausstellen wollen, das kann mir nicht gleichgiltig seyn. Einem Privatmanne[6]) kann und will ich in der Folge nicht dienen. Auch selbst dem Hofe werde ich mich nicht aufdringen." So kam viel Mißliches zusammen, um dem einst so lebensfrohen Dichter die letzten Jahre seines Lebens zu verbittern; gleichwohl blieb er auch jetzt noch ein Freund heiterer Geselligkeit und weilte

---

[1]) Der Brief befindet sich im Besitz des Herrn Dr. Georg Hirzel in Leipzig. [2]) Vgl. Wilhelm S. 88. [3]) Alxinger an Goeckingk am 9. Aug. 1793 u. am 29. Jan. 1794. [4]) Vgl. Jb.Grillp.Ges., XVII, S. 55 ff., und Goedeke, Grundriß, § 298 A. 6. 11. [5]) Vgl. Wilhelm S. 92. [6]) Peter von Braun.

ebenso gern im engen Kreise trauter Freunde als in den glanzvollen Gesellschaften der reichen und vornehmen Häuser Wiens[1]). Da sein Einkommen für einen „Quasihageſtolzen" recht beträchtlich war[2]), brauchte er sich „keinen Genuß der Freude zu versagen, wozu ihm die Natur einen starken Körper und einen frohen Geist" gegeben hatte, „der bei etwas mehr Mäßigung ein Jahrhundert hätte ausdauern können". In Göschens Vorwort zum neuen „Doolin"[3]) heißt es:

> Er genoß, im eigentlichsten Verstande, das Leben in einer seit zwanzig Jahren ununterbrochenen Gesundheit, bis zum Monat Dezember 1796. Von da bis zum Februar 1797 hielt er drey heftige Krankheiten aus, ohne daß sein Geist dadurch erschüttert und seine Thätigkeit für das Publikum und seine Freunde dadurch unterbrochen wurden.

Nur war er jetzt oftmals lange Zeit ans Haus gefesselt und litt darunter außerordentlich, obwohl seine Freunde durch häufige Besuche sein Los erträglicher zu gestalten suchten. In den vielen Stunden der Einsamkeit und Muße vertiefte er sich in die Schriften der Alten, die ihm den besten Trost „über das Unwesen unsrer Litteratur" zu spenden vermochten. „Wie wohl thut es einem auf alle unsere Saft- und Kraftmänner die Weisen Griechenlands zur Hand zu nehmen", schrieb er damals an Wieland[4]), „Ich habe eben wieder den ganzen Sophocles gelesen . ."

Ein günstiges Geschick gönnte ihm in diesen trüben letzten Wochen noch einige freundliche Lichtblicke. Schon im Jahre 1796 hatte er sich eines kaiserlichen Huldbeweises für seine patriotischen Gesänge erfreuen können[5]), jetzt im Januar 1797 erhielt er auch endlich die heißersehnte Bestätigung[6]) vom Hofe und war seitdem des Dankes voll gegen den Kaiser und seine übrigen Wohltäter. Als bald danach „seine Cantate auf die Rückkehr des Erzherzogs Carl im Nationaltheater nächst der Burg unter großem Beifall abgesungen wurde", war des kranken Dichters Name noch einmal in aller Mund[7]). Auch ließ kurze Zeit darauf eine merkliche Besserung

---

[1]) Vgl. Schütz, II, S. 4. Neuer Teutscher Merkur 1798, Juni, S. 137. Vgl. Gerning: Reise durch Oesterreich und Italien. 1802. I, S. 42. [2]) Vgl. „Nationalzeitung der Teutschen" 1797. S. 574. [3]) S. IX. [4]) Vgl. Wilhelm S. 89 f.; auch Neuer Teutscher Merkur 1797, VI. [5]) Vgl. Neuer Teutscher Merkur 1796, XII, S. 402; Neue allgemeine deutsche Bibliothek (1797), 29; Intelligenzblatt Nr. 2, S. 10; auch Journal d. L. u. d. M. 1797, I, 29. [6]) Vgl. „Doolin", 1797, S. X f.; Neuer Teutscher Merkur 1797, III, 287; Neue allgemeine deutsche Bibliothek 1797. 32. Bd.; Intelligenzblatt 29, S. 225. [7]) Vgl. Neuer Teutscher Merkur 1797, IV, S. 391 f.

in seinem körperlichen Befinden neue Hoffnung und neue Pläne für die Zukunft in ihm erwachen, aber das war nur ein letztes, trügerisches Aufleuchten seiner Lebensglut; denn nicht einmal die prächtige zweite Ausgabe seines „Doolin" sollte er mehr sehen. Im April stellte sich ein heftiger Rückfall der Krankheit ein und raffte, wie zuversichtlich der Dichter auch immer noch auf baldige Genesung hoffte, die letzten Kräfte des siechen Körpers dahin; am 1. Mai 1797 starb Alxinger, erst 42 Jahre alt, an den Folgen dieses Nervenfiebers. Sein Tod rief überall aufrichtige Trauer hervor; denn mancher verlor in ihm einen treuen Freund, viele einen edlen Wohltäter. Da er „ab intestato gestorben", erbte „ein weitläuftiger Anverwandter" seine „ganze Habe, die wegen der bekannten Herzensgüte des Erblassers freilich nicht ansehnlich" war [1]).

Zwei Denkmäler [2]) zeugen von der Verehrung, die Alxinger unter seinen Freunden genoß; eines ließ der Bankier Geymüller in seinem Garten zu Pötzleinsdorf errichten [3]), das andere, von Peter von Braun gestiftet und von Alxingers Nachfolger, August von Kotzebue [4]), mit Versen geziert, steht in dem prächtigen Parke von Schönau.

Der Schädel des Dichters ist später der Sammlung des berühmten Dr. Gall, dem er einstmals im Scherze vermacht worden war [5]), eingereiht und in Paris gezeigt worden. Sein Grab ist verschollen [6]).

---

[1]) Vgl. Nationalzeitung der Teutschen 1797, S. 574. [2]) Vgl. Wurzbach 1, S. 23 unten; Probst, Jb.Grillp.Ges., VII, S. 201. [3]) Von Joh. Aman (Wurzbach 1, S. 25). Über die Brüder Geymüller siehe Ö.N.E. 2, S. 367. [4]) Vgl. A.D.B. 16, S. 772. [5]) Vgl. Gerning, Reise durch Oestreich und Italien, I, S. 97, und Neuer Teutscher Merkur 1798, III, S. 344; VI, S. 180. [6]) 4 Bildnisse Alxingers sind mir bekannt geworden:

1. Kupfer nach Stunder (Däne), gestochen von E. Henne in Berlin 1788.
   Vor dem 86. Band der Allgem. Deutschen Bibliothek 1789.
   In Kurz: Geschichte der deutschen Literatur, Bd. III, S. 329, 5. Aufl., 1870.
   Vor dem 57. Band der Deutschen National-Literatur 1890.
   Vgl. dazu Wilhelm S. 32, 34, 44, 56; Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge, S. 467.
2. Kupfer von John (1770—1843, s. Wurzbach 10, S. 235 ff.) a. d. Jahr 1796.
   Vor dem „Doolin von Maynz" 1797.
   Vor dem X. Bd. der „Sämmtl. Werke", 1812.
3. Kupfer von Rahl (Wurzbach 24, S. 244), sc. 1801.
   Vor Abafi, II, 13. Heft.
   In Nagl und Zeidler: Deutsch-Österr. Literaturgesch., II, S. 315.
4. Silhouette Alxingers von Löschenkohl.
   Zeitschrift für Bücherfreunde, Sept. 1906, S. 217: G. Gugitz: „Löschenkohls Silhouettenfabrik".

b) Die prosaischen Schriften.

Alxingers „Prosaische Aufsätze" füllen den zehnten Band der „Sämmtlichen Werke". Aber darin wird nur eine Auslese aus den Beiträgen zur „Österreichischen Monathsschrift" geboten; denn alle politischen und polemischen Artikel haben weichen müssen. Ebenso ist den Schriften „Anti Hoffmann" und „Über Leopold den Zweyten" die Aufnahme versagt worden. Das ergibt nun freilich ein ganz falsches Bild von Alxingers Schaffen auf diesem Gebiete; denn wie die beiden genannten Schriftchen streitbarer und durchaus politischer Natur sind, so hat auch die „Österreichische Monathsschrift" ähnlichen Bestrebungen ihre Entstehung und Bedeutung zu danken. Alle drei richten ihre Spitze gegen die wiederauflebenden Kräfte der Reaktion, welche der eben erst gewonnenen Denk- und Glaubensfreiheit und allem Fortschritt ein schnelles Ende zu bereiten drohten: die erste, indem sie einem der Hauptschädlinge direkt zu Leibe geht, die zweite, indem sie unter anderen Gesichtspunkten und von höherer Warte aus auf die bedenklichsten politischen Erscheinungen hinweist, während die dritte in weitestem Umfang für die Errungenschaften der Josephinischen Zeit eintritt und die gegnerischen Zeitschriften bekämpfen und verdrängen will.

Alxingers erster Schlag traf den Professor Hoffmann und seine „Wiener Zeitschrift"; als eine ausführliche Rezension der ersten vier Hefte dieses Journals stellt sich der „Anti Hoffmann" [1]) dar und zeigt, wie notwendig es sich machte, daß ein mutiger, unabhängiger Mann gegen das Denunziantentum auftrat. Hoffmann hatte im „Prolog" (Wiener Zeitschr., Heft 1, S. 3) die Aufklärer angegriffen und dann sich offen über die Ziele seiner Zeitschrift [2]) erklärt:

> Es ist die höchste Zeit, dieser öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben und diese Tonführer der Nationen verstummen zu machen; oder alle Thronen stehen in Gefahr, endlich unter ihren Trümmern begraben zu werden, und alle Regierungen in Europa fallen durch demokratische Zügellosigkeit in die schrecklichste Anarchie der philosophischen Aufklärung . . . Schriftsteller müssen darum gegen Schriftsteller kämpfen. Die öffentliche Meinung muß auf eine andre Seite hin gestimmt, die

[1]) Rezensionen: Neue allg. deutsche Bibl. Bd. 6, Stück 1, S. 144 ff.; Straßburger Kurier 1792; Neue Leipz. gel. Anzeigen 1792, Bd. 2, S. 376 ff.; s. auch Anti Hoffmann II, S. 46, 49. [2]) Eine Ankündigung findet sich im Journal des Luxus u. d. Moden 1791, S. XXXIV.

Nationen müssen von ihrem wahren Vorteil belehrt, die Volksverführer entlarvt, und die politischen Mordbrenner mit unerschütterlicher Standhaftigkeit vor aller Welt bekämpft werden.

Voll Ironie weist nun Alxinger darauf hin, daß es unartig und verletzend für den Fürsten und sein gutes, rechtschaffenes Volk sei, in Wien ein solches Zetergeschrei zu erheben, wie denn Hoffmann von den Ursachen, die eine Revolution hervorriefen, recht falsche Vorstellungen habe. Leopold werde geliebt und verehrt, daher sei Hoffmanns Vorgehen höchst unangebracht, zum mindesten ungeschickt und viel zu parteiisch. Der nächste Artikel der „Wiener Zeitschrift" (S. 7): „Gränzen einer vernünftigen Preßfreiheit für Oesterreich" hatte Leopolds II. Zensur-Verordnung vom 10. August 1790 gebracht und sie durch eine jesuitische Entstellung und Verdrehung des denkwürdigen Josephinischen Preßgesetzes in besseres Licht zu rücken gesucht; Joseph II. war dabei nicht geschont, dafür aber Leopold um so höher gepriesen worden, zum Schluß war die Beschränkung der Preßfreiheit auf religiösem Gebiete auf einen Schutz des gefährdeten katholischen Glaubens vor dem eindringenden Protestantismus und auf den Schutz der armen, ehrwürdigen Priester hinausgespielt. Wie sehr Alxinger über solch einen Artikel des einstigen Aufklärers Hoffmann empört war, das geht aus der scharfen, außerordentlich gewandten und überzeugungstreuen Antwort hervor, die mit aller Klarheit den Unterschied zwischen Kritik und Schmähung dartut — ohne übrigens selbst stets diesseits der Grenze zu bleiben —, die kriechende Schmeichelei Hoffmanns an den Pranger stellt, Friedrich den Großen in Schutz nimmt und sehr offene Worte über menschliches Irren, auch der Regierungen, nicht scheut. Schließlich wünscht Alxinger die Berechtigung, albernen Geistlichen zu widersprechen, gerade von Hoffmann[1]) nicht angezweifelt zu sehen. Die folgenden Artikel enthalten das Lob des Kaisers und sind nur kurz. Um so ausführlicher werden die Angriffe Hoffmanns auf den „Educationrath" und Buchhändler Joachim Heinrich Campe in Braunschweig behandelt. In der „Wiener Zeitschrift" (S. 54) hatte Hoffmann seiner Empörung Ausdruck gegeben, daß ein solches revolutionäres Buch wie die „Briefe aus Paris" in Deutschland überhaupt gedruckt werden dürfte und konnte sich des weiteren nicht genug tun in maßlosen Schmähungen und Anklagen gegen den Verfasser. „Was

[1]) Hoffmann hatte früher die „Predigerkritiken" herausgegeben.

könnten Sie mehr thun, wenn Campe die Fahne der Revolution aufgesteckt und Dolche zum Fürstenmorde geschliffen hätte?" entgegnet ihm darauf Alxinger (A. H. I, S. 44) und verweist auf Girtanners viel ruhigere Behandlung dieser Schrift[1]). Ohne selbst mit Campes Buch einverstanden zu sein, glaubt Alxinger doch, den sonst so verdienten Schriftsteller gegen Hoffmann, „den Niemand, den gar Niemand im Reiche der Wissenschaften", in Schutz nehmen zu müssen. Darum druckt er die Vorrede Campes, die das ganze Produkt erst in die richtige Beleuchtung setzt, ab und wird sehr ausfällig gegen Hoffmann, der diese Vorrede als Maske bezeichnet hatte:

> Künftig soll die hämische Geläufigkeit, nur die schlechteste Seite von einer Sache zu sehen und darzustellen, verbunden mit der schamlosesten Bosheit, verdienstvolle Männer wie Buben herabzumachen, mit einem einzigen Worte Hoffmannismus heißen (A. H. I, S. 42).

Am heftigsten wird aber Alxingers Widerspruchsgeist durch die Forderung, daß solche Schriften nicht zum Druck gelangen dürften, erregt. Er tritt diesem Verlangen schroff entgegen und führt zum Beweise, wie gerade die größten und mächtigsten Herrscher keineswegs die freie Meinungsäußerung unterdrückt haben, zwei umfangreiche Stellen aus Tacitus (Ann. IV, 34) und Seneca (Controv. V) an.

Nachdem er dann noch zu einigen von Hoffmanns „Aufklärung-Sottisen" Stellung genommen hat, wendet er sich sogleich dem zweiten Hefte der „Wiener Zeitschrift" zu. Dort (S. 160) hatte Hoffmann „leicht zu täuschende Menschen" vor einer Neugründung der Thaler-Union durch Bahrdt und Knigge[2]) gewarnt und sich auch dabei ein Gütchen im Verdächtigen geheimer Gesellschaften getan. Alxinger erklärt sich ebenfalls grundsätzlich gegen alle Gesellschaften und Orden, deren Zwecke und Absichten dem Staate nicht bekannt seien, hält es aber für durchaus verwerflich, die Beteiligten nach später erst erlassenen Gesetzen zu bestrafen. Unter den Illuminaten seien viel Unschuldige und Irrende gewesen; es wäre ein Vergehen an der Menschheit, wenn Hoffmann seine Drohungen wahrmachen und durch Veröffentlichung der Mitgliederliste[3]) diese alle samt ihren Familien ins Unglück stürzen wollte. In ihrem nächsten Aufsatz „Über Revolution, Aufklärung und Volksglück" hatte die „Wiener Zeitschrift"

---

[1]) Vgl. Girtanner, Histor. Nachrichten u. polit. Betrachtungen über die französ. Revolution I, S. 4; vgl. ADB. 3, S. 733 und 9, S. 189. [2]) Vgl. ADB. 1, S. 772 und 16, S. 288. [3]) Vgl. z. B. „Wiener Zeitschr.", Heft 1, S. 100 ff.

(Heft 2, S. 194), wie Alxinger es in wenige, treffende Worte zusammenfaßt, den Rat gegeben, „das Volk in einer ewigen Dummheit zu erhalten" mit Hinweis auf die schlimmen Erfahrungen, die Frankreich mit seiner Volksaufklärung gemacht hätte. Alxinger weist nun im „Anti Hoffmann" nach, daß der Verfasser sich in diesem Aufsatze mehrfach in Widersprüche mit seinen sonstigen Anschauungen verwickelt hat, und bringt eine große Anzahl von Zitaten aus der antiken Literatur, welche Hoffmanns Ausspruch, daß „üppige Völker nicht feig zu sein" brauchten, widerlegen sollen. Auch deckt er Hoffmanns Unkenntnis in der Geschichte auf und dämpft sein lautes Geschrei über den Luxus des reichen Adels. In den „Jauchzer[1]), daß die Berliner-Bibliothek außer Lande muß gedruckt werden", kann Alxinger nicht miteinstimmen und weiß sich darin mit „allen gut Gesinnten" einig.

Nachdem er noch einige andere Punkte berührt hat, die ihm mißfallen haben — die Art, wie Hoffmann die Worte „Aufklärung" und „Philosophie" verwendet, die Bloßstellung eines vom Amte suspendierten Rates —, legt er heftigen Widerspruch gegen einen Aufsatz[2]) ein, welcher der „Wiener Zeitschrift" nicht zur Zierde und auch nicht zum Segen[3]) gereichte und „den Unwillen des ganzen Publicums" erregt hatte. Die „Fragmente für die künftigen Biographen des Herrn Hofraths von Sonnenfels vom Professor Watteroth" — seinem Schüler und Nachfolger[4]) — enthielten nämlich die niedrigsten Angriffe gegen den verdienstvollen Gelehrten, dessen Stern freilich damals schon im Erbleichen war. Alxinger tritt in seiner Entgegnung um so lieber für Sonnenfels ein, als er damit jene alte Sünde wieder gutmachen kann, die er vor Jahren an ihm und dem jetzt mehrfach lobend erwähnten Herrn von Retzer begangen hat[5]). „Nach Watteroths Schmähschrift erblickt er mit Schmerzen — sein eigenes Gedicht"[6]): Viele und edle Menschen hätten ihm Vorwürfe über die Wahl dieser Zeitschrift gemacht mit der Begründung, „der Nahme Alxinger müsse in keinem Journale erscheinen, das zur Schande Wiens und der Aufklärung geschrieben" sei; er hoffe aber,

---

[1]) Vgl. „Wiener Zeitschr.", Heft 2, S. 219 ff. [2]) Vgl. „Wiener Zeitschr.", Heft 2, S. 256. [3]) Vgl. „Wiener Zeitschr." 1793, Heft 6, S. 422, 434. [4]) Vgl. Wurzb. 53, 152 f. [5]) Dabei ist an das 1785 verfaßte Spottgedicht „Die Musen auf dem Salzgrieß" gedacht. [6]) „An den Kaiser. Über seine Erklärung an Frankreich." („Wiener Zeitschr.", Heft 2, S. 271.)

sich durch sein jetziges Verhalten von jeglichem Makel befreit zu haben. Sodann werden Herrn Hoffmann, dem Professor der Eloquenz, eine Menge Sprachschnitzer, Schreibfehler und stilistische Mängel nachgewiesen und der fleißige Gebrauch der Werke Adelungs empfohlen. „Ersparen Sie künftig der Wienerischen Universität den Vorwurf, daß einer ihrer Professoren, und, wohlgemerkt! ein Professor der Eloquenz, nicht so viel Deutsch kann, als ein Normalschüler können sollte."

Und nun zum Schluß kommt die Stelle, derenthalben Alxinger viel zu dulden gehabt hat, weil alle Rezensenten daran Anstoß nahmen. Um die Berechtigung für sein Auftreten gegen Hoffmann zu erweisen und um sich gegen alle Angriffe im voraus zu wappnen, spricht er nämlich am Ende des Büchleins von seinen eigenen „litterarischen Verdiensten", die ihm „das Lob, die Freundschaft und die Hochachtung der besten Köpfe Deutschlands" eingetragen haben. Er erwarte von Hoffmann Übles, fügt er hinzu, halte es aber für die „Pflicht des Patrioten, des Menschenfreundes, des Schriftstellers", jetzt und in Zukunft öffentlich gegen ihn aufzutreten.

Wirklich erschien auch bald danach ein zweites Stück, welches sich gegen das dritte und vierte Heft der „Wiener Zeitschrift" richtete. Da aber inzwischen durch Leopolds II. Tod sich vieles geändert hatte, wünschte Alxinger seinen Streit mit Hoffmann recht bald beendet zu sehen; das geht aus allem hervor. In dieser Fortsetzung wird zunächst dem neuen Herrscher eine Huldigung dargebracht und dann die Veröffentlichung von zwei huldreichen, an Hoffmann gerichteten Schreiben Friedrich Wilhelms II. im dritten Heft der „Wiener Zeitschrift" einer Besprechung unterzogen. Ihr folgt die Rezension eines Gedichtes „An Leopold II.", und sodann wendet sich Alxinger sogleich zu Hoffmanns denkwürdigem, noch unter Leopold geschriebenen Aufsatz[1]: „Über Entstehung und mögliche Schädlichkeit geheimer Orden und Factionen." Darin hatte Hoffmann die Freundschaft als die Mutter der geheimen Gesellschaften hingestellt und als eine gar züchtige und ehrbare Tochter des Eigennutzes zu bezeichnen gewagt. Gegen diese törichte Behauptung erhebt nun Alxinger beredten Widerspruch und führt zum Beweis für seine Worte eine erdrückende Menge von Beispielen und Zitaten aus der Antike an. Noch einmal erkennt er ausdrücklich an, daß die geheimen Gesellschaften

[1]) Vgl. „Wiener Zeitschrift", Heft 3, S. 322.

nicht in allen Stücken einwandfrei seien, aber Hoffmanns Vorwürfe schössen über jegliches Ziel:

> Herr Hoffmann, zu dessen Grundsätzen es zu gehören scheint, Alles von der gehässigsten Seite zu zeigen, und wo er nicht beschuldigen kann, wenigstens Argwohn und Verdacht zu erregen, Herr Hoffmann, siehet noch weiter, er siehet die Möglichkeit, daß geheime Orden eine Staatsverrätherey nicht bloß begünstigen und verhehlen, sondern planmäßig betreiben. Ich sehe diese Möglichkeit nicht. (A. H. II, S. 30.)

Und weil der Gegner sich darauf berufen hat, daß „solche Bemerkungen keine Erfindungen seiner Laune" seien, daß er sie vielmehr „absichtlich aus dem Munde der Getrennten mehrerer Länder habe auffammeln lassen", ruft ihm Alxinger zu:

> Schämen Sie sich nicht, Herr Professor, sich der Welt als einen Oberspion darzustellen? Wenn Sie sehen, daß eine ganze Gesellschaft so niederträchtige Absichten hat, und auf so verderbliche Endzwecke hinaus arbeitet, so ist es Ihre Pflicht sie dem Staate anzuzeigen. Aber in den Tag hinein schwatzen und den Verdacht der Staatsverrätherey auf die geheimen Orden überhaupt, folglich auch auf alle insbesondere, ja sogar auf einzelne Mitglieder wälzen, das ist mehr als unedel! (A. H. II, S. 34.)

Sodann kommt Alxinger auf die lächerliche Nachricht Hoffmanns von einer Verschwörung gegen die „Wiener Zeitschrift" und auf den „abscheulichen Aufsatz" über Doktor Bahrdt zu sprechen, erwähnt ferner Watteroths Rechtfertigungsversuch und wendet sich gegen die Angriffe des „Mercurio Italiano". Einen Schmäh- und Drohbrief, der wohl von Hoffmann selbst an ihn gerichtet ist, veröffentlicht er im Wortlaut und reiht daran die umfangreiche „Erklärung der drei Prager Freimäurerlogen an das Publikum". Wer Hoffmanns Gegenerklärung[1]) auf dies offenherzige, rein sachlich gehaltene Schriftstück liest, der wird sich des Abscheus gegen diesen niedrigen, schamlosen Denunzianten schwerlich erwehren können.

Bei der Besprechung des vierten Heftes der „Wiener Zeitschrift" übergeht Alxinger alle übrigen Aufsätze und schenkt nur dem letzten[2]), den „Erklärungen des Herausgebers", Beachtung, liefert dafür aber auch als Entgegnung einen Aufsatz, der ihm nach jeder Seite hin Ehre macht. Witz und Schlagfertigkeit, ein anerkennenswerter Mut und eine biedere Rechtlichkeit sprechen aus seinen Worten. Noch einmal werden dem Gegner Hoffmann, der sich nachträglich gern als

[1]) Vgl. „Wiener Zeitschrift", Heft 5. [2]) Vgl. „Wiener Zeitschrift", Heft 4, S. 109—136.

völlig unschuldig und harmlos hingestellt hätte, all seine Schandtaten vorgehalten; zugleich wird ihm der Weg zu weiteren albernen Ausflüchten verlegt und die Forderung gestellt, statt der unaufhörlichen Verdächtigungen endlich bestimmte Angaben zu machen:

> Überhaupt ist nichts abscheulicher und niederträchtiger, als überall und bey jeder Gelegenheit Argwohn und Verdacht erwecken. Wenn Sie wissen, daß böse Anlagen gegen den Staat und die Regierung auf der Bahn sind, so ist es als Freymaurer Ihre Pflicht, den Regenten mittelbar oder unmittelbar davon zu benachrichtigen. Wenn es aber nur leere Vermuthungen und lächerliche Einbildungen sind; so bleiben Sie hübsch damit zu Hause. Das Publicum braucht es in keinem Falle zu wissen; oder wenn Sie es ja sagen wollen, so müssen Sie es auch gründlich beweisen können. Darum auf! Reden Sie! Wer sind denn die Niederträchtigen, die das „Revolutionsübel nach Österreich hereinpflanzen wollen"? ... Ich kenne diese Ungeheuer nicht, ... bey Gott! ich kenne sie nicht. (A. H. II, S. 91.)

Alxinger „schließt mit der Bitte, ihm nicht noch ein Stück abzunötigen."

Zeigt der „Anti Hoffmann", mit welchem Mut und Geschick der Dichter den Hauptübeltäter bekämpfte, so offenbart der Aufsatz [1]) „Über Leopold II." seine Meinung von dem Regenten, der das Treiben solcher Leute in seinem Staate geduldet, ja begünstigt hatte. Damit freilich ist der Inhalt des Aufsatzes bei weitem nicht erschöpft; denn Alxinger hat sich daneben auch bemüht, den edlen Eigenschaften und den mannigfachen Erfolgen des verstorbenen Monarchen in vollem Maße gerecht zu werden. Besonders die langjährige Regierung in Toskana und die vorbildliche Gesetzgebung für dies italienische Territorium, die den Herrscher als einen gelehrigen Schüler Montesquieus und Filangieris erkennen lassen, erhalten uneingeschränktes Lob. Nur dadurch, daß Leopold die Machtansprüche der Kurie und den Unfug des Klosterwesens nicht immer erfolgreich einzuschränken vermocht habe, falle ein trüber Schatten auf dies erfreuliche Bild; doch sei die Schuld daran nicht in den Absichten und Maßnahmen des Herrschers zu suchen, sondern in dem zähen Widerstand, der stets von Rom aus geleistet werde. „Nie zurück, und bey jeder Gelegenheit vorwärts gehen, war immer die große Regel der Päpste; Stille stehen bisher der höchste Grad ihrer Nachgiebigkeit und Mäßigung."

---

[1]) In der Deutschen Monatsschrift, Juli 1792; rezensiert in den Neuen Leipz. gel. Anz. 1792, S. 510. Der Aufsatz erschien auch als Sonderdruck.

Diese unbedingte Zustimmung weicht einer kritischeren Betrachtungsweise, sobald Alxinger über Leopolds Kaiserzeit zu berichten beginnt. Zunächst wird auch hier mit Lob und Anerkennung nicht gekargt: Die Arbeitsfreudigkeit, die Gerechtigkeitsliebe und die Leutseligkeit des Monarchen, seine Liebe zu den Wissenschaften und zur Musik, sein glückliches Familienleben finden rühmliche Erwähnung; ebenso werden die mannigfachen trefflichen Verordnungen nach Gebühr gewürdigt: vor allen sind Leopolds Bemühungen für eine Reform der Gesetzgebung und des Schulwesens, die Aufhebung allzu grausamer oder entehrender Strafen und die Förderung des inländischen Handels in der anerkennendsten Weise besprochen. Um so weniger zeigt sich Alxinger aber mit der Mehrzahl der Anordnungen einverstanden, die ein Aufgeben der Josephinischen Neuerungen bedeuteten, wie denn überhaupt Leopolds eigenartiges Verhalten gegen den älteren Bruder zwar in einigen Fällen erklärt und entschuldigt, sonst aber mit erstaunlicher Offenheit verurteilt wird. Über die allgemein bekannten Wirkungen des Reichenbacher Vertrages, über Leopolds unentschiedene Stellung zu den Parteien in Frankreich und über sein Vorgehen in den Niederlanden braucht Alxinger nicht viel Worte zu verlieren; er bedauert nur, daß man dem Kaiser mit Recht Mangel an Entschlossenheit und Stärke in diesen Fragen vorwerfen könne. Vollends in Harnisch gerät der liberal gesinnte Dichter aber, sooft er auf den Argwohn des Kaisers gegen alle die zu sprechen kommt, welche jemals als Jakobiner oder Illuminaten bezeichnet worden waren. Alxingers Empörung über die entehrenden Nachstellungen und Verdächtigungen und über die Wahl der Literaten, deren der Herrscher sich in diesen Dingen bediente, läßt ihn kräftige Worte gegen die Unwürdigkeit und die verderblichen Folgen eines derartigen Spionier-systems finden. Mit der Übersetzung eines französischen Gedichtes, das Leopolds Verhalten mit scharfen Worten geißelt, schließt denn auch der Aufsatz ab.

Die „Österreichische Monathsschrift" ist im Vergleich zum „Anti Hoffmann" und zu der Biographie Leopolds II. als ein großer Fortschritt zu bezeichnen; denn sie bleibt nicht wie jene bei einer bloßen Kritik stehen, sie bedeutet vielmehr den löblichen Versuch Alxingers, durch ein liberales österreichisches Journal die reaktionären Gegner aus dem Felde zu stechen. Die Monatsschrift sollte „der Sammel- und geistige Mittelpunkt der patriotischen, loyalen Opposition gegen

das herrschende System" werden[1]). An Leuten, welche ähnliche Gesinnung hegten, war damals in Österreich wahrlich kein Mangel; wenn aber Alxinger auf kräftige Unterstützung gehofft hatte, so sah er sich darin bald getäuscht. Auf eine große Abonnentenschar war der wohlhabende Mann freilich auch nicht unbedingt angewiesen; bedenklicher war der Umstand, daß die rechten Mitarbeiter fehlten. Offenbar hat Alxinger, ganz abgesehen von den Kosten, keinen Aufwand an Zeit und Mühe gescheut, um das Unternehmen lebenskräftig zu gestalten, und wirklich ist die Zeitschrift — zumal im Anfang — geschickt redigiert und außerordentlich vielseitig. Daß der Inhalt politisch, moralisch und dramaturgisch sein sollte, hatte schon in der Ankündigung gestanden[2]); ein jedes Monatsheftchen brachte dementsprechend neben kleinen Gedichten einen oder mehrere prosaische Aufsätze, die sich zumeist mit den Vorgängen in Frankreich beschäftigten und entschieden gegen die „Sansculotten" Stellung nahmen; häufig wurden auch dramaturgische Fragen behandelt oder moralische und soziale Probleme erörtert. Außerdem stand in jedem Heft eine eingehende Besprechung der wichtigsten Theateraufführungen des verflossenen Monats.

Weitaus den größten Teil aller Beiträge hatte der Herausgeber selbst zu bestreiten, und wenn er auch, um dies zu verschleiern, seinen anfangs bekundeten Vorsatz bald aufgab und durchaus nicht alles, was von ihm herrührte, namentlich unterzeichnete, so konnte er doch über den immer fühlbarer werdenden Mangel an Abwechslung und Vielseitigkeit auf die Dauer nicht hinwegtäuschen. Erst mit der veränderten Herausgabe im Jahre 1794 trat darin ein Umschwung ein. An Mitarbeitern war nun kein Mangel mehr, ja Alxinger hat für die sechs Hefte des Jahrgangs 1794 nicht mehr als drei Beiträge geliefert; er hatte allem Anschein nach inzwischen die Lust und Liebe an der Sache verloren. Dieser zweite Jahrgang kommt darum hier kaum in Betracht; es werden vielmehr fast nur die zwölf Hefte des Jahres 1793 herangezogen werden. Für alle zwölf hat Alxinger als Herausgeber gezeichnet; doch scheinen im Juli und August, solange er fern von Wien in Persenbeug weilte, außer Schreyvogel auch Leon und Ratschky für ihn eingesprungen zu sein. Was die

---

[1]) A. Säulhammer würdigt die Wiener Zeitschrift, das Magazin der Kunst und Litteratur und die Ö. M. einer eingehenden Besprechung im Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg 1893, S. 16 ff. [2]) Vgl. auch Wilh. S. 72.

hilfreichen Freunde veranlaßt hat, gleich den meisten anderen Beiträgern sich am Ende des Jahres ganz von dem Unternehmen zurückzuziehen, läßt sich um so schwerer erklären, als sie im folgenden Jahre wieder regeren Anteil nahmen. Die fremden Beiträge für das Jahr 1793 sind also an Wert und Zahl gering; sie sollen deshalb in der folgenden Besprechung der „Österreichischen Monathsschrift" vorweggenommen und sogleich an erster Stelle behandelt werden.

Das Januarheft prunkt mit einer stattlichen Zahl von Namen; schon das ist aber nur Blendwerk. Denn der Wunsch, umgeben von einer Schar namhafter Wiener Autoren auf den Plan zu treten, hat nicht weniger als das Bestreben, die Zeitschrift mit einer Reihe patriotischer Gedichte zu eröffnen und so über ihre Richtung und Ziele keinen Zweifel aufkommen zu lassen, den Herausgeber verleitet, mehrere bereits gedruckte Gedichte in die Spalten der „Österreichischen Monathsschrift" aufzunehmen. Sicherlich hat Alxinger diesen bedenklichen Schritt nicht ohne Zustimmung jener Autoren getan, doch hat er seinen Zweck nicht ganz erreicht; es ist ihm nicht gelungen, den Barden Denis dauernd als Mitarbeiter zu gewinnen, auch die Namen Simon und Schrämbl[1]) kehren nicht wieder. Dagegen ist der Freiherr Ludwig Heinrich von Nicolay[2]), der für das erste Heft eine Epistel „An Ihre Majestät die Kaiserinn aller Reußen" beigesteuert hatte, auch weiterhin ein treuer Mitarbeiter Alxingers geblieben. Das Februarheft bringt seine Fabel: „Der Pallast", und im Augustheft stehen gleich vier Beiträge von ihm unmittelbar hintereinander. Es sind das alles fabelartige Gedichte, die entweder eine rührende, moralisierende Geschichte erzählen oder in ihrer Nutzanwendung einen scharfen Ausfall gegen die Vorgänge in Frankreich enthalten. Ob die beiden dem Inhalt und der Form nach ähnlichen Gedichte im Maiheft: „Der Thiergarten" und „Die Entdeckungsreise" auch von Nicolay stammen, ist schwer zu entscheiden; in die Sammlung seiner Werke (1792—1810) sind sie jedenfalls nicht mitaufgenommen worden. Die beiden Gedichte, die Ratschky — außer seinem patriotischen Beitrag im Januarheft — später noch geliefert hat, die bittere Satire „Der Frosch und der Krebs" und der Zuruf „An einen Apostel des Reiches der Finsterniß" (Ö. M. I, S. 256; II, S. 283), richten ihre Spitze weniger gegen die französische Revolution als gegen

---

[1]) Vgl. Ö. N. E. 4, S. 586 und Wurzb. 31, S. 254. [2]) Vgl. auch Holtei II, S. 203.

die Reaktion im eigenen Lande. Viel zahmer als diese Gedichte ist der Beitrag des friedfertigen Leon (Ö. M. II, S. 191), der in seiner „mythischen Dichtung": „Die Weihe der Tanzkunst" das Ehepaar Vigano verherrlicht. Gegen das Ende des Jahres stellt sich noch eine neue Mitarbeiterin ein: Karoline von Greiner unterstützt den Herausgeber mit zwei Gaben, einer Idylle: „Der Wasserfall", im Stile Bürgers, und einer Ballade, „Adelgunde" betitelt (III, S. 1, 162). Damit sind nun aber auch schon die fremden poetischen Beiträge nahezu erschöpft; nur das dramatische Erstlingswerk Schreyvogels: „Die eiserne Maske", ein auf fünf Akte berechnetes Prosadrama, bedarf noch der Erwähnung. Es ist unvollendet geblieben; mit einigen Szenen des vierten Aktes, die nicht mehr in Prosa, sondern im fünffüßigen Jambus geschrieben sind, bricht dies tendenziöse, gegen die Auswüchse einer monarchischen Regierung gerichtete Stück im Oktoberheft ab.

Nicht bedeutender an Zahl und Wert sind die prosaischen Beiträge der Mitarbeiter — Schreyvogel lasse ich allerdings dabei vorläufig noch unberücksichtigt. Hervorgehoben zu werden verdienen vielleicht am ersten die umfangreichen „Briefe über die Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten" (II, S. 139), neben denen Rohrers Aufsatz: „Über die Wanderungen der Tyroler" (I, S. 250) zu nennen ist. Die Betrachtungen „Über das Kunstgefühl" (I, S. 208), deren Verfasser ungenannt bleibt, fordern nur Alxingers Widerspruch heraus. Ratschky ist es wohl, der in seiner „Bitte an die Göttinn Censura" (II, S. 323) gegen die „abergläubischen Wische" eifert, welche das Volk zum Setzen in der Zahlenlotterie reizen sollen, während B. D. Arnstein [1]) sich der Zeitschrift des Freundes bedient, um in seinem „Schreiben an Herrn Kratter" [2]), den Verfasser des „Mädchens von Marienburg" (III, S. 109), ein gutes Wort für die arg verspotteten Juden einzulegen.

Dieser Überblick über die spärlichen Beiträge von Freundeshand zeigt, daß Alxinger in erster Linie auf seine eigene Feder angewiesen war; eine Betrachtung seines Anteils eröffnet den besten Einblick in das Wesen und die Zwecke der „Österreichischen Monathsschrift". Die Teilung in politische, moralische und dramaturgische Beiträge läßt sich dabei recht gut verwerten, sobald man nur den Begriff „moralisch" nicht allzu eng faßt. Ein Blick auf den politischen Teil führt zu

[1]) Vgl. Wurzbach 1, S. 69. [2]) Vgl. Wurzbach 13, S. 144.

der überraschenden Entdeckung, daß alle für die „Österreichische Monathsschrift" bestimmten Gedichte Alxingers politischen Charakter haben. Die meisten sind Huldigungslieder für das Herrscherhaus: Neben einer „Cantate auf den Huldigungstag" steht der „Gesang des böhmischen Landvolkes bey dem Erntefest in Bubenecz", welcher dem Verfasser einen edlen Ring eintrug und dadurch Anlaß zu einem Dankgedicht „An die Herren Stände" gab (III, S. 16); eine poetische Spielerei: „Fromme Wünsche in 400 Buchstaben", welche für den Kaiser in einen Karneol gestochen werden sollten, gibt ebenso wie die „Patriotischer Beytrag" überschriebenen Begleitverschen zu einer Spende Zeugnis von Alxingers loyaler Gesinnung. Und wie er über die letzten Ereignisse in Frankreich dachte, das bekundet sein Gedicht „Auf den Mord Ludwigs XVI.", von ihm selbst bezeichnet als „die erste Wirkung des Abscheues dieser blutigen, ungerechten That, welche die Jahrbücher unserer Zeiten schändet"; mit flammenden Worten wendet er sich darin gegen die Königsmörderbrut, die durch den Scheinprozeß und den Mord ihres frommen Königs allen Übeltaten die Krone aufgesetzt habe (I, S. 85). Selbst die beiden kleinen Gelegenheitsgedichte: „Auf den Tod der Gräfinn Marie Colloredo" (I, S. 82) und „Auf ein Gemählde von Raphael" (II, S. 97), die an sich mit Politik nichts zu tun haben, rücken in diese Beleuchtung, sobald man bedenkt, daß das eine als eine Aufmerksamkeit für den einflußreichsten Mann im Staate, das andere als eine Ehrung für den allmächtigen Zensor Hofrat Birkenstock gedacht ist und daß die beiden Gedichte wohl nur aus diesem Grunde in die Monatsschrift aufgenommen sind. Frei von Politik ist einzig und allein „Die Vergötterung des Herkules", welche Alxinger 1791 erfolglos für den „Teutschen Merkur" angeboten hatte [1]) und die er jetzt als Füllsel für seine eigene Zeitschrift recht gut gebrauchen konnte (III, S. 64).

Zahlreicher und gehaltvoller sind Alxingers prosaische Beiträge. Auch sie beschäftigen sich vorwiegend mit politischen Fragen. Ob das Hauptstück des Januarheftes (S. 30): „Betrachtungen eines Wiener Bürgers über die vom National-Convent ihren Generalen gegebene Instruktionen" der Feder Alxingers entstammt, ist allerdings fraglich; vielleicht ist Ratschky, vielleicht gar Schreyvogel der Verfasser. Der Aufsatz bringt lange Stellen einer wörtlichen Übersetzung von Cambons Bericht aus dem „Moniteur" vom 18. Dezember 1792

[1]) Vgl. Wilh. S. 66.

und glossiert sie. Manchen wird der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt, bei anderen ihre Widersinnigkeit oder Nichtswürdigkeit dargetan. Das Ganze ist eine Warnung vor den Ideen, welche „die erste aller Nationen" überall verbreiten möchte; zugleich legitimiert sich die „Österreichische Monathsschrift" durch diesen Artikel über ihre Stellung und Ansichten gegenüber den „jakobinischen Ideen". Der zweite, ebenfalls nicht mit A. unterzeichnete, aber sicher von Alxinger stammende Aufsatz (I, S. 66) trägt die Überschrift „Beyspiellose Unverschämtheit" und wendet sich gegen den „verächtlichsten aller Deutschen Schriftsteller", der ein Mittel gefunden zu haben glaubt, „der verächtlichsten aller Deutschen Zeitschriften (jedermann verstehet, daß hier nur von Hoffmann und der ‚Wiener Zeitschrift' die Rede seyn kann) Leser und Käufer zu verschaffen". Er ist hervorgerufen durch die Ankündigung Hoffmanns, daß entgegen einem früher gegebenen Versprechen das Leserverzeichnis der „Wiener Zeitschrift" nun doch noch für eine „Liste der Nicht-Jacobiner" verwendet werden solle[1]). Diesem abscheulichen, öffentlich getriebenen Unfug glaubt Alxinger entgegentreten zu müssen, doch sollen „seine Leser nicht fürchten, daß er sich oft mit Hoffmann abgeben oder gar auf sein Gebelfer antworten" werde. Das war nun freilich leichter versprochen als getan, denn Hoffmann blieb auf die Angriffe hin nicht stumm, und so bringt denn schon das Märzheft der „Österreichischen Monathsschrift" (I, S. 259) als Antwort auf Hoffmanns Anklagen „Berichtigungen", die sich über den Abdruck bereits veröffentlichter Gedichte äußern und versprechen, daß die Zeitschrift trotz Hoffmanns mißgünstigen Prophezeiungen sicher fortleben werde. Von da ab wird der Gegner völlig ignoriert. Die Ereignisse in Frankreich nehmen jetzt alles Interesse in Anspruch. Hatte Alxinger im Februar bereits sein Gedicht „Auf den Mord Ludwigs XVI." eingerückt, so beginnt nun im Märzheft eine längere Abhandlung, die schon früher versprochene „Unparteyische Prüfung einiger den Prozeß und die Verurtheilung Ludwigs XVI. betreffenden Fragen" (I, S. 167, 263). Nachdem in der Einleitung noch einmal Alxingers Entsetzen und Erbitterung über die Greueltat zum Ausdruck gekommen ist, werden drei Fragen aufgeworfen. Die erste: „War der National-Convent

---

[1]) Vgl. dazu Wiener Zeitschrift 1792, Heft 12, S. 415, 419, 427, und die am 17. Dezember 1792 veröffentlichte: „Sehr nöthige Erinnerung für die Leser und Nichtleser der Zeitschrift".

befugt, den König zu richten?", wird mit Rücksicht auf die Unverletzbarkeit des Herrschers verneint; im Anschluß an den Artikel des „Moniteur" vom 8. November 1792 und den folgenden Tagen werden zugleich die Haupteinwürfe gegen diese Ansicht als unhaltbar zurückgewiesen. In der Fortsetzung im Aprilhefte wird sodann die zweite Frage: „Fielen im Prozesse selbst Ungerechtigkeiten vor?", kräftig bejaht. Wiederum auf dem Artikel des „Moniteur" fußend, zeigt Alxinger durch umfangreiche Zitate aus den Reden, welche sich gegen die Art und Weise der Prozeßführung wenden, daß der Nationalkonvent das Richteramt nimmermehr selbst hätte ausüben dürfen, daß die unbefugten Richter tumultuarisch und übereilt vorgegangen seien, sich mit mangelhaften Beweisen begnügt und selbst die nötigsten Förmlichkeiten beiseite gesetzt hätten. Die dritte Frage: „Hat Ludwig XVI. immer so gehandelt, wie er nach seiner festen Überzeugung zum Wohle Frankreichs handeln mußte?", wird bejaht; das Mißtrauen und die Flucht des Königs werden als sehr begreiflich bezeichnet, und schließlich werden der Adel seiner Gesinnung und die Aufrichtigkeit seiner Absichten sowie seine Rechtgläubigkeit und sein glückliches Familienleben für den bedauernswerten Herrscher ins Feld geführt.

Wie damals alles unter dem Eindruck der großen Umwälzungen im Westen stand, wie die politische Erregung in alle Fragen und Erörterungen hineinspielte, das kann man in der „Österreichischen Monathsschrift" nun Heft für Heft verfolgen. Es ist recht bezeichnend, wenn Alxinger in dem Aufsatz: „Tasso ein Prophet" (II, S. 5) nachweist, daß die 75. Stanze des 20. Gesanges der „Gierusalemme conquistata" auf die Mißhelligkeiten des Papstes Sixtus V. mit Heinrich, König von Navarra, und nicht, wie man allgemein annahm, auf die französische Revolution sich bezieht. Und daß die Ereignisse auch auf die Zensur nicht ohne Einfluß blieben, zeigt der Artikel: „Über das Theater" (I, S. 138). Er beginnt mit dem Lob des Wiener Theaters und seines neuen Leiters, des Grafen Kuffstein[1]), und verspricht zunächst, daß die „Österreichische Monathsschrift" in ihren Rezensionen auch in Zukunft eine durchaus unparteiische Meinung zum Ausdruck bringen werde. Sodann werden zwei Fragen aufgeworfen. Die erste: „Ist eine in politischer Rücksicht strenge Censur bey uns nothwendig oder rathsam?", wird mit Nein

[1]) Vgl. Wurzbach 13, S. 317.

beantwortet. Auch fordern das nicht die vom Staate eingesetzten Zensoren, sondern „jene, die auf Antrieb ihres Weisheitskitzels censiren, das Wort Freyheit nicht hören können und durch ihre Besorglichkeit entweder ihren brühheißen Patriotismus oder ihre übergroße Staatsklugheit jedermann unter die Nase reiben" wollen. Die zweite Frage: „Wann ist irgend ein Stand befugt, sich über den Schauspieldichter zu beschweren, und das Verboth des Stückes vom Staate zu begehren?", wird dahin entschieden: Nur dann, „wenn der ganze Stand wirklich angegriffen und gelästert wird, nicht aber wenn einzelne Personen aus einem Stande" — und das gilt auch vom geistlichen Stande — „als lächerlich oder boßhaft vorgestellet werden . . . Nichts sey vom Theater verbannt, als was die Gesetze der Kunst, der Moral und der Sittsamkeit beleidigt".

Es konnte nicht ausbleiben, daß Alxingers Gegner, die reaktionären Publizisten, an solchen Aufsätzen Anstoß nahmen; es mußte zu Reibereien und Auseinandersetzungen kommen. Und wenn auch im Septemberheft zu lesen steht: „Wer einen litterarischen Krieg mit der Österreichischen Monathsschrift zu führen vorhat, wird seinen Plan aufgeben müssen", so folgt doch unmittelbar auf diese Worte der streitbare Aufsatz[1]): „Sind alle Illuminaten Bösewichter, und alle Jesuiten wie Marat, Danton, Robespierre und P. Mariana Vertheidiger und Lobredner des Königsmordes?" (III, S. 25), der offenbar durch die Gerüchte vom Wiederaufleben des Jesuitenordens veranlaßt und wohl vor allem durch einige Aufsätze in Hofstätters „Magazin der Kunst und Litteratur" hervorgerufen war[2]). Alxinger gibt in seinem Aufsatz zunächst einen Auszug aus dem Buche des Johannes Mariana: „De rege et regis institutione", und warnt dann jedermann, zumal die Fürsten, vor den Jesuiten: „Laßt uns einen Orden verabscheuen, dessen Obere den Meuchelmord und alle diese bigotten und fanatischen Sätze begünstigen. Aber laßt uns", heißt es weiter, „so viele würdige Exjesuiten, die gewiß anders denken, redlich lieben und verehren." Ähnlich stellt sich Alxinger zur Frage nach der Gesinnung der Illuminaten; er ist dem Illuminatismus, dem Jesuitismus und den meisten geistlichen Orden gram, will aber die Mitglieder gerecht behandelt wissen. „Ich höre," sagt er, „daß

---

[1]) Vgl. Alxinger an Goeckingk, den 29. Januar 1794 (AFG.). [2]) Vgl. dazu Wiener Zeitschrift 1792, Heft 6, S. 360; Heft 8, S. 171, und Mag. d. K. u. L. 1793, an vielen Stellen; das Folgende bezieht sich auf das Mag. d. K. u. L.

in einem Journale, daß ein (Ex?) Jesuit herausgiebt, und das sich durch Auskramung der einfältigsten Bigotterie und der dümmsten Histörchen allen vernünftigen Leuten höchst verächtlich gemacht hat, verschiedene Ausfälle auf die Illuminaten sind gethan worden." Beruhen sie auf Wahrheit, dann ist's gut. „Hat man aber auf gut Hoffmannisch ohne Beweis Acten vorgelegt, die vielleicht nie oder doch nie so existierten", dann ists unverzeihlich.

An diesem einen scharfen Vorstoß hat sich Alxinger genügen lassen; doch ist an seiner Statt und sicherlich nicht ohne sein Wissen und Wollen Schreyvogel gegen Hofstätter in die Schranken getreten und hat sich als unerschrockener Kämpe bewährt. Alxinger zog sich mehr und mehr zurück. Nachdem er im Novemberheft die „veränderte Herausgabe der Österreichischen Monathsschrift für das Jahr 1794" ausführlich angekündigt hatte, legte er schließlich im Dezember sein mühevolles Amt nieder. Das letzte Heftchen hat noch eine geharnischte „Schlußrede des Herausgebers" mit auf den Weg bekommen (III, S. 361). Darin spricht Alxinger von den zahlreichen Feinden[1]), die er sich durch seine Freimütigkeit zugezogen habe; da er aber den Wissenschaften und der guten Sache genützt zu haben glaube, brauche er seinen Freimut nicht zu bereuen.

> Weh dem Staate — heißt es am Ende —, in dem es nicht erlaubt wäre, selbst ein unvorsichtiges Wort, besonders unter Freunden, zu reden! Schande dem Schriftsteller, der aus Hoffmannischer Wohldienerey unverdienten Argwohn im Herzen des Monarchen wecken . . . ihn um die Liebe seiner Unterthanen bringen will oder doch bringen würde! Schande, aber Gottlob! auch Hohn und Verspottung, wenigstens bey uns, wo ein so redlicher Mann auf dem Throne sitzt.

Damit schließt der erste Jahrgang der „Österreichischen Monathsschrift" ab. Bisher sind jedoch nur die politischen Beiträge Alxingers für diesen Jahrgang betrachtet worden; die Besprechung wendet sich nun zu den moralische und soziale Fragen behandelnden Aufsätzen, von denen zwei besondere Beachtung verdienen. Das ist einmal Alxingers Abhandlung: „Von dem Adel" (I, S. 91), die mit Rücksicht auf einen Aufsatz Ramdohrs[2]) in der „Berlinischen Monats-

[1]) Hier ist wohl in erster Linie an den Minister v. Pergen gedacht; auch sonst war Alxinger vielfach angefeindet worden, so hatte zum Beispiel die Bayreuther Zeitung (1792, Nr. 23) eine vernichtende Kritik der Ö. M. gebracht.
[2]) Friedrich Wilhelm Basilius v. Ramdohr, vgl. A. D. B. 27, S. 210.

schrift 1791" und auf das 1792 erschienene Buch Kotzebues[1]) geschrieben ist. Alxinger schickt seinen Erörterungen zunächst eine Art historischer Einleitung voran und weist sodann die Beschuldigungen, die man gemeiniglich gegen den Adel zu erheben pflege, als fast immer unbegründet zurück, so sei z. B. der Vorwurf des Stolzes gewöhnlich übertrieben und einseitig parteiisch; auch die anderen Stände seien nicht frei von diesem Laster und keineswegs ohne Schuld, wenn der Adel sich überhebe. Gerechtfertigt dagegen sei der Vorwurf, daß die Kinder des Adels nicht patriotisch erzogen würden; doch zeige sich da schon manche Besserung. Die staatlichen Ehrenämter möge man dem Adel immerhin gönnen; die hohen Staatsstellen aber sollten lediglich nach Fähigkeiten und Verdiensten ohne Ansehen des Standes und der Geburt an bewährte Beamte verliehen werden. — Einige Behauptungen Ramdohrs werden widerlegt, die Ausführungen Kotzebues durchweg scharf kritisiert. Zu beachten ist an dem Aufsatz außer den zahlreichen Hinweisen auf die Antike das eifrige Betonen der Aufklärung, das Bewerten der Erziehung und schließlich die Freimütigkeit und das gesunde Urteil Alxingers, die ihn zwischen den extremen Ansichten die rechte Mitte halten lassen.

Nicht minder beachtenswert ist der andere hier zu nennende Aufsatz: „Über die Umgangssprache" (II, S. 67). Auf Kosten der deutschen Sprache habe sich leider die französische bei den höheren Ständen als Umgangssprache eingebürgert und werde wohl auch nicht so leicht zu verdrängen sein; selbst die allgemeine Empörung über die Revolution habe nichts gebessert. Man höre „noch immer die Französischen Vorkehrungen Französisch tadeln, und Französisch versichern, daß die Französische Nation vom Angesicht der Erde solle weggetilgt werden". Der größte Nachteil aber, der aus der sklavischen Verehrung und Nachäffung der fremden Sprache erwachse, sei die Vernachlässigung alles Heimischen, und dieser Schaden sei unabsehbar; denn ohne Patriotismus könne keine Nation groß werden. Die Notwendigkeit einer Umgangssprache bezweifelt Alxinger billig; andere Nationen haben sie auch nicht, alle ehren und pflegen ihre Muttersprache. Können die Deutschen aber nun einmal nicht ohne dies Hilfsmittel sein, so mögen sie, schlägt er vor, der lateinischen Sprache, in der die unerreichten Werke der Alten geschrieben sind,

[1]) Kotzebues Buch „Vom Adel", Leipzig 1792, war in der Wiener Zeitschrift, Heft 4, S. 71, besprochen worden. Das gab den Anlaß zu Alxingers Aufsatz.

den Vorzug geben. Ein Blick auf die damals in Ungarn herrschenden sprachlichen Zustände läßt diesen Vorschlag zwar weniger absurd erscheinen; immerhin zeigen Alxingers weitere Ausführungen, daß der wunderliche Plan dem Hirn eines pedantischen Gelehrten entsprungen ist.

Im Anschluß an diesen Aufsatz sei noch einmal auf all das hingewiesen, was bereits an anderen Stellen über Alxingers Verhältnis zur Antike gesagt ist. In sehr vielen Stücken erinnert er an die Gelehrten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Auch er sieht, freilich in anderem Sinne als jene, einen wichtigen Teil seiner Lebensaufgabe in der „imitatio stili ac morum" der Alten; die „sapientia veterum" besitzt auch noch für ihn, den Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, volle Geltung und Beweiskraft. Und wenn es noch eines Beweises bedarf, wie wenig er beim Studium der antiken Literatur an ein rein ästhetisches, von historischem Verständnis getragenes Genießen dachte, so mag dafür der einzige größere Beitrag dienen, den er für den zweiten Jahrgang der „Österreichischen Monathsschrift" (I, S. 175) geliefert hat. In diesem Aufsatz: „Über das moralische Gefühl im Homer und Virgil", macht er nämlich den Versuch, für seinen oftmals hintangesetzten Liebling Virgil ein neues Gewicht in die Wagschale zu werfen. „Dieses Gewicht heißt moralisches Gefühl. Homers häufige Verstöße dawider sind in unserem gebildeten Zeitalter höchst empörend", meint Alxinger und weist nun an einigen Beispielen, „dem nächtlichen Auszug des Ulyß und Diomed" und dem Verhalten Achills gegen den sterbenden Hektor und gegen den flehenden Priamus im 10., 22. und 24. Gesang der Ilias und an entsprechenden Stellen der Aeneis [1]), dem Auszug des Nisus und Eurγalus, der Rückgabe des toten Pallas und am Tode des Turnus, nach, wieviel edler und ansprechender die Helden des römischen Dichters erscheinen. — Schließlich sollen hier noch die beiden größeren Übersetzungen Erwähnung finden: „Claudine. Eine Savoyische Nouvelle von Florian" (II, S. 9) und der Auszug aus einem beliebten französischen Roman „Saint Flour und Justine" (III, S. 192, 286); denn beide Erzählungen haben einen stark moralischen Einschlag und sind für den Geschmack damaliger Leser berechnet.

Nun sind lediglich über Alxingers dramaturgische Beiträge zur

[1]) Vgl. Aeneis, Gesang 9, 10 und 12.

„Österreichischen Monathsschrift" noch einige Worte zu sagen. Von dem Artikel „Über das Theater" ist schon früher ausführlich die Rede gewesen; auch auf die Glossen zu der Abhandlung „Über das Kunstgefühl" ist bereits hingewiesen worden. Alxinger glaubt dem ungenannten Verfasser in einer Nachrede „mit einer den Wissenschaften so nützlichen Offenherzigkeit" geradezu widersprechen zu müssen; er will auch der Tanzkunst und der Musik die ihnen gebührende Stellung neben der Malerei und der Bildhauerkunst eingeräumt wissen und meint, es sei verkehrt, als „ersten Endzweck der bildenden Künste den Erfolg großer Handlungen" anzunehmen; „das liegt zwar nicht außer ihrem Gebiethe, aber ihre Hauptbestimmung ist es nicht. Diese ist eher uns sanfter, besser, menschlicher zu machen". Die übrigen Artikel beschäftigen sich ausschließlich mit den Wiener Theaterzuständen, und zwar liebt Alxinger seinem Tadel und seinen Forderungen eine, meist satirisch gehaltene Einkleidung zu geben, so wenn er zu den „Nachrichten von den Schauspielen der Chineser und Japaneser. Aus dem Französischen" (II, S. 60) Anmerkungen hinzufügt, die mit ihren Parallelen wenig ehrend für die Wiener sind, oder wenn er die „Theater-Gerechtigkeit in Udine" (III, S. 118), welche die Schauspieler zwingt, ihre Rolle recht zu lernen, auch seinen Landsleuten als segensreich empfiehlt. „Über die Groteschi in unseren Balletten" (II, S. 168) ist ein anderer Aufsatz betitelt, welcher die gefährlichen Sprünge und Fußgaukeleien vom Theater verbannt wissen will. Solche Fragen äußerlicher Art werden auch in den allmonatlichen Rezensionen mit Vorliebe berührt. Meist sind die neuen Theaterstücke nur kurz besprochen, indes die Kritik über die Leistungen der Schauspieler und die Anordnungen des Regisseurs einen verhältnismäßig großen Raum einnimmt; eine Fülle von Anregungen und Vorschlägen, wie dies oder jenes zum Vorteil des Ganzen geändert werden könne, birgt sich in diesen Rezensionen. Wird wirklich einmal ein Tadel ausgesprochen, so geschieht das „mit aller Schonung und Achtung, nach bestem Wissen und Gewissen". Trotzdem haben diese gelinden Rügen, wie Alxingers „Herzenserleichterung über die Empfindlichkeit einiger Schauspieler" (III, S. 123) beweist, bei dem reizbaren Völkchen damals böses Blut erregt.

Auch andere Gegner stellten sich ein, konnten Alxinger in seiner Meinung aber ebensowenig beirren. „Über den . . . Vertheidigungsbrief des Herrn Joseph Voltiggi" spricht er sich des längeren aus

(III, S. 17) und erweist, daß sein eigenes abfälliges Urteil über die italienischen Opern sachlichen Gründen und nicht, wie Voltiggi annehme, einem Vorurteil wider die italienische Nation entspringe. Er bekennt sich vielmehr als Liebhaber und Verehrer der italienischen Literatur und berichtigt am Ende noch einige irrtümliche Ansichten Voltiggis über den Einfluß italienischer Musik auf seinen unsterblichen Freund Gluck, als dessen Lehrer man allenfalls Händel, sicherlich aber nicht Sanmartini bezeichnen könne. Wenn Alxinger ferner „eine freundschaftliche Warnung an den Herausgeber des Wiener Theateralmanachs für das Jahr 1794" (III, S. 189) richtet und die „Kritiken über Privat-Theater"[1]) künftig wegzulassen bittet, wenn er im Frühling 1794 (Aprilheft S. 68) „An Madam Adamberger" die Glückwünsche des Publikums zu ihrem ersten Auftreten nach langer Krankheit überbringt, so zeugt das alles für sein lebhaftes, dauerndes Interesse am Theater, zu dem er ja kurze Zeit darauf in noch viel nähere Beziehungen treten sollte.

Am zweiten Jahrgang der „Österreichischen Monathsschrift" hat Alxinger mit Ausnahme des Februarheftes, für das er als Herausgeber zeichnet, wenig Anteil. Schreyvogel steht jetzt im Vordergrund[2]). Schon im Dezember 1793 hatte er sich mit seinem freimütigen „Beytrag zur Geschichte der Proscriptionen" gegen Hofstätters „Parallelen" im Novemberheft des „Magazins der Kunst und Litteratur" gewandt; im Januar 1794 tritt er nun gleich mit einer ganzen Reihe polemischer Artikel auf den Plan. Dafür sind die Herausgeber der übrigen Hefte, v. Ehrenberg, Leon und v. Schwandner, um so vorsichtiger, und auch die anderen Mitarbeiter vermeiden ängstlich, irgendwelche politische Fragen anzuschneiden. Trotzdem ist der Inhalt der sechs Hefte mannigfaltig genug. K. J. Fridrich und Karoline Greiner liefern einige Gedichte; auf die Novelle „Rache und Liebe" folgt ein kleiner Roman von L. Bendavid, und zwischen Ehrenbergs, Schwandners und Rohrers statistischen, volkswirtschaftlichen und geographisch-ethnographischen Aufsätzen stehen Retzers „Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Franz Rabelais" und Sonnenfels' Abhandlung: „Über die grammatische Abänderung der Lateinischen Wörter in der Deutschen Sprache". Dazu kommen außer den allmonatlichen Theaterrezensionen nun noch Schreyvogels

[1]) Vgl. Wiener Theateralmanach für das Jahr 1794, S. 43—68. [2]) Vgl. Josef Schreyvogels Tagebücher, herausgeg. v. Glossy, Berlin 1903, Bd. I, S. 67.

zahlreiche polemische Artikel und die auffälligen, wohl im Hinblick auf die gleichzeitigen politischen Ereignisse eingerückten Betrachtungen: „Über einige Vortheile aus der Abschaffung der Todesstrafen in Rücksicht auf das peinliche Verfahren" von Zeiller[1]). Trotz dieser Fülle von Beiträgen und Mitarbeitern schwebt doch von vornherein ein Unstern über dem Unternehmen und läßt keine rechte Freude aufkommen. Der Unwille der Regierung über dies literarische Treiben macht sich geltend. Schon im Mai sieht der Staatsbeamte Ratschky „sich seiner bis jetzt wider seine Hoffnung noch nicht hergestellten Gesundheit wegen . . . genöthigt, sich sowohl von der Mitherausgabe, als auch von allem Antheile an der Österreichischen Monathsschrift . . . loszusagen". Retzer liefert für den Juni einen Aufsatz, der den Reaktionären sehr weit entgegenkommt, und die anderen Mitarbeiter ziehen sich fast alle sorglich zurück. Der einzige, der mutig bis zuletzt auf seinem Posten ausgehalten hat, ist Schreyvogel; seine scharfen, nach Inhalt und Form vortrefflichen Artikel im Juniheft bilden einen würdigen Abschluß der „Österreichischen Monathsschrift."

Im Jahre 1797 dachte Alxinger noch einmal an die Öffentlichkeit zu treten mit einer kleinen Broschüre: „Über den Nachdruck der Wielandischen Werke von Herrn Schrämbl und Wielands Äußerungen hierüber"; doch ist der Aufsatz ungedruckt geblieben, da den Verfasser am 1. Mai 1797 der Tod unerwartet dahinraffte.

---

[1]) Franz Edler v. Zeiller (1751—1828), Dr. der Philos. u. der Rechte; vgl. Ö.N.E. 6, S. 230.

Exkurs.

Es ist nötig, noch einige Worte über die Aufnahme der Gedichte in „Alxingers Sämmtliche Werke", Wien 1812, anzufügen. Rommel hat leider die Gedichte des IX. Bandes nicht berücksichtigt und kommt daher zu falschen Schlüssen (S. 164 ff.). Auch ist Seume sicherlich nicht der Herausgeber dieser zehn Bände gewesen — eine liebenswürdige Mitteilung des Herrn Konsuls Oskar Planer in Lützen bestätigte mir diese Vermutung —; vielmehr hat man wohl in einem oder mehreren der „Wiener Freunde" die Herausgeber zu sehen (Haschka, Leon, Retzer?); wenigstens sprechen dafür die Änderungen und Zusätze in dem der „Allgem. Lit. Zeitung 1797" entnommenen Lebensabriß am Anfang des X. Bandes und die Aufnahme einiger Jugendgedichte aus den „Litterarischen Monaten". Auch die Einfügung der Juvenalsatiren, von denen eine im „Apollonion auf d. J. 1810 u. 1811" erschienen war, die Aufnahme anderer Gedichte aus Alxingers letzten Jahren und schließlich ein Blick auf die Firmen, bei denen die „Sämmtlichen Werke" gedruckt und verlegt sind, machen das wahrscheinlich. Die Bände VII, VIII und IX bringen die Übersetzungen und Gedichte der Ausgaben 1788 und 1794 mit nur winzigen Änderungen. Aus 1794 fehlen nur zwei Gedichte (1794, S. 151, 158); 1788 ist stärker beschnitten worden, man vermißt die „Freymaurergedichte", die „Liebeslieder nach dem Ovid" und einige Stücke polemischen oder lasziven Inhalts (1788, I, 7, 21, 41, 136, 144; II, 44, 50). Dafür sind Gedichte aus der früheren Zeit (1812, IX, 35—44; VIII, 84—89; 105, 107; 113—119) und aus den letzten Jahren hinzugekommen (VIII, 138, 165, 240; IX, 28—33, 57, 64, 126).

Bibliographie.

Schriften Alxingers.

a) Einzeldrucke.

Dissertatio inauguralis praecipuarum quarundam de iure patronatus quaestionum discussionem continens[1]). Vindobonnae 1780. Gr.-8°.

Die Friedensfeyer, besungen im Mayen 1779. Wien, bey Kurzböck. 1 Bogen. 1779. 4°.

Gedichte des Herrn Johann von Alxinger. Herausgegeben von Friedrich Just Riedel. Halle, bey Johann Jacob Gebauer. 112 Seiten. 1780. 8°.

Iphigenie in Tauris, aus dem Französischen. Wien 1781. 8°.

Mein Dank an den Kaiser. Wien 1782. Gr.-8°.

Glückwunsch an den Freyherrn von Gebler. Wien 1782.

Auf Zinnendorfs Tod. Von Br. Alxinger, Erstem Aufseher der sehr Ehrw. ▭ zum heiligen Joseph. 4 Blätter. [Wien] 5782. 8°.

Der Sieg der Maurerei. Eine Kantate von der St. Joseph's Loge. 5782.

Die Schicksale der Maurerei, eine Kantate von Br. Alxinger[2]), gehalten am 18. März. 14 S. Wien 5783. 8°.

Eduard der Dritte. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen nach Gresset. Nicht aufgeführt im k. k. Nationaltheater. Wien 1784. 8°.

Eloise an Abelard[3]).

Neueste Fakta des Ausschusses des k. k. Hoftheaters, beschrieben von Alxinger. Wien 1784. 8°.

J. B. Alxingers sämmtliche poetische Schriften. Zum Vortheile des wienerischen Armeninstitutes. 311 S. und 32 S. Anhang. Leipzig 1784. 8°.

Auf eine gewisse Feyerlichkeit der hohen Schule zu Gabliz durch Joannem Xilangerum, AA. LL. et Phil. Doct. besagter hoher Schule. Wien 1785. 8°.

Die Musen in Wien auf dem Salzgrieß im Hanswurstischen Hause. 8 Seiten. [Berlin] 1785. 8°.

---

[1]) Vgl. Neueste Juristische Literatur auf d. Jahr 1780, II, S. 119. [2]) Vgl. Abafi, IV, S. 243. [3]) Vgl. Meißners und Kanzlers Quartalschrift, 2. Jahrg., I. Quartal, 2. Heft, 1784, S. 37.

Auf den Tod der Jaquet. Wien 1786.

Threnodia in mortem Stollii. Vindob. 1787. Gr.-4°.

Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. 392 S. 1787. 8°. Alxingers Doolin von Maynz. Carlsruhe, bey Christian Gottlieb Schmieder. [Nachdruck.] 392 S. 1787. 8°.

Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht in zehn Gesängen von Johann von Alxinger. Zweyte verbesserte Auflage. Bey G. J. Göschen. 378 S. u. 28 S. Vorrede. Leipzig 1797. Gr.-8°. Dasselbe auch in kostbarer Ausführung mit 6 Kupfern von John.

Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht in zehn Gesängen von Alxinger. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 322 S. 1861. 8°. Der 57. Band der Deutschen National-Litteratur, herausgegeben von Dr. H. Pröhle, enthält S. 19—152: Alxingers „Doolin von Maynz" in der ersten Fassung (1787), die Einleitung bringt außerdem die 9.—22. Stanze des VII. Gesanges in der Fassung von 1797. Auch für die Ausgabe im Jahre 1861 ist die 1787er Fassung benutzt worden.

Über eine höchst elende Recension meines Doolin in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. 35. B. I. Stck. 104 S. Wien und Leipzig bey Joseph Stahel. 1788. 8°.

Alxingers Sämmtliche Gedichte. 2 Theile. Klagenfurth und Laybach, bey Ignatz Edlen von Kleinmayer. I. 388 S., II. 440 S. u. 46 S. Anhang; I. o. J., II. 1788. 8°.

An Leopold den Zweyten. Wien 1790.

Bey Loudons Tode. Wien 1790. Gr.-8°.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger. Bey G. J. Göschen. 482 S. Leipzig 1791. Gr.-8°. Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger. 2 Theile. 482 S. Frankfurt u. Leipzig 1791. Gr.-8°. [Nachdruck.]

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger. Neue, von J. G. Seume bearbeitete Auflage, mit 2 Kupfern von Kininger und John. Leipzig, bey G. J. Göschen. 507 S. u. 12 S. Vorrede. 1802. 8°.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von Alxinger. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 2 Bände. 285 S. u. 251 S. Anhang. In Seumes Fassung. 1861. 8°.

Numa Pompilius. Von Alxinger nach Florian. 2 Theile. Leipzig und Klagenfurt, bey Ignatz Edlen von Kleinmayer. I. 214 S., II. 222 S. u. Anhang. o. J. [1791.] 8°.

Anti Hoffmann. Von Alxinger. Erstes Stück. Wien. In Kommission bey Stahel. 106 S. 1792. 8°. Zweytes und, Gott gebe! letztes Stück. Wien. In Kommission bey Stahel. 93 S. 1792. 8°.

Über Leopold II. Berlin 1792. Gr.-8°.

Gesang des böhmischen Landvolks bey dem Erntefest in Bubenecz. 1792.

Alxingers Neueste Gedichte. Wien, bey Jos. Camesina. 316 (333) S. 1794. 8°.

An Madame Adamberger. Als sie nach schwerer Krankheit zum ersten Male auftrat. Wien 1794.

An den Erzherzog Carl von Johann von Alxinger. Wien, bey Schrämbl. 8 S. 1796. Gr.-8°.

Gedichte auf die Vermählung Fräulein Carolinens von Greiner mit Herrn Andreas Pichler von Johann von Alxinger und Lorenz Leop. Haschka. Wien, bey Schrämbl. 8 S. 1796. 8°.

Cantate bey der Wiederkunft Sr. K. Hoheit des Erzherzogs Carl i. J. 1797. Wien 1797.

[Über den Nachdruck der Wielandischen Werke von Herrn Schrämbl und Wielands Äußerungen hierüber. Nebst einer Untersuchung der Recht- und Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks in den österreichischen Erbstaaten. 1797.] [1])

Österreichische Monathsschrift. Herausgegeben von Alxinger. 3 Bände. Prag, bey Calve, und Wien, bey Schrämbl. 1793. 8°.

Österreichische Monathsschrift. 1794. [Herausgegeben von Alxinger, Schreyvogel, v. Ehrenberg, Leon, v. Schwandner.] 1. Band: Wien, in der von Kurzbeckischen Buchhandlung 1794. 8°. 2. Band: Wien, verlegt bey Camesina, gedruckt bey Schrämbl 1794. 8°.

Johann von Alxinger's sämmtliche Werke. Im Verlage der Franz Haasischen Buchhandlung. 10 Bände. Wien 1812. Gr.-8°. Mit Kupfern. Gedruckt bey Anton Strauß und bey B. Ph. Bauer, Wien.

b) Beiträge Alxingers

in Zeitschriften, Musenalmanachen u. dergl.

Wiener Realzeitung: **1775**, S. 202; vgl. auch **1779**, S. 341. **1780**, S. 280.

Litterarische Monate, ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien: **1777**, Jan.: S. 301, 305; Febr.: S. 37, 38, 39; März: S. 127, 129.

Wienerischer Musenalmanach: **1781**, S. 73, 126. **1782**, S. 15, 72, 123, 160. **1783**, S. 57, 108, 140, 163. **1784**, S. 13, 57, 123, 144. **1785**, S. 18, 71, 97, 123. **1786**, S. 25, 38, 61, 80, 83, 125. **1787**, S. 27, 40, 56, 72, 85, 109, 122. **1788**, S. 20, 61, 81, 93, 124. **1790**, S. 7. **1791**, S. 22, 61, 70, 71, 83, 85, 104, 114, 125, 135. **1792**, S. 20, 41, 67, 94, 126, 132, 155, 168. **1793**, S. 41, 67, 77, 92, 108, 158. **1794**, S. 14, 52, 77, 98, 141, 155, [159?, 164?]. **1796**, S. 1, 17, 38, 78, 99.

---

[1]) Das Manuskript befindet sich im Besitz der Kgl. Bibl. Dresden.

Musenalmanach, herausgegeben von Voß und Goeckingk: **1781**, S. 129. **1787**, S. 153.

Poetische Blumenlese für 1782 und 1783. Nürnberg, herausgegeben v. J. C. G. König. **1782**.

Taschenbuch für Brüder Freymaurer auf das Jahr 1784. Herausgegeben zum Vortheil der Armen: **1784**, S. 5, 20, 23, 25, 29, 30, 31, 42, 47, 55, 58, 73, 113.

Deutsches Museum: **1783**, II, S. 322, 398, 514. **1784**, II, S. 42, 166, 318. **1785**, II, S. 289. **1787**, II, S. 203. **1788**, I, S. 434, 465.

Poetisches Portefeuille, herausgegeben von J. M. Armbruster, St. Gallen: **1784**, S. 1, 57, 98.

Meißners und Kanzlers Quartalschrift: **1784**, I, 2. Heft, S. 37. **1785**, II, 3. Heft, S. 87. 1785, IV, 7. Heft, S. 72.

Der Teutsche Merkur: **1785**, Mai, S. 164; Juni, S. 211; Juli, S. 3; Novbr., S. 161. **1787**, April, S. 3. **1789**, Juni, S. 277. **1797**, Novbr., S. 232 [1]).

Journal für Freymaurer, herausgegeben von den Brüdern der Loge zur wahren Eintracht, Wien: **1785**, III, S. 179, 184, 189; IV, S. 29, 63, 70. **1786**, II, S. 175; III, S. 135; IV, S. 183.

Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von Gedike u. Biester: **1786**, Bd. 8, S. 773. **1787**, Bd. 9, S. 191.

Archenholtz, Neue Litt. und Völkerkunde: **1787**, I, S. 84.

Journal des Luxus und der Moden **1787**, S. 287 [2]).

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer aufs Jahr 1787: **1787**, S. 6.

Wiener Zeitschrift, herausgegeben von Leop. Al. Hoffmann, Wien: **1792**, 2. Heft, S. 271.

Deutsche Monatsschrift: **1792**, Juli, S. 177.

Leipziger gelehrte Anzeigen: **1792**, 7. Beilage, S. 49.

Wiener Theater-Taschenbuch für das Jahr 1795: S. 24.

Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller: **1796**, 5. Stück, S. 81.

Apollonion. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1810 und 1811. Wien, bey Anton Strauß [herausgegeben von Leon, Ratschky, Kreil]: **1810**, S. 5, 27, 35, 51, 165.

⊠

Alxinger lieferte ferner zahlreiche Beiträge für die Österreichische Monathsschrift. Wien 1793—1794 und für die Allgemeine Literatur-Zeitung seit 1791 Rezensionen.

---

[1]) Vgl. auch 1786, Mai, S. 97 und Juli, S. 53 (vermutlich von Blumauer eingeschickt). [2]) Eigentlich für die „Pandora" bestimmt. (Herausgegeben von Bertuch und Kraus. Weimar und Leipzig, 1787—1789.)

c) Anthologien,

welche Gedichte Alxingers enthalten[1]):

Eschenburg, J. J.: Beispielsammlung . . . Berlin u. Stettin 1791, VI, S. 104.
Jördens, K. H.: Blumenlese deutscher Sinngedichte. Berlin. I. S. 433.
Giesecke, J. Chr.: Handbuch für Dichter... Magdeburg 1793. I. S. 26.
Matthisson, Fr.: Lyrische Anthologie. Zürich 1805. XIII. S. 127.
Haug u. Weißer: Epigrammatische Anthologie. Zürich 1808. IV. S. 27.
Pölitz: Practisches Handbuch z. Erklärg. d. teutschen Klassiker. 1804. I. S. 374.
Oltrogge, K.: Deutsches Lesebuch f. Schulen. Hannover 1834. S. 504.
Wolff, O. L. B: Encyklopädie d. d. Nationallit. Leipzig 1835. I. S. 43.
Scheyrer, L.: Die Schriftsteller Oesterreichs... Wien 1858. S. 314.

Schriften über Alxinger.

a) Nachschlage- und Sammelwerke, Literaturgeschichten, welche Nachrichten über Alxinger enthalten:

Behrisch: Die Wiener Autoren. 1784. S. 11.
J. Rautenstrauch: Österreichische Biedermannschronik. Freiheitsburg im Verlag der Gebrüder Redlich. 1784. S. 9.
Weidlichs Biograph. Nachrichten von . . Rechtsgelehrten. Halle 1785. IV. S. 8.
Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon. Wien 1793. S. 9.
Sendschreiben des Abate Andres über d. Litteraturwesen. Wien 1795. S. 161.
Meusel, J. G.: Das Gelehrte Teutschland. Lemgo 1796. I. S. 55.
Meusel, J. G.: Lexikon d. 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller. Leipzig 1802. I. S. 76.
Wachler: Handbuch d. Gesch. d. literärischen Cultur. Marburg 1805. II. S. 704.
Jördens, K. H.: Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten. Leipzig 1806. I. S. 36. Nachträge: 1810, V, S. 711; 1811, VI, S. 552.
Baur, Sam: Gallerie histor. Gemählde aus d. 18. Jahrh. 1806. VI. S. 265.
Baur, Sam: Neues Hist. Biogr. Lit. Handwörterbuch. 1807. I. S. 98.
Eichhorn: Gesch. d. Litteratur bis auf die neueste Zeit. Göttingen 1808. IV. 2. Abt., S. 910, 942.
Gruber, J. G.: Wörterbuch zum Behuf d. Aesthetik.... 1810. I, 1. S. 183.

[1]) Vgl. auch: Edler v. Janko: Laudon im Gedichte seiner Zeitgenossen, Wien 1881, S. 72, 126, und Stefan Hock: Österreichische Türkenlieder, Euphorion 11, S. 102.

Erſch u. Gruber: Allgem. Encyklopädie d. Wiſſenſchaften. Leipzig 1819. III. S. 282.
Raßmann, Fr.: Literariſches Handwörterbuch. Leipzig 1826. VII. S. 223.
Gräffer u. Czikann: Oeſterr. Nationalencyklopädie. Wien 1835. I. S. 64.
Wurzbach, C. v.: Biogr. Lexikon d. Kaiſerthums Oeſterreich. Wien 1856. I. S. 23.
Hoefer, Biographie générale. Paris 1859. II. S. 265.
Biographie Univerſelle. Nouvelle edition. Paris u. Leipzig. I. S. 548.
La grande Encyclopédie. Paris 1885. II. S. 569.
Schütze, K.: Deutſchlands Dichter u. Schriftſteller. Berlin 1862. S. 8.
[Goedeke, K.] in der Allgem. deutſchen Biographie. 1875. I. S. 379.
Brümmer, Fr.: Deutſches Dichter-Lexikon. Eichſtätt u. Stuttgart 1876. I. S. 11.
Brümmer, Fr.: Lexikon der deutſchen Dichter . . . bis z. Ende d. 18. Jahrh. Leipzig, Reclam. S. 15.
Bartels, A.: Handbuch zur Geſchichte der deutſchen Lit. 1909. III. S. 218.
Kurz, H.: Geſchichte der deutſchen Literatur. 5. Auflage. 1870. III. S. 329 u. ö.
Koberſteins Grundriß d. Geſch. d. deutſchen Nationallit. 5. Aufl. 1873. IV. S. 294, Anm. 55.
Gervinus, G. G.: Geſchichte d. deutſchen Dichtung. 5. Aufl. 1874. V. S. 21.
[Minor, J.]: Die öſterr.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild. 1886. I. S. 152.
Goedeke, K.: Grundriß zur Geſch. d. deutſchen Dichtung. 1891. IV. S. 112, 232. 1907. IV. S. 206, 629.
Nagl und Zeidler: Deutſch-Öſterreichiſche Literaturgeſchichte. II. S. 306 ff., 349.

b) Quellen

für die Biographie Alxingers.

Full: Briefe aus Wien über den Zuſtand der Litteratur und des Buchhandels in Öſterreich. 1782—1786. Im 23. Heft des „Deutſchen Zuſchauers" 1788. S. 145, 200.
Goeckingk: Journal von u. für Deutſchland. Ellrich. 1784. I. S. 189.
Journal für Freymaurer. Wien, bei Wappler. 1784. 2. Viertelj. S. 256, 3. Viertelj. S. 250.
M. Mendelsſohns Briefwechſel (Geſ. Wke. Band 5. Leipzig 1844). S. 682.
Schulz: Litterariſche Reiſe durch Deutſchland. Leipzig 1786. 3.—4. Heft.
Kratter: Freimaurer Auto-da-fé in Wien 1786. Wien, bei Wucherer. Vgl. Gräffer: Joſephiniſche Curioſa. III. S. 112, 125.

Landolt: Tagebuchstellen eines Schweizers. Aus d. josefin. Wien. 1786. Vgl. „Oesterreich. Rundschau". XII. Heft 1. (1. Juli 1907. III.) S. 192, 267.
Geiger, K. J.: Reise eines Engelländers . . . nach Wien. Amsterdam 1790. S. 105.
Knüppeln: Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien. Görlitz 1793. S. 184 ff.
Strodtmann: Briefe von und an Bürger. Berlin 1874. IV. S. 129.
Aus Jens Baggesen's Briefwechsel. Leipzig 1831. I. S. 301—331.
Wiener Theateralmanach für das Jahr 1794. S. 60.
Wiener Theater-Taschenbuch für das Jahr 1795. S. II, IX, S. 24.
Journal des Luxus und der Moden 1796. S. 253 ff.
Neue allgemeine deutsche Bibliothek: **1795**. 14. Bd. Intelligenzblatt 4, S. 41. 15. Bd. Intelligenzblatt, S. 82. **1797**. 29. Bd. Intelligenzblatt, S. 10. 32. Bd. Intelligenzblatt, S. 225, 235.
Neuer Teutscher Merkur: **1796**, Dezbr., S. 402. **1797**, März, S. 827; April, S. 395; Juni, S. 190. **1798**, März, S. 344; Juni, S. 180.
Haschka: Auf den Tod J. B. v. Alxingers im Mai 1797. Wien 1797. 8°.
Nationalzeitung der Teutschen 1797 (Juni), S. 523 u. 574.
Allgemeine Literatur-Zeitung. Jena 1797. Intelligenzblatt Nr. 126, S. 1050. Fast unverändert als „Ehrengedächtniß" vor Bd. X der Sämtl. Werke.
Leipziger Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1797, Nr. 142, S. 1459.
Göschen: „Dem Schatten seines Freundes Alxinger". Vor dem Doolin. 1797.
Gerning: „Reise durch Oestreich u. Italien". Frankfurt a. M. 1802. I. S. 42, 83, 97.
Briefe eines Franzosen, geschrieben im sechsten Jahr der Republik über die geheime Policey in Wien. Strasburg 1799. S. 58, 62, 202.
Pichler, Karoline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844.
Frankls Sonntagsblätter: **1843**, 19. März; **1843**, S. 266; **1847**, S. 90, 342.
Hormayr: Anemonen aus dem Tagebuch eines alt. Pilgersmannes. Jena 1845. II. S. 60.
Gräffer, Fr.: Kleine Wiener Memoiren. Wien 1845. I. S. 54; II. S. 71; III. S. 207.
Gräffer, Fr.: Josephinische Curiosa. Wien 1848—50. III. S. 112, 125.
Lewis, L.: Geschichte der Freimaurerei in Österreich. Wien 1861. S. 27, 32, 47.
Brabée, G.: Sub Rosa. Wien 1879. S. 171, 193.
Abafi, L.: Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn. Budapest 1890. II. S. 209; III. S. 325, 331; IV. S. 174, 239, 259, 288, 301, 314.
Schlossar, A.: Oesterr. Cultur- u. Literaturbilder. Wien 1879. S. 59.
Wiener Fremdenblatt 1895, Nr. 229, S. 9.

Brunner, S.: Die Mysterien der Aufklärung in Österreich. Mainz 1869. S. 26, 112.
Richter: Geistesströmungen. 2. Aufl. Berlin 1876. II. S. 301 f., 320 ff., 329.
Richter: Aus der Messias- und Werther-Zeit. Wien 1882. S. 171.
v. Hofmann-Wellenhof: Michael Denis. Innsbruck 1881. S. 60 f., 331 ff., 359.
v. Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer. Wien 1885. S. 9, 33.
Werner, R. M.: Aus dem Josephinischen Wien. Berlin 1888. S. 15, 22, 103 u. ö.
Glossy, K.: JbGrillpGes. VIII, S. 304 und XIV, S. 114.
Glossy, K.: Josef Schreyvogels Tagebücher 1810—1813. 1903. Einleitung.
Gugitz, G.: JbGrillpGes. XVII, S. 55 ff., XVIII, S. 27 ff., XX, S. 271 ff.
Gugitz, G.: H. Löschenkohls Silhouettenfabrik. Zeitschr. f. Bücherfreunde X, S. 217.

c) Monographien über Alxinger und seine Werke.

Walch: Alxingerum cum Virgilio comparat. Schleusingae 1794. 8 S. 8°.
Walch: Alxingerum iterum cum Virg. comparat. Schleusingae 1800. Progr. 12 S. 4°.
Aigner, L.: „Br. Alxinger und die Berliner Landesloge" in d. Zeitschrift „Der Zirkel", Jahrg. XII. Wien 1882. S. 54 f.
Keil, R.: „Wiener Freunde 1784—1808". Wien 1883. S. 5, 21, 37 u. ö.
Werner, R. M.: in der Zeitschrift für die österreichischen Gymn. 1888. S. 760 ff.
Proehle, H.: Deutsche National-Litteratur. 57. Band. Berlin und Stuttgart 1890.
Probst, E.: „Johann Baptist von Alxinger". JbGrillpGes. VII. 1897. S. 171.
Werner, K.: „Johann Baptist von Alxinger". Wiener Zeitung 1897, Nr. 97 f.
Wollanka, J.: „Alxinger János Élete és Müvei" in den Egyetemes philologiai közlöny XXI. Budapest 1897. S. 693, 822, 907 [1]).
Wilhelm, G.: „Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger" in den Sitzungsber. d. k. Akad. d. W., phil.-hist. Cl., 140. Wien 1899.
Weil, H.: Die Quellen von Alxingers „Doolin von Mainz", im Programm des Gymnasiums in Mödling. 1902.
Weil, H.: Zu Alxingers „Bliomberis", im Programm des Gymnasiums in Klosterneuburg. 1904.
Widmann: „Steckbriefliches". (Zu J. B. v. Alxinger.) Gymnasium 22. Münster 1904.

[1]) In die Arbeit von Wollanka konnte ich mir leider nur einen flüchtigen Einblick verschaffen.

Distel, Th.: „Alxinger über die Xenien und römischen Elegien" in den Studien z. vergl. Literaturgesch. 5. Ergänzungsheft. 1905. S. 349.
Rommel, Otto: „Der Wiener Musenalmanach". Euphorion, 6. Ergänzungsheft. 1906. S. 162 u. ö.
Gugitz, G.: „Neues über J. B. von Alxinger". Wiener Zeitung 1907, Nr. 46.

Literatur.

Für die Charakteristik der Regierungszeit Maria Theresias wurden folgende Werke benutzt:

Wolf, Adam W.: Oesterreich unter Maria Theresia. Wien, bei K. Gerolds Sohn. 1855.
Arneth, A.: Maria Theresia und der Hofrath von Greiner. (Wiener Sitzungsberichte. 30. Bd. 1859. S. 307.)
Brunner, Seb.: Die Mysterien der Aufklärung in Österreich 1770 bis 1800. Mainz 1869.
Krones, Franz: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Berlin 1876.
Mayer, Franz Martin: Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Wien und Leipzig. 2 Bände. 2. Auflage. 1900.
Meyer, Christian: Oesterreich und die deutsche Kultur im vorigen Jahrhundert. (In der Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. Neue Folge I. 1891. S. 270.)
Pichler, Karoline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 4 Bände. Wien 1844.
Kurz, E.: Das Wiederaufleben deutscher Dichtung in Oesterreich. Krems 1864.
Richter, H. M.: Geistesströmungen. 2 Teile. 2. Auflage. Berlin 1876.
Richter, H. M.: Aus der Messias- und Werther-Zeit. Wien 1882.

Von der Literatur über die Regierungszeit Josephs II. sei an dieser Stelle genannt:

Pezzl, Johann: Charakteristik Josephs des Zweyten. 3. Auflage. Wien 1803.
Beer, Adolf: Die Zusammenkünfte Josephs II. und Friedrichs II. . . . Archiv für österr. Gesch. Bd. 47. 1871.
v. Ranke, Leopold: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 2. Ausgabe. Leipzig 1875. Der Sämtlichen Werke 31. und 32. Band.
Friedel, Johann: Briefe aus Wien . . . an einen Freund in Berlin. Leipzig und Berlin 1783.
Richter, Jos.: Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt? Wien 1787.
Risbeck, K.: Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. 2. Ausgabe. 1784.
Feßler, Dr.: Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. 2. Auflage. Leipzig 1851.

Gräffer, Frz.: Josephinische Curiosa. 5 Teile. Wien 1848—1850.
Schlitter, H.: Die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien und sein Aufenthalt daselbst. Wien 1892—1894. Fontes rerum Austric. 47. Bd.
Zenker, E. V.: Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. 2 Bände. 1892.
Zenker, E. V.: Geschichte der Journalistik in Österreich. Wien 1900.
Wiesner, A.: Denkwürdigkeiten der Oesterreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart. Stuttgart 1847.
Beidtel, J.: Geschichte der Österreichischen Staatsverwaltung 1740 bis 1848. 2 Bände. Innsbruck 1896.
Wiener Kronik. Historisch-politisch-philosophisch-litterärischen Inhalts. Zweiter Band. Wien 1785.
Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin. Gedruckt an der schlesischen Gränze. 1784.
Briefe aus Breßlau oder Beiträge zur Erklärung der zehn Briefe aus Oesterreich. Breßlau 1784.

Von der Literatur über die Regierungszeit Leopolds II. und Franz' II. ist außer den bereits angeführten Werken benutzt worden:

Briefe eines Franzosen, geschrieben im sechsten Jahre der Republik über die geheime Policey in Wien. Strasburg 1799.
Beytrag zur Characteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz' II. . . . Paris, bey Deferrieres im 8ten Jahre der franz. Republik.
(Knüppeln): Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien. Görlitz 1793.
Sendschreiben des Abate Andres über das Litteraturwesen in Wien. Wien 1795.
Fäulhammer, A.: Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794. Im Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg. 1893.
Bartsch, Rud.: Die Jakobiner in Wien. Oesterreich. Rundschau 7. Mai—Juli 1906. S. 504.
(Pipitz?) Der Jakobiner in Wien. Oesterr. Memoiren aus d. letzten Dezennium des 18. Jahrh. Zürich u. Winterthur 1842. (Zum größten Teil entlehnt aus dem „Beytrag z. Characteristik . . .".)

Abkürzungen.

Folgende Abkürzungen sind verwendet:

1780 = Gedichte des Herrn J. v. Alxinger. Halle 1780.
1784 = Alxingers sämmtl. poetischen Schriften. 1784.
1788 I u. II = Alxingers sämmtl. Gedichte. 2 Theile. 1788.
1794 = Alxingers Neueste Gedichte. 1794.
1812 = J. v. Alxingers sämmtl. Werke. 10 Bände. 1812.
Dool. = Doolin von Maynz, ein Rittergedicht. 1787. 2. Ausg. 1797.
Bliomb. = Bliomberis, ein Rittergedicht in 12 Gesängen. 1791.
A.H. = Anti Hoffmann. Stück I und II. 1792.
ÖM. = Österreichische Monathsschrift. 1793—1794.
Abafi = Geschichte d. Freimaurerei in Österr.-Ungarn. Budapest 1890.
ADB. = Allgemeine Deutsche Biographie.
ABL. = Archiv des Buchhändlerbörsenvereins, Leipzig.
AJG. = Archiv der Familie v. Goeckingk.
Beytrag z. Char. = „Beytrag zur Characteristik u. Regierungs-Gesch. der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz' II.".
Full = Briefe über den gegenwärt. Zustand d. Litt. (Der deutsche Zuschauer, Heft 23.)
Holtei = Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. 4 Teile. 1872.
JbGrillpGes. = Jahrbuch der Grillparzergesellschaft.
JsFr. = Journal für Freymaurer. Als Manuskript gedruckt. 1784—1786.
Keil = Robert Keil: „Wiener Freunde." Wien 1883.
ÖNE. = Österreichische National-Encyklopädie. 6 Bände.
ÖR. = Österreichische Rundschau.
Probst = Eugen Probst: „J. B. v. Alxinger". JbGrillpGes. VII.
Rommel = Otto Rommel: „Der Wiener Musenalmanach". Euphorion, 6. Ergänzungsheft.
Schütz = Darstellung seines Lebens. 2 Bände. Halle 1834.
Werner = R. M. Werner: „Aus dem Josephin. Wien." Berlin 1888.
Wilh. = Gustav Wilhelm: „Briefe des Dichters J. B. v. Alxinger". Wiener Sitzungsber. 1899.
WMA. = Wiener Musen-Almanach.
Wurzb. = Wurzbach: Biographisches Lexikon. 60 Bände.
ZÖG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

Lebenslauf.

Am 24. Juli 1885 wurde ich, Karl Rudolf Bulling, evangelisch-lutherischer Konfession, als Sohn des Fabrikbesitzers Adolf Bulling zu Ilmenau i. Thür. geboren. Ich besuchte sechs Jahre lang die Privatschule meiner Vaterstadt und fand Ostern 1898 Aufnahme in die Untertertia des Preuß.-Hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen, das ich Ostern 1904 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um mich in München dem Studium der Philologie zu widmen. 1905/1906 genügte ich meiner Dienstpflicht im Inf.-Regt. Nr. 95 und setzte dann mein Studium an der Universität Leipzig fort. Im Oktober 1910 legte ich zu Dresden die Turnlehrerprüfung ab.

Ich hörte in München Vorlesungen bei den Herren Professoren: Crusius, Doflein, Drerup, Goetz, Graetz, v. d. Leyen, Lipps, v. Müller, Muncker, Poehlmann, Voll und Weymann, in Leipzig bei den Herren Professoren: Barth, Bethe, Brugmann, R. Heinze, Jungmann, Köster, Lamprecht, Richter, Seeliger, Sievers, Studniczka, Volkelt, Wilcken, Wundt und Zarncke und nahm an den Seminar- und Proseminarübungen der Herren Professoren: Barth, R. Heinze, Jungmann, Köster, Lamprecht, Scholz, Seeliger und Sievers mehrere Semester hindurch teil.

Allen meinen verehrten Lehrern, insbesondere Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Albert Köster, der mir jederzeit mit Rat und Tat gern zur Seite stand, sage ich meinen herzlichsten Dank.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.